

**Die Kunst des Hungerns**  
Anorexie in literarischen und medizinischen Texten  
um 1900

Dissertation  
Zur Erlangung des Grades einer Doktorin der Philosophie  
beim Fachbereich Sprachwissenschaften  
der Universität Hamburg

vorgelegt von  
Nina Diezemann  
aus Gießen  
Hamburg, 2005

Als Dissertation angenommen vom Fachbereich Sprach-, Literatur- und  
Medienwissenschaft der Universität Hamburg aufgrund der Gutachten

von Prof. Dr. Jörg Schönert  
und Prof. Dr. Ortrud Gutjahr

Hamburg, den 13.10.2004

Eine überarbeitete Version dieser Arbeit  
erscheint im Herbst 2005 unter dem Titel

**Die Kunst des Hungerns. Essstörungen in Literatur und Medizin um 1900**

im Kulturverlag Kadmos, Berlin.

Der Hunger wird geradezu populär. Die Wissenschaft beschäftigt sich mit ihm. [...] Die Kunst geht nach ihm aus.

Marie Herzfeld: Knut Hamsun (1890)

## Inhaltsverzeichnis

<i>I. Einleitung und Methodik</i> .....	<i>Seite 6</i>
1. Einführung: Schriftstellerkost und leicht verdauliche Lektüren.....	6
2. Forschungsüberblick .....	8
3. Text und Kontext in einer kulturgeschichtlich orientierten Literaturwissenschaft .....	15
4. Die Literarizität medizinischer Fallgeschichten .....	16
5. Literaturbegriff in dieser Arbeit.....	19
6. Textualität von Geschichte/Geschichtlichkeit von Texten.....	21
7. Kulturwissenschaft des Essens .....	27
8. Fazit und Gang der Darstellung .....	31
<i>II. Nervennahrung – Die Verwissenschaftlichung der Ernährung und die Krankheit der Nerven</i> .....	<i>Seite 33</i>
1. Einleitung .....	33
2. Ökonomie der Kräfte.....	35
3. Anorexie als Symptom .....	39
4. Ernährungstherapien für Nervenranke .....	41
5. Essen im (literarischen) Sanatorium .....	48
6. Diätetik des Seelenlebens .....	55
7. Zwei Krankheitsbilder bei Theodor Fontane.....	63
8. Fazit.....	69
<i>III. Patientinnen – Anorexie als weibliches Leiden</i> .....	<i>Seite 71</i>
1. Einleitung .....	70
2. Die ‚Entdeckung‘ der <i>Anorexia nervosa</i> bzw. der <i>Anorexie hystérique</i> .....	70
3. Ätiologien .....	75
4. Therapien .....	80
5. Patientinnen und Ärzte .....	83
6. Das Problem der geistigen Nahrung .....	89
7. Fazit.....	93
<i>IV. Hungerkünstler – Ansichten männlichen Fastens</i> .....	<i>Seite 97</i>
1. Einleitung .....	97
2. Junge Männer, die von Austern leben.....	98
3. Ein Gewinn für die Wissenschaft .....	103
4. „Die Mysterien der Nerven in einem ausgehungerten Körper“.....	115
5. Essen und Schreiben .....	123
6. Verarbeiten und Verdauen, Ekel vor Sprache und Speisen.....	126
7. Exkurs zu Verdauen und Verarbeiten bei Nietzsche .....	132
8. Fazit.....	136

<i>V. Magerkeit, Essen und Schreiben bei Franz Kafka</i> .....	<i>Seite 138</i>
1. Einleitung .....	138
2. Kafkas Ernährungs- und Körpervorstellungen im Kontext der zeitgenössischen Medizin.....	139
3. Geschriebene Speisen – verspeistes Geschriebenes .....	148
4. Essen und Essstörungen in „Die Verwandlung“ (1915) .....	154
5. Gregor Samsas Anorexie.....	161
6. Die Kunst des Hungerkünstlers in „Ein Hungerkünstler“ (1924).....	165
7. Der Körper des Hungerkünstlers .....	170
8. Fazit.....	175
<i>VI. „Brotverabreichungsbeziehungen“ bei Robert Walser</i> .....	<i>Seite 177</i>
1. Einleitung .....	177
2. „Brotverabreichungsbeziehungen“ .....	178
3. Der bevorzugte Körper.....	183
4. Zarte Zeilen.....	185
5. Essen in <i>Der Gehülfe</i> (1908) und <i>Jakob von Gunten</i> (1909) .....	186
6. Poetologische Strategie .....	194
7. Fazit der Walser-Analyse .....	203
8. Anorexie und moderne Erzählverfahren: Der Fall Renata.....	204
9. Kind bleiben: Verbindung zwischen Renata und Walser.....	208
<i>VII. Schluss</i> .....	<i>Seite 213</i>
1. Fazit: Hungern und Schreiben .....	213
2. Ausblick: Anorexie in der Literatur des 20. Jahrhunderts.....	215
<i>Literaturverzeichnis</i> .....	<i>Seite 222</i>
1. Primärliteratur.....	222
1.1. Siglen zu Kafka und Walser .....	222
1.2. Weitere literarische Texte .....	222
1.3. Medizinische Texte und weitere zitierte Primärliteratur.....	223
1.4. Zeitungen.....	226
2. Sekundärliteratur .....	227
<i>Abbildungen</i> .....	<i>Seite 237</i>

## I. Einleitung und Methodik

### 1. Einführung: Schriftstellerkost und leicht verdauliche Lektüren

„Dickleibige Dichter sind etwas wie ein Ding der Unmöglichkeit“, schreibt Robert Walser 1917 in seinem Prosastück „Poetenleben“. „Einem Poeten steht Schlankheit an; er gewähre einen durchgeistigten Anblick. Schon aus beträchtlicher Entfernung soll man ihm ansehen können, daß er sich verhältnismäßig mehr mit tagelangem Denken als mit stundenlangem materiellem Schwelgen abgibt“ (SW 6 [1916], 126f.).<sup>1</sup> Der Schweizer Autor – selbst während seiner Zeit in Berlin, als er dieses Prosastück verfasste, ein notorischer Vielfraß<sup>2</sup> – zitiert ein Bild, das im ausgehenden 19. Jahrhundert wiederbelebt wurde. Grund für diese Revitalisierung des schon zu Beginn des Jahrhunderts aufgekommenen Klischees war das veränderte Ernährungsverständnis, durch das auch der „magere Dichter“ eine neue Bedeutung gewann.

Magerkeit wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert zunehmend mit der pathologischen Nervosität verknüpft. Wer nervös ist, ist mager, und so liegt umgekehrt stets der Schluss nahe, dass Magerkeit ein Nervenleiden impliziert. Nerven und Nahrung hängen zusammen, das zeigt auch das heute noch ironisch verwendete Wort Nervennahrung, das auf eine medizinische Debatte über die Therapie von Nervenleiden mit Mastkuren rekurriert. Die Krankheit *Anorexia nervosa*, 1873 zum ersten Mal beschrieben, erschien – im Unterschied zu ihrer heutigen Nosologie – geradezu als Musterfall dieser Verbindung. Hinzu kam ein wachsendes Interesse am Stoffwechsel, an der physiologischen Beschreibung des Körpers und seiner Funktionen. Mit den neuen Körperbildern veränderte sich die Wahrnehmung von Speisen. Berechenbare Nährwerte machten nun die Qualität von Speisen aus. Davon blieben auch die Schriftsteller nicht unbeeinflusst; was der Schriftsteller isst oder nicht isst, wirkt sich nicht nur auf seinen Stoffwechsel, die Reproduktion seines Körpers, sondern auch auf die Produktion von Textkörpern, auf sein Schreiben aus.

Diese Arbeit beschäftigt sich mit Fragen der Ernährung und der Nahrungsabstinenz in literarischen und medizinischen Texten. Dabei soll es nicht darum gehen, im Sinne

---

<sup>1</sup> In allen Zitaten sind die unterstrichenen Worte vom jeweiligen Verfasser kursiv oder gesperrt gedruckte Hervorhebungen, die kursivierten meine Hervorhebungen.

<sup>2</sup> Catherine Sauvat: *Vergessene Weiten. Biographie zu Robert Walser* [1989], Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995, S. 90.

der Einflussforschung medizinisches Wissen – etwa die Darstellung des freiwilligen Hungerns oder des abgemagerten Körpers – in der Literatur nachzuweisen. Vielmehr werden im methodischen Anschluss an den *New Historicism* Aneignungs- und Transformationsprozesse zwischen den beiden Diskursen herausgearbeitet, die sowohl die inhaltliche als auch die formale Ebene der Texte umgreifen. Indem medizinische Darstellungen als Texte aufgefasst werden, die sich bestimmter, auch literarischer Darstellungstechniken bedienen, um Wissen zu generieren und zu repräsentieren, kommt Medizin als „kulturelle Praxis“<sup>3</sup> in den Blick. Für die Literatur der Jahrhundertwende kann so ein historischer Kontext erschlossen und die anderswo als „selbstnegatorischer Impuls“<sup>4</sup>, als Sprach- oder Sinnkrise beschriebene Selbstreflexivität moderner Literatur in einen historischen Bezugsrahmen gestellt werden. Diese Referenzsysteme ermöglichen zudem neue Einsichten in die Texte Franz Kafkas und Robert Walsers, die bisher oft als hermetisch und ohne Bezug zu ihrer Entstehungszeit aufgefasst wurden.

In den hier untersuchten literarischen Texten – neben Kafka und Walser wären hier die Autoren und Autorinnen Theodor Fontane, Hedwig Dohm, Gabriele Reuter, Knut Hamsun, Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, Friedrich Nietzsche zu nennen – spielt das Thema dieser Arbeit ‚Hungern‘ beziehungsweise ‚Essen‘ eine unterschiedlich große Rolle. Auch wenn das Essen nur in wenigen dieser Texte wie Hamsuns Roman *Hunger* (1890) ein zentrales Motiv ist, so erweisen sich die bereits angedeuteten Aspekte für die Repräsentation von Essen und von Nahrungsverzicht im Bedeutungsgeflecht der untersuchten Prosa als konstitutiv. Die Auswahl der Texte ist einerseits thematisch begründet; andererseits lassen sie sich jeweils vor ihrem literaturhistorischen Hintergrund analysieren, so dass Erzählweisen vom Realismus bis hin zu den divergierenden Programmen der Moderne dabei in der Rede über Essen beziehungsweise Nahrungsverzicht deutlich werden.

Der zweite Teil des Quellenkorpus dieser Arbeit setzt sich zusammen aus medizinischen Monographien, Aufsätzen, Studien und Handbüchern, die im Zeitraum von 1870 bis 1920 erschienen. Ich beschränke mich dabei nicht nur auf

---

<sup>3</sup> So der Titel des Sammelbandes von Hans Erich Bödeker/Peter Hanns Reill/Jürgen Schlumbohm (Hgg.): *Wissenschaft als kulturelle Praxis 1750-1900*, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts Nr. 154, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1999.

<sup>4</sup> Hans-Ulrich Treichel: *Über die Schrift hinaus. Franz Kafka, Robert Walser und die Grenzen der Literatur*, in: Ders.: *Über die Schrift hinaus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2000, 28-49, S. 33.

deutschsprachige Texte, da im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in Europa ein Transfer medizinischen Wissens stattfand und die deutsche Debatte nur vor dem Hintergrund englischer und französischer Texte verständlich wird.<sup>5</sup> Selbst wenn diese Texte *wie* literarische Texte gelesen und auf ihre Metaphern, narrativen Muster etc. hin untersucht werden, sehe ich vom medizinhistorischen Entstehungskontext nicht vollständig ab, wie noch ausführlicher erläutert wird.

## 2. Forschungsüberblick

Eine solche doppelte Kontextualisierung, die medizinische Texte mit ihrer zeitgenössischen literarischen Schreibpraxis einerseits und literarische Texte mit ihrer zeitgenössischen medizinischen Schreibpraxis andererseits in Beziehung setzt, wurde für den Gegenstand dieser Arbeit bisher nicht vorgenommen. Dabei ist die Geschichte freiwilliger Nahrungsabstinenz vom Mittelalter bis heute durch Arbeiten von Joan Jacobs Brumberg sowie Walter Vandereycken, Rolf Meermann und Ron van Deth gut dokumentiert.<sup>6</sup> Tilmann Habermas konzentriert sich auf das ausgehende 19. und 20. Jahrhundert und versucht durch retrospektive Fallidentifizierung die Geschichte der *Anorexia nervosa* und *Bulimia nervosa* zu präzisieren.<sup>7</sup>

In den 1980er und 1990er Jahren nahmen die Essstörungen zumindest in der medialen Wahrnehmung epidemische Ausmaße an. Diese Präsenz des Themas trug zu einer Beschäftigung mit der Geschichte freiwilliger Nahrungsabstinenz bei. Versteht man Essstörungen als nicht nur biologisch und psychologisch bedingt, sondern als eine aus

---

<sup>5</sup> Tilmann Habermas/Walter Vandereycken/Ron van Deth: Die Anorexia nervosa in der deutschsprachigen medizinischen Literatur des 19. Jahrhunderts, in: *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie* 40 (1990), 466-473, S. 466. Die Übersetzungen der englisch- und französischsprachigen Texte sind, soweit keine zeitgenössische Übersetzung vorliegt und es nicht anders angegeben wird, von mir.

<sup>6</sup> Joan Jacobs Brumberg: *Todeshunger. Die Geschichte der Anorexia nervosa vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt am Main u.a.: Campus, 1994; Walter Vandereycken/Ron van Deth/Rolf Meermann: *Hungerkünstler, Fastenwunder, Magersucht. Eine Kulturgeschichte der Eßstörungen*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1992.

<sup>7</sup> Tilmann Habermas: *Heißhunger. Historische Bedingungen der Bulimia nervosa*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1990; Tilmann Habermas: *Zur Geschichte der Magersucht. Eine mediznpsychologische Rekonstruktion*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1994. Siehe auch den Aufsatz Habermas/Vandereycken/van Deth: Anorexia nervosa. Die englische Fassung ist etwas ausführlicher: Tilmann Habermas/Walter Vandereycken/Ron van Deth/Rolf Meermann: The Medical History of Anorexia Nervosa in Germany in the 19th Century, in: *International Journal of Eating Disorders* 10 (1991), 473-490.



der (Ess-)Kultur einer Gesellschaft resultierende Krankheit,<sup>8</sup> so bieten sich andere Epochen als Kontrast- oder Vergleichsbild an. In der Geschichte machte man eine Reihe prominenter Magersüchtiger aus, gewissermaßen Identifikationsfiguren für heutige Kranke. Elisabeth von Österreich<sup>9</sup> wurde so als anorektisch diagnostiziert und mit ihr eine ganze Reihe von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, für deren scheinbar abweichendes Essverhalten oder manisches Spaziergehen nun ein passendes Etikett gefunden zu sein schien. In einem Illustrierten-Artikel über die angeblich magersüchtige Prinzessin von Schweden wurde der Autor Franz Kafka gar zum „berühmtesten Magersüchtigen des Jahrhunderts“ gekürt.<sup>10</sup>

Solche Pathographien finden sich nicht nur in der populären Medizingeschichtsschreibung, sondern auch in literaturwissenschaftlichen Arbeiten, wie etwa den von Sandra Gilbert und Susan Gubar, die freiwilliges Hungern zum Leitmotiv weiblichen Schreibens im 19. Jahrhundert erklären.<sup>11</sup> Heather Kirk Thomas behauptet, Emily Dickinson habe ihre „artistic consciousness“ erweitert, indem sie nicht aß, und Deborah Ann Thompson weist Christina Rosetti Essstörungen nach.<sup>12</sup> Diese und andere Arbeiten beschreiben Anorexie in literarischen Texten zwar als spezifisches Phänomen in der modernen Literatur, richten ihre Perspektive jedoch nahezu ausschließlich auf die literarischen Texte.<sup>13</sup> Mark Anderson legt seinem

---

<sup>8</sup> Joan Jacobs Brumberg: From Psychiatric Syndrom to „Communicable Disease“: The Case of Anorexia Nervosa, in: Charles E. Rosenberg/Janet Golden (Hgg.): *Framing Disease*, New Brunswick: Rutgers University Press, 1992, 134-154; Elisabeth G. Liles/Stephen C. Woods: Anorexia Nervosa as Viable Behaviour: Extreme Self-Deprivation in Historical Context, in: *History of Psychiatry* 10 (1999), 205-225; Susan Bordo: Anorexia Nervosa: Psychopathology as the Crystallization of Culture, in: Irene Diamond/Lee Quinby (Hgg.): *Feminism and Foucault. Reflections on Resistance*, Boston: Northeastern University Press, 1988, 87-117.

<sup>9</sup> Walter Vandereycken/Ron van Deth: The Anorectic Empress: Elisabeth of Austria, in: *History Today* 46 (1996), 12-19; Peter Daily: Elizabeth Barret Browning, in: *Journal of Medical Biography* 1 (1993), 102-107.

<sup>10</sup> *Bunte* 21 (1998), 94.

<sup>11</sup> Sandra Gilbert/Susan Gubar: *The Madwoman at the Attic. The Women Writer and the Nineteenth Century Imagination*, New Haven: Yale University Press, 1979.

<sup>12</sup> Heather Kirk Thomas: Emily Dickinsons „Renunciation“ and Anorexia Nervosa, in: *American Literature* 60 (1991), 205-225, S. 224; Deborah Ann Thompson: Anorexia as Lived Trope: Christina Rossetti's „Goblin Market“, in: *Mosaic* 24 (1991), 89-106.

<sup>13</sup> Zu nennen wäre auch Paula Marantz Cohen, die konstatiert, die geschlossenen Systeme Familie und *Domestic Novel* funktionierten ähnlich: Paula Marantz Cohen: The Anorexic Syndrom and the Nineteenth-Century Novel, in: Lilian R. Furst/Peter W. Graham (Hgg.): *Disorderly Eaters: Texts in Self-Empowerment*, University Park: Pennsylvania State University Press, 1992, 125-139. Gillian Brown vergleicht die Situation der Figur Bartleby in Herman Melvilles gleichnamiger Erzählung mit der viktorianischer Frauen. Die Angst vor dem öffentlichen Raum und die Verbannung ins Private ist auch Gegenstand der Hysterie- und Nervositätstheorien dieser Zeit, die die Bewegung von Frauen in der Öffentlichkeit etwa in Form von Erwerbstätigkeit zur Ursache von Krankheiten machen. Anorexie

Aufsatz „Anorexia or Modernism, or How I learned to Diet in All Directions“, der die Anorexie in kanonischen Texten der literarischen Moderne untersucht – in Hugo von Hofmannsthals „Chandos Brief“ (1902), in Franz Kafkas „Die Verwandlung“ (1915) und in seinen autobiographischen Texten sowie in Herman Melvilles „Bartleby“ (1853) –, eine heutige Definition der Magersucht zugrunde.<sup>14</sup> Maud Ellmanns *Die Hungerkünstler* oder Leslie Ann Heywoods *Dedication to Hunger* gehen davon aus, dass Hungern beziehungsweise Nahrungsverweigerung als Empfindung historisch unveränderlich bleibt.<sup>15</sup> Im Unterschied dazu haben Arbeiten wie Caroline Walker Bynums Studie über das Fasten von Frauen im Mittelalter<sup>16</sup> oder Catherine Gallaghers Aufsatz über die Kartoffel<sup>17</sup> gezeigt, dass Hunger kein Gefühl jenseits von Geschichte ist, sondern was jeweils als Hunger empfunden wird mit der Bedeutung von Essen, dem Symbolwert bestimmter Speisen der historischen Situation zusammenhängt. Dies

---

befestigt den agoraphobischen Rückzug von der Welt, indem sich das Individuum von jeder Form des sozialen Austauschs ausnimmt. Indem eine Person nicht isst, realisiert sie am eigenen Leib das perfekte „häusliche Ideal“: Körper wie „Heim“ seien von der Außenwelt vollkommen abgeschottet. Gillian Brown: *The Empire of Agoraphobia*, in: *Representations* 20 (1987), 134-157. Eine Verortung weiblicher Anorexie in der Literatur in der viktorianischen Kultur unternimmt Helena Michie: *The flesh made word: female figures and women's bodies*, New York: Oxford University Press, 1987. Zum französischen Roman des 19. Jahrhunderts siehe Patricia A. McEachern: *Deprivation and Power: The Emergence of Anorexia Nervosa in Nineteenth-Century French Literature*, Westport: Greenwood, 1998. Mit der Einstellung von Frauen zum Essen in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts beschäftigt sich auch der Sammelband: Tamar Heller/Patricia Moran (Hgg.): *Scenes of the Apple. Food and the Female Body in Nineteenth- and Twentieth-Century Women's Writing*, Albany: New State University Press, 2003.

<sup>14</sup> Mark Anderson: *Anorexia and Modernism, or How I learned to Diet in All Directions*, in: *Discourse* 11 (1988/89), 28-41, S. 35.

<sup>15</sup> Maud Ellmann: *Die Hungerkünstler. Hungern, Schreiben, Gefangenschaft*, Stuttgart: Reclam, 1994; Leslie Ann Heywood: *Dedication to Hunger. The Anorexic Aesthetic in Modern Culture*, Berkeley: University of California Press, 1996. Ähnlich wie Heywood argumentiert auch Frances Kerr in ihrem Aufsatz. Frances Kerr: „Nearer the Bone“: Louise Bogan, Anorexia, and the Political Unconscious of Modernism, in: *Literature Interpretation Theory* 8 (1998), 305-330. Siehe auch Sue Vice: *The Well-Rounded Anorexic Text*, in: Tim Armstrong (Hg.): *American Bodies: Cultural Histories of the Physique*, New York: New York University Press, 1996, 196-203. Zu nennen wären an dieser Stelle auch die Arbeiten der Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun, die Anorexie mit historischen Vorstellungen von Weiblichkeit in Verbindung setzt: Christina von Braun: „Frauenkrankheiten“ als Spiegelbild der Geschichte, in: Farideh Akashe-Böhme (Hg.): *Von der Auffälligkeit des Leibes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995, 98-129; Christina von Braun: *Das Kloster im Kopf. Weibliches Fasten von mittelalterlicher Askese zu moderner Anorexie*, in: Karin Flaake/Vera King (Hgg.): *Weibliche Adoleszenz*, Frankfurt am Main u.a.: Campus, 1992, 213-139; Christina von Braun: *Die schamlose Schönheit des Vergangenen*, Frankfurt am Main: Verlag Neue Kritik, 1989.

<sup>16</sup> Caroline Walker Bynum: *Holy Feast and Holy Fast: The Religious Significance of Food to Medieval Woman*, Berkeley: University of California Press, 1987. Eine divergierende Lesart der Heiligenlegenden bietet Rudolph Bell an, der, wie schon der Titel seines Buches suggeriert, stärker von einer Kontinuität weiblichen Fastens ausgeht: Rudolph Bell: *Holy Anorexia*, Chicago: University of Chicago Press, 1985.

<sup>17</sup> In dem gemeinsam mit Stephen Greenblatt verfassten Band: Catherine Gallagher/Stephen Greenblatt: *Practicing New Historicism*, Chicago/London: University of Chicago Press, 2000.

wird auch durch Irmgard Eggers Kontextualisierung von Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* in seinen zeitgenössischen Diätetik- und Askese-Diskursen deutlich: Egger zeigt, dass Otilies spektakulärer Hungertod vor dem Hintergrund dieser Debatten zu lesen und zu verstehen ist.<sup>18</sup>

Der symbolische Wert von Essen, Speiseritualen und -regeln in verschiedenen Kulturen ist schon immer Gegenstand der Anthropologie gewesen und hat mit der Alltagsgeschichte längst in die Geschichtswissenschaft Einzug gehalten.<sup>19</sup> In der Literaturwissenschaft hingegen, zumal in der Germanistik, blieb die Beschäftigung mit Essen in der Literatur, trotz der Arbeiten von Gerhard Neumann und Alois Wierlacher,<sup>20</sup> eher eine Randerscheinung. Im Zuge einer stärker kulturwissenschaftlich ausgerichteten Literaturwissenschaft hat nun auch die Darstellung des Essens in der Literatur mehr Aufmerksamkeit erfahren. Vor diesem Hintergrund entfaltet Karin Becker ihre umfassende Studie zum Essen im französischen Roman des 19. Jahrhunderts; Becker konstatiert die literarischen Texte mit anthropologischen und psychologischen Beiträgen zur Essensthematik wie mit der Geschichte der Feinschmeckerkultur in Frankreich.<sup>21</sup> Balzac, Flaubert, Zola und Maupassant, so zeigt sie, partizipierten an der *Gourmandise* und setzten sie in ihren Romanen in Szene.

Bei den beiden in dieser Arbeit analysierten Autoren, Franz Kafka und Robert Walser, wurden bislang wenige Bezüge zur Kultur ihrer Entstehungszeit hergestellt. Essen –

---

<sup>18</sup> Irmgard Egger: *Diätetik und Askese: zur Dialektik der Aufklärung in Goethes Romanen*, München: Fink, 2001. Somit hat die von Jochen Hörisch konstatierte „Subversion von Signifikanz“ durch Otilies Anorexie auch eine historische Dimension, denn Goethe ließ sie die Prinzipien der Lebensführung gleichsam übererfüllen. Jochen Hörisch: „Die Himmelfahrt der bösen Lust“ in Goethes „Wahlverwandtschaften“. Versuch über Otiliens Anorexie, in: Norbert Bolz (Hgg.): *Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur*, Hildesheim: Gerstenberg, 1981, 308-322.

<sup>19</sup> Eine Übersichtsdarstellung für die Anthropologie bietet Carole M. Cournihan: Food in Anthropology, in: *International Encyclopedia of Social and Behavioral Science*, Oxford: Elsevier Science Publishers, 2002, 5715-5719. Siehe auch Eva Barlösius: *Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung*, Weinheim/München: Juventa Verlag, 1999.

<sup>20</sup> Gerhard Neumann: Das Essen in der Literatur, in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 23 (1982), 173-190; Alois Wierlacher: *Das Essen in der Deutschen Literatur. Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass*, Stuttgart: Kohlhammer, 1987.

<sup>21</sup> Karin Becker: *Der Gourmand, der Bourgeois und der Romancier. Die französische Eßkultur in Literatur und Gesellschaft des bürgerlichen Zeitalters*, Analecta Romanica Heft 60, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 2000.

obwohl im Werk der Autoren schon quantitativ ein gewichtiges Thema<sup>22</sup> – spielte bislang eine eher untergeordnete Rolle.

Da Franz Kafkas Werk als hermetisch gilt und scheinbar von jedem Bezug zu einer bestimmten Kultur oder historischen Situation frei ist, wurde vor allem versucht, die Bedeutung seiner Texte zu entschlüsseln.<sup>23</sup> Literaturhistorische Arbeiten zu Franz Kafka hingegen gibt es nur wenige.<sup>24</sup> Mark Anderson und Sander Gilman stellen Kafkas Texte in den Kontext zeitgenössischer Diskurse, die für diese Untersuchung relevant sind.<sup>25</sup> Anderson arbeitet die Bedeutung von Kleidung in Kafkas Werk heraus, indem er ihre Darstellung in den literarischen Texten und in zeitgenössischen literarischen, ästhetischen, juristischen und ‚Weltanschauungs‘-Debatten untersucht.<sup>26</sup> Dabei beschäftigt er sich zugleich damit, wie Körpervorstellungen des Jugendstils in Kafkas Werk verarbeitet werden.<sup>27</sup> Anderson betont die Parallelität von Kafkas Entwicklung vom Dandy zum Asketen und seiner künstlerischen Entwicklung vom Ästhetizismus zur Moderne.<sup>28</sup>

Sander Gilman sieht Kafkas Reflexionen über „the meaning of his body“ als Schnittpunkt kultureller Vorstellungen seiner Zeit.<sup>29</sup> Er zeichnet drei verschiedene, miteinander verzahnte Diskurse (Krankheit, Rasse und Geschlecht) nach, in denen der Körper eine Rolle spielt. Er zeigt, wie diese Diskurse mit einer – wie Gilmans

---

<sup>22</sup> Gerhard Neumann zählt bei Kafka 500 Stellen, die sich mit dieser Thematik auseinandersetzen: Gerhard Neumann: Hungerkünstler und Menschenfresser. Zum Verhältnis von Kunst und kulturellem Ritual im Werk von Franz Kafka, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 66 (1984), 347-388, S. 348, Fnt. 341. Bei Robert Walser dürften es ähnlich viele sein. Siehe zu Walsers kulinarischer Obsession auch Iris Denneler: „Erzähle ich eine Geschichte, so denke ich ans Essen“. Zur kulinarischen Poetologie Robert Walsers, in: *Wirkendes Wort* 49 (1999), 46-62.

<sup>23</sup> Benno Wagner hat das Problem der „Bedeutungsfälle“ in der Einleitung zu seiner Habilitationsschrift pointiert zusammengefasst. Benno Wagner: *Der Unversicherbare. Kafkas Protokolle*, Habilitationsschrift Universität-Gesamthochschule Siegen 1997, S. 3-6.

<sup>24</sup> Vgl. dazu allgemein Ritchie Robertson: In Search of Historical Kafka: A Selective Review of Research, 1980-1992, in: *The Modern Language Review* 89 (1994), 107-137. Siehe auch Mark Anderson: *Kafka's Clothes: Ornament and Aestheticism in the Habsburg Fin de Siècle*, Oxford/New York: Oxford University Press, 1992, S. 10.

<sup>25</sup> Außerdem wären noch folgende historische Untersuchungen zu nennen: Walter Müller-Seidel: *Die Deportation des Menschen: Kafkas Erzählung In der Strafkolonie im europäischen Kontext*, Stuttgart: Metzler, 1986; Walter Bauer-Wabnegg: *Monster und Maschinen, Artisten und Technik in Franz Kafkas Werk*, in: Wolf Kittler/Gerhard Neumann (Hgg.): *Franz Kafka: Schriftverkehr*, Rombach Wissenschaft: Reihe Litterae, Freiburg: Rombach, 1990, 316-382.

<sup>26</sup> Anderson: *Kafka's Clothes*.

<sup>27</sup> Ebd., S. 77ff.

<sup>28</sup> Ebd., S. 123.

<sup>29</sup> Sander L. Gilman: *Franz Kafka. The Jewish Patient*, New York: Routledge, 1995, S. 3.

geschickte Dramaturgie suggeriert – tödlichen Konsequenz das Körperbild Kafkas prägen.<sup>30</sup> Selbst wenn der Klappentext von *The Jewish Patient* mit der Frage beginnt: „Was Kafka anorexic?“, findet sich in dem Buch nur *ein* Hinweis auf Anorexie. So wie der tuberkulosekranke Kafka den für ihn von seiner Kultur prädestinierten Körper einnimmt,<sup>31</sup> hat auch sein „Hungerkünstler“ keine Wahl:

It is a specific form of anorexia nervosa from which this figure suffers, fashioned by dictates of his body and his mind, as understood by the culture in which he lived. His body manifests the predisposition of the Jewish or tubercular body to disease. It is evident that this skeletal body, in the discourse of the time, was understood as feminized body.<sup>32</sup>

Während sich sowohl Anderson als auch Gilman letztlich auf thematische Überschneidungen zwischen Kafkas autobiographischen und literarischen Texten und den zeitgenössischen Diskursen beschränken, stellt Benno Wagners Arbeit *Der Unversicherbare. Kafkas Protokolle* eine umfassendere Kontextualisierung dar. Wagners Erkenntnisinteresse gilt nicht nur der „Entdeckung und Rekonstruktion bislang entweder übergangener oder unterbelichteter Diskurse und Debatten, die als Auslöser und Materialressource der Literaturproduktion Kafkas gelten müssen“<sup>33</sup>, sondern auch den „Verfahren und Techniken der Transposition und Transformation der dort verhandelten Konflikte und Problematiken in Kunstsprache“<sup>34</sup>.

---

<sup>30</sup> So montiert Gilman im letzten Abschnitt – übertitelt mit „Kafka goes to Camp“ – Sanatorien mit Strafkolonien, Kafkas Tod im Sanatorium mit dem Tod seiner Schwestern im Konzentrationslager. Der Tod Kafkas, impliziert Gilman, antizipiere die nationalsozialistische Vernichtungspolitik, denn auch diese habe an den geschilderten antisemitischen Diskurs über den jüdischen Körper angeknüpft. Das ist ein in dieser Zuspitzung problematischer Schluss. Der Konnex zwischen Nerven und Nahrung ist wenig im Hinblick auf die Differenzen zwischen christlichen und jüdischen Körper- und Ernährungskonzeptionen untersucht worden. Medizingeschichten der Anorexie suchen die historisch-kulturellen Vorbilder für Nahrungsabstinenz vor allem in den Reinheits- und Heiligkeitsvorstellungen der christlichen Religion. Allerdings finden sich gerade im Judentum viele Restriktionen, die die Nahrung betreffen und deren Übertretung beziehungsweise Einhaltung als Maßstab für die Assimilation im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert verstanden werden kann. Zudem ist auch der medizinische Diskurs nicht frei von rassistischen und antisemitischen Zuschreibungen. Der Budapester Neurologe und Internist Bertold Stiller schreibt etwa über die von ihm beschriebene Krankheit „Asthenie“: „Am häufigsten ist dieselbe, wie alle Nervenkrankheiten, bei der jüdischen Rasse; offenbar das Ergebnis des beispiellosen Druckes von fast zwei Jahrtausenden.“ Bertold Stiller: *Grundzüge der Asthenie*, Stuttgart: Enke, 1916. Gilmans Arbeit schließt an solche Bestimmungen an, wenn er Nervosität als spezifisch jüdisch und Hypochondrie als Bestandteil „jüdischer Selbstrepräsentation“ bezeichnet; Gilman: *The Jewish Patient*, S. 63. Da ich in dieser Arbeit jedoch den Bezug zum medizinischen Diskurs herstelle, der auch nichtjüdische Patienten betraf, wird die Beziehung Essen – Judentum in dieser Arbeit nicht explizit behandelt.

<sup>31</sup> Gilman: *The Jewish Patient*, S. 191.

<sup>32</sup> Ebd., S. 237.

<sup>33</sup> Wagner: *Der Unversicherbare*, S. 6.

<sup>34</sup> Ebd. Wie der Versicherungsexperte Dr. Franz Kafka die in der Anstalt erlernten Techniken auch für seine literarischen Texte nutzt, zeigt Wagner detailliert in einem Aufsatz. Benno Wagner: Poseidons

Ein grundlegender Text zu Kafkas Erzählung „Ein Hungerkünstler“ und zu der Bedeutung von Essen in seinem Werk ist Gerhard Neumanns Aufsatz „Hungerkünstler und Menschenfresser“. In seiner Lektüre wird der ausgezehnte Körper des Hungerkünstlers zur universellen Erfahrung und das Schreiben über Essen zum konstitutiven Moment von Kafkas Werk.

Kafkas Rede vom Essen, die überall in seinem Werk, auch in den Briefen und Tagebüchern, sich findet, ist die vielleicht eigentümlichste Leistung seines Schreibens: der Entwurf einer Ästhetik, die die menschlichen Wünsche beim Wort nimmt, gleichzeitig aber durch Widerruf zum Geständnis ihrer Uneigentlichkeit erpreßt.<sup>35</sup>

Die Erzählung „Ein Hungerkünstler“ ist für Neumann Kristallisationspunkt unterschiedlicher Sinnebenen: Auf der ersten Ebene wird die Erzählung in den Kontext der Biographie Kafkas und kultureller Esssysteme gestellt,<sup>36</sup> auf der zweiten in verschiedene sozialhistorische Kontexte (Religion, Medizin, Selbsterfahrung des Menschen durch artistische Leistungen),<sup>37</sup> ohne dass diese (wie bei Anderson, Gilman und Wagner) expliziert werden. Auf der dritten Ebene deutet Neumann die Erzählung in einem anthropologischen Modell des menschlichen Spiels.<sup>38</sup> Schließlich arbeitet er die metaliterarische Bedeutungsdimension heraus: Der bis zum Verschwinden abgemagerte Körper sei „eine Verabsolutierung, damit aber zugleich eine Negativierung aller Zeichenkomponenten“<sup>39</sup>.

Die Rezeption des Werkes Robert Walsers blendete zunächst ebenfalls dessen historischen Kontext vielfach aus, ging es doch gerade darum, einen „vergessenen“ Autor zu kanonisieren. Peter Utz hat jedoch inzwischen in einer Studie herausgearbeitet, „wie intensiv sich dieses Werk aus Zeitwörtern nährt“<sup>40</sup>. In seinem Buch wird deutlich, wie stark Walsers Schreiben von seinen zeitgenössischen Diskursen über Nervosität, Weltuntergänge und die Alpen geprägt ist, er in seinen

---

Gehilfe. Kafka und die Statistik, in: Hans-Gerd Koch/Klaus Wagenbach (Hgg.): *Kafkas Fabriken*, Marbacher Magazin 100, Stuttgart: Dt. Schillergesellschaft, 2002, 109-138.

<sup>35</sup> Neumann: Hungerkünstler, S. 378f.

<sup>36</sup> Ebd., S. 355.

<sup>37</sup> Ebd., S. 355ff.

<sup>38</sup> Ebd., S. 359ff.

<sup>39</sup> Ebd., S. 365.

<sup>40</sup> Peter Utz: *Tanz auf den Rändern. Robert Walsers „Jetztzeitstil“*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998, S. 53.

zumeist kurzen, für die Feuilletons der deutschsprachigen Presse bestimmten Texten „die Zeitdiskurse [...] fast ungehindert weiterwuchern läßt“<sup>41</sup>.

Eine solche Rekontextualisierung eines literarischen Textes wird möglich, wenn man einerseits die Literatur auf nicht-literarische Diskurse hin öffnet und andererseits davon ausgeht, dass diese Diskurse ihrerseits sprachlich verfasst sind. Sichtbar wird dann der Transfer von Zeichen, der die thematische und formale Ebene literarischer und nicht-literarischer Diskurse gleichermaßen umgreifen kann. Um die methodischen Voraussetzungen dieser Vorgehensweise soll es im Folgenden gehen.

### *3. Text und Kontext in einer kulturgeschichtlich orientierten Literaturwissenschaft*

In einem Vortrag über „Nervenkrankheit und Lektüre“ rät der Arzt Hermann Oppenheim seinen Kollegen, die „psychische Diät“ der ihnen „anvertrauten Individuen“ ebenso zu kontrollieren wie die von ihnen konsumierten Speisen und Getränke. Auch das, „was dem Geiste an Nahrung und Genußmitteln zugeführt wird“, müsse „auf seinen Wert, seine Verdaulichkeit und Zuträglichkeit“ geprüft werden.<sup>42</sup> Texte wie dieser werden in dieser Arbeit als Kontext für Literatur erschlossen. Dabei werden weder unspezifisch alle medizinhistorischen Quellen zu einem großen Text amalgamiert, noch die Grenzen zwischen literarischem und medizinischem Diskurs völlig eingeebnet. Die medizinhistorischen Quellen werden als Texte verstanden, die sich bestimmter rhetorischer Figuren und stilistischer Mittel bedienen, deren Verwendung sich einerseits aus ihrem Entstehungszusammenhang erklären lässt, andererseits aber auch über die Konventionen medizinischer Prosa hinausweisen. Hermann Oppenheim verwendet in seinem 1899 gehaltenen Vortrag einen alten Topos. Für die Wahrnehmung, das Erkennen, kurz: für die Verarbeitung von Zeichen ist Verdauen ein bewährtes Bild.<sup>43</sup> Um 1900 erhält die rhetorische Figur jedoch eine neue Brisanz: Sie gewinnt – in den Worten Stephen Greenblatts – neue „soziale Energie“, nicht in erster Linie, weil sich der Stellenwert des Lesens oder des Medienkonsums verändert, sondern weil Nahrung eine Bedeutungsveränderung

---

<sup>41</sup> Ebd., S. 85.

<sup>42</sup> Hermann Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre. Nervenleiden und Erziehung. Die ersten Zeichen der Nervosität im Kindesalter. Drei Vorträge*, 2. Auflage, Berlin: S. Karger, 1907, S. 18.

<sup>43</sup> Neumann: *Das Essen in der Literatur*, S. 174. „Essen und Erkennen, als Doppelform menschlicher Selbsterarbeitung entspringen - mythologisch gesprochen – aus derselben Wurzel.“

erfährt. Um solche Bedeutungsveränderungen, die die Konnotationen, die rhetorischen Figuren und Metaphern umgreifen, geht es in dieser Arbeit. Untersucht wird der Transfer rhetorischer Figuren, wissenschaftlicher Begriffe und narrativer Muster vom medizinischen in den literarischen Diskurs und *vice versa*.

Für eine solche Untersuchung bietet die amerikanische „Schule“ des *New Historicism* ein methodisches Modell. Aber auch von Studien der Medizin- beziehungsweise Wissenschaftsgeschichte profitiert diese Arbeit, da hier zunehmend nicht mehr nur der Fortschritt des Wissens, die Geschichte der Akteure und Institutionen, sondern die medialen und materialen Techniken in den Blick genommen werden, vermittels derer dieses Wissen überhaupt generiert wird.

Zudem soll gezeigt werden, dass der Transfer die literarischen Werke wie den Kontext ebenfalls formal betrifft. Mit den Worten Roland Barthes' sind sowohl die Ebene der *histoire*, der Handlung, als auch die Ebene des *discours* berührt<sup>44</sup> – und zwar bei medizinischen und literarischen Texten gleichermaßen.<sup>45</sup> Auf diese Weise werden medizinische Texte zwar *wie* literarische Texte gelesen und analysiert, die Differenz zwischen beiden Diskursen jedoch nicht eingeebnet. Die Interdisziplinarität dieser Arbeit liegt in ihrer Materialbasis,<sup>46</sup> während die ihr zugrunde liegende Herangehensweise literaturwissenschaftlich bleibt.<sup>47</sup>

---

<sup>44</sup> Roland Barthes: Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen [1966], in: Ders.: *Das semiologische Abenteuer*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988, 102-143.

<sup>45</sup> Siehe auch Joseph Vogl: „Eine Poetologie des Wissens verfolgt also die transversalen Aussageverkettungen und beschreibt das Wissen in seinen Äußerungsformen; sie folgt der These, daß jede historische Wissensordnung bestimmte Inszenierungsweisen ausbildet, und sie interessiert sich entsprechend für die Regel und Verfahren, nach denen sich ein Redezusammenhang ausbildet und abschließt und die Darstellungen dirigiert, in denen er seine performative Kraft sichert.“ Joseph Vogl: Für eine Poetologie des Wissens, in: Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann (Hgg.): *Die Literatur und die Wissenschaften*, Stuttgart: M und P Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1997, 107-127, S. 122.

<sup>46</sup> Vgl. hierzu Anton Kaes: New Historicism: Literaturgeschichte im Zeichen der Postmoderne?, in: Moritz Baßler (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt am Main: Fischer, 1995, 251-267, S. 262.

<sup>47</sup> Vgl. zu diesem Aspekt aus institutioneller Sicht Jörg Schönert: „Germanistik wäre also nicht zu einer Megawissenschaft, zu der Medienkulturwissenschaft aufzublähen, sondern als Medienkulturwissenschaft zu betreiben, von *ihren philologischen Traditionen her bestimmt*.“ Jörg Schönert: Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Medienkulturwissenschaft: Probleme der Wissenschaftsentwicklung, in: Renate Glaser/Matthias Luserke (Hgg.): *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1996, 192-208, S. 196. Im Unterschied zu einer solchen leicht verallgemeinernden Interdisziplinarität postuliert Schönert „Transdisziplinarität“. Ebd., S. 206.



#### 4. Die Literarizität medizinischer Fallgeschichten

Auf die Literarizität und Rhetorizität medizinischer Fallgeschichten ist in der letzten Zeit aus verschiedenen Perspektiven hingewiesen worden. Literaturwissenschaftler haben die Konnotationen, Metaphern und Symbole sowie die narrativen Muster hervorgehoben, derer sich medizinische Texte bedienen. Auch Medizinhistoriker haben darauf hingewiesen, dass wissenschaftliche Texte rhetorische Figuren, narrative Muster und sonstige Medien der Veranschaulichung benötigen, um Wissen zu generieren.<sup>48</sup> Metaphern etwa haben nicht nur eine ornamentale Funktion. Vielmehr ermöglichen sie den interdiskursiven Austausch und haben eine heuristische Funktion, da sie neue Fragestellungen provozieren.<sup>49</sup> In diesem Sinne wird der Begriff „Diskurs“ in dieser Arbeit verwandt. Er bezeichnet die Regeln, die die Wissensproduktion eines Bereiches steuern und die sich auf sprachliche Praktiken ebenso beziehen können wie auf Institutionen, Experimentalanordnungen oder Medien.<sup>50</sup>

Die Literaturwissenschaftlerin Ursula Link-Heer hat in ihrem Aufsatz zur „männlichen Hysterie“ gezeigt, dass der medizinische Diskurs „voller literarischer Konnotationen, Metaphern und Symbole“<sup>51</sup> sei. Diese figurale Sprache, die „Eisenbahnen, Dampfkessel und -maschinen, Kollisionen, Entgleisungen und Explosionen ins Spiel [bringt], als ob es sich [...] stets um Krankheitsursachen handle, die der außer Kontrolle geratenen extra-humanen Umwelt [...] direkt entspringen“<sup>52</sup>, ist jedoch kein nachträglich eingefügtes sprachliches Ornament. Die Figuren erweisen sich als Denkfiguren und sind für die Debatte konstitutiv.

---

<sup>48</sup> Vgl. hierzu den sehr instruktiven Aufsatz von Thomas Schlich: Wissenschaft: Die Herstellung wissenschaftlicher Fakten als Thema der Geschichtsforschung, in: Norbert Paul/Thomas Schlich (Hgg.): *Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 1998, 107-129. Sowie aus literaturwissenschaftlicher Sicht Vogl: Poetologie des Wissens.

<sup>49</sup> Vgl. Heinz-Peter Schmiedebach: „Zellenstaat“ und „Leukocythentruppen“. Metaphern und Analogien in medizinischen Texten des 19. und 20. Jahrhunderts, in: *Der Deutschunterricht* 5 (2001), 51-63, S. 52.

<sup>50</sup> Der medizinische Diskurs ist daher nicht gleichzusetzen mit der Medizin als akademische Disziplin oder Berufsfeld, diese sind vielmehr ihrerseits als Formationen des medizinischen Diskurses zu begreifen.

<sup>51</sup> Ursula Link-Heer: „Männliche Hysterie“. Eine Diskursanalyse, in: Ursula Becher/Jörn Rüsen (Hgg.): *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988, 364-396, S. 382.

<sup>52</sup> Ebd.

Die Verbundenheit medizinischen Wissens mit seinen Repräsentationen zeigt sich zudem in einem anderen Medium wissenschaftlicher Beweisführung, der Medizinphotographie. Diese frühen Abbildungen inszenieren zwar den objektivierten Blick der Kamera, bleiben jedoch der photographischen Ästhetik ihrer Zeit und Konventionen des Porträts verpflichtet.<sup>53</sup> Weit davon entfernt, nur das über die Krankheit oder Anomalie Wissenswerte photographisch festzuhalten, fixieren diese frühen Aufnahmen gleichzeitig das Erstaunen über die Krankheit selbst.<sup>54</sup>

In diesem Sinne gilt es – auch in der Medizin- und Wissenschaftsgeschichte – nicht aus heutiger Perspektive zwischen Irrationalität und Rationalität, Glauben und Wissen zu unterscheiden, sondern diese vielmehr als diskursive Formationen ihrer Zeit zu begreifen.<sup>55</sup> Historische wie heutige Krankheitskonzeptionen sind als kontingente Beschreibungen von zu einer bestimmten Zeit und mit den Hilfsmitteln der Zeit beobachteten Phänomenen zu sehen, die nicht direkt aus einer transhistorisch konstanten Natur abzuleiten sind.<sup>56</sup> Retrospektive Fallidentifizierung erscheint so heikel wie Pathographien, die etwa Geschichtsverläufe vermittelt der Krankheiten einzelner Akteure oder Epidemien interpretieren wollen.<sup>57</sup>

Neben literaturwissenschaftlichen, geschichtswissenschaftlichen und medizin-geschichtlichen Auseinandersetzungen mit medizinischem Wissen und seiner Repräsentation hat darüber hinaus eine Reihe von Medizinern sich einerseits mit dem

---

<sup>53</sup> Gunnar Schmidt: *Anamorphotische Körper. Medizinische Bilder vom Menschen im 19. Jahrhundert*, Köln u.a.: Böhlau, 2001, S. 38.

<sup>54</sup> Ebd., S. 87. Schmidt nennt hier den Fall eines Säuglings ohne Gliedmaßen, der auf einer medizinischen Illustration wie ein Fisch mit Menschenkopf erscheint. Zu ‚Glauben‘ und ‚Wissen‘ siehe auch Ursula Link-Heers Aufsatz über Charcots Versuch, das Wunder von Lourdes wissenschaftlich-rational zu fassen: Ursula Link-Heer: „La foi qui guérit“/„The Faith Cure“. Charcot und Zola vor dem Faszinosum der Wunderheilungen von Lourdes, in: *Trajekte. Zeitschrift des Zentrums für Literaturforschung Berlin* 3 (2003), 18-25.

<sup>55</sup> Schlich: *Wissenschaft*, S. 125. Siehe auch grundlegend zu diesem Thema die Aufsatzsammlung von Lorraine Daston: *Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2001.

<sup>56</sup> Philipp Sarasin geht in dieser Weise den historischen Körpervorstellungen am Beispiel des Hygiene-Diskurses nach. Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001. Katrin Schmearsahl zeigt die Unablösbarkeit von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ von den Nervenleiden um 1900. Sie dienen nämlich – wie die Autorin zeigen kann – auch der Professionalisierung der Ärzte und der Ausdehnung ihres Zuständigkeitsgebiets. Vgl. Katrin Schmearsahl: *Medizin und Geschlecht. Zur Konstruktion der Kategorie Geschlecht im medizinischen Diskurs des 19. Jahrhunderts*, Sozialwissenschaftliche Studien 36, Opladen: Leske und Budrich, 1998.

<sup>57</sup> Karl-Heinz Leven: *Krankheiten. Historische Deutung versus retrospektive Diagnose*, in: Norbert Paul/Thomas Schlich (Hgg.): *Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 1998, 153-185.

Genre Fallgeschichte beschäftigt und andererseits die klinische Praxis selbst als interpretatorische Tätigkeit bezeichnet. Steven L. Daniel vergleicht die mehrstufige klinische Entscheidungsbildung des Arztes im Rahmen einer Diagnose mit dem hermeneutischen Verfahren zur Entschlüsselung des vierfachen Schriftsinns.<sup>58</sup> Kathryn M. Hunter bezeichnet Ärzte als „highly trained, critical readers of the text that is the patient“<sup>59</sup>. Der Arzt interpretiere die Geschichte des Patienten und verwandele sie in eine Diagnose.<sup>60</sup> Das Genre Fallgeschichte verwende wie Literatur figurative Sprache, und seine Erzählstruktur sei nach bestimmten Konventionen organisiert.<sup>61</sup> Diese strukturelle Ähnlichkeit begründet sie historisch: Medizinische Fallgeschichten und das literarische Genre der Detektivgeschichte seien zur gleichen Zeit entstanden.<sup>62</sup> Der Arzt und Kriminalautor Arthur Conan Doyle beispielsweise wähle für die Detektivfigur des Sherlock Holmes in *The Adventures of Sherlock Holmes* (1892) einen Medizinprofessor zum Vorbild. Holmes' Lösungen der Kriminalfälle glichen medizinischen Diagnosen.<sup>63</sup>

Arbeiten wie die von Hunter oder Daniel sind jedoch erstaunlich naiv hinsichtlich literarischer Texte. Während Literaturwissenschaftler, die die Medizingeschichte als Motivreservoir verwenden, oftmals annehmen, medizinische Texte hätten einen Zugriff auf die empirische Wirklichkeit, gehen umgekehrt die Autoren und Autorinnen medizinischer Darstellungen davon aus, literarische Texte repräsentierten menschliche Erfahrung unmittelbar. Diese Verwechslung von Literatur und Leben wird deutlich, wenn Hunter Medizinern die Lektüre von Leo Tolstois *Tod des Ivan*

---

<sup>58</sup> Steven L. Daniel: *The Patient as Text: A Model of Clinical Hermeneutics*, in: *Theoretical Medicine* 7 (1986), 195-210, S. 200f. Edward L. Gogel und James S. Terry entwickeln in ihrem Aufsatz ein ähnliches Modell. Vgl. Edward L. Gogel/James S. Terry: *Medicine as Interpretation: The Uses of Literary Metaphors and Methods*, in: *Journal of Medicine and Philosophy* 12 (1987), 205-217.

<sup>59</sup> Kathryn Montgomery Hunter: *Doctor's Stories. The Narrative Structure of Medical Knowledge*, Princeton: Princeton University Press, 1991, S. 4. Julia Epstein zeigt in *Altered Conditions* an den Beispielen Hermaphroditismus, Gynäkologie und AIDS, wie medizinische Theoriebildung an narrative Modelle geknüpft ist. Vgl. Julia Epstein: *Altered Conditions. Disease, Medicine, and Storytelling*, New York: Routledge, 1995.

<sup>60</sup> Hunter: *Doctor's Stories*, S. 5. Die Darstellung des Arztes sei gegenüber den subjektiven Erfahrungen des Kranken nach medizinischen Konventionen verfasst und damit intersubjektiv: „All case presentations seek to turn an individual physician's interpretation of a patient's subjective and private experience of illness into an objective, scientific – or, from another viewpoint, a reliable intersubjective and medically recognizable – account of disease.“ Ebd., S. 52.

<sup>61</sup> Ebd., S. 21.

<sup>62</sup> Ebd., S. 22.

<sup>63</sup> Ebd., S. 24. Siehe dazu auch Carlo Ginzburg: *Indizien: Morelli, Freud und Sherlock Holmes*, in: Umberto Eco/Thomas A. Sebeok (Hgg.): *Der Zirkel oder im Zeichen der Drei. Dupin, Holmes, Peirce*, München: Fink, 1985, 125-179.

Ilych anrät, um zu lernen, was ihre Patienten angesichts des Todes empfinden.<sup>64</sup> Wie also der Arzt durch die Fallgeschichte hindurch auf den Patienten blickt, dem er die Diagnose stellt, übersieht Hunter, dass es sich um einen literarischen Text handelt und nicht um eine tatsächliche Erfahrung.

### 5. Literaturbegriff in dieser Arbeit

Im Unterschied zu einem solchen Literaturbegriff wird in dieser Arbeit davon ausgegangen, dass Literatur nicht kondensierte Erfahrung *ist*, sondern diese geschickt simuliert. Was jedoch diesen Realitätseffekt von Literatur ausmacht, ist gewissermaßen nicht ihre Lebensnähe, sondern ihre Lebensferne. In dieser Arbeit werden insofern nicht primär bestimmte Motive in der Literatur nachgewiesen, sondern auch die Techniken literarischer Aneignung und Auseinandersetzung mit medizinischem und anderem kulturellen Wissen untersucht.<sup>65</sup>

Einerseits kommt Literatur so als kulturelle Praktik in den Blick, die Wissen generiert, durchspielt oder, wie Horst Thomé es ausdrückt, „unter vermindertem Risiko“<sup>66</sup> in Szene setzt. In seiner umfassenden Studie zur Krankheit im realistischen Roman liest er literarische Texte selbst als eine Art „medizinische Texte“, die in ihrer „Textwelt“ medizinisches Wissen oder Fragen aus dem wissenschaftlichen Diskurs aufnehmen, jedoch eine eigene Anthropologie und Psychopathologie entwickeln. Auch Rudolf Käser geht es in seiner Untersuchung über die Reflexion der Grenzen der Medizin in der deutschen Literatur um die Reaktionen der Literatur auf die Medizin ihrer Zeit im Hinblick auf die Darstellung der Krankheit zum Tode. Er entwickelt eine „doppelte Optik“ (Walter Müller-Seidel), die dem historischen Kontext und der literarisch-

---

<sup>64</sup> Hunter: *Doctor's Stories*, S. 156. In der Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts gab es eine vergleichbare Konstellation, die zur Entstehung des ‚Berufsverbrechers‘ beitrug. Literarische Erzählungen wurden als Argumente für eine Änderung des Rechts benutzt. Siehe Stefan Andriopoulos: *Unfall und Verbrechen – Konfigurationen zwischen juristischem und literarischem Diskurs um 1900*, Pfaffenweiler: Centaurus, 1996.

<sup>65</sup> Zum Begriff des „kulturellen Wissens“ siehe Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann: *Literatur – Wissen – Wissenschaft. Überlegungen zu einer komplexen Relation*, in: Dies.: *Die Literatur und die Wissenschaften 1770-1930*, Stuttgart: M und P Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1997, 9-36.

<sup>66</sup> Horst Thomé: *Autonomes Ich und „Inneres Ausland“*. *Studien über Realismus, Tiefenpsychologie und Psychiatrie in deutschen Erzähltexten (1848-1914)*, Hermaea Germanistische Forschungen N. F. Bd. 70, Tübingen: Niemeyer, 1993.

ästhetischen Gestaltung gleichermaßen Rechnung trägt.<sup>67</sup> Der medizinische Diskurs stehe in einem Konkurrenzverhältnis zu anderen „kulturellen Diskursen [...], die ebenfalls den Anspruch erheben, den Ausgang des Menschen aus dem Leben sinngebend zu gestalten.“<sup>68</sup>

In solchen Untersuchungen wie in dieser Studie richtet sich der Blick gerade auf das Literarische von Literatur. Es geht nicht nur um die Aufnahme von medizinischen oder wissenschaftlichen Fragen als Motiv in die Handlung eines Romans, sondern es werden auch formale Aneignungsprozesse herausgearbeitet.<sup>69</sup> Eine solche Vorgehensweise setzt allerdings voraus, einen literarischen Text nicht als mehr oder minder komplexe Verarbeitung von Erfahrungen des Autors aufzufassen, die als dem Text vorgängig gedacht werden. Gerade Texte wie die Robert Walsers, in denen der Autor den Leser zwischen Text- und Inhaltsebene, zwischen *histoire* und *discours* hin- und herspringen lässt, sind auf diese Weise analytisch kaum zu fassen. Ein Text wie etwa das Prosastück „Nervös“, setzt das Zeitthema Nervosität vor allem formal – durch Wiederholungen, Revidieren von Aussagen, durch seine Rhythmik – in Szene.<sup>70</sup>

Eine Reihe germanistischer Arbeiten haben literarische Texte in ihrer zeitgenössischen Kultur verortet. Die literarischen Texte wurden dabei *wie* die Kontexte mit Hilfe des Instrumentariums der Philologie untersucht. Benno Wagner konnte in seiner Habilitation *Der Unversicherbare* zeigen, dass der Versicherungsexperte Kafka Techniken, die er für seine Tätigkeit bei der *Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt* brauchte, gleichfalls in seinen literarischen Texten verwandte.<sup>71</sup> Hierzu wäre zudem die Arbeit von Peter Utz, *Tanz auf den Rändern. Robert Walsers „Jetztzeitstil“*, zu nennen, in der der Autor die Aussage Walsers „Sprechen wir doch lieber im Jetztzeitstil“<sup>72</sup> im *Räuber*-Roman wörtlich nimmt und das Werk Walsers auf Zeitbezüge hin untersucht: „[Diese methodische Konstruktion]

---

<sup>67</sup> Rudolf Käser: *Arzt, Tod und Text. Grenzen der Medizin im Spiegel der deutschsprachigen Literatur*, München: Fink, 1998, S. 24.

<sup>68</sup> Ebd., S. 17.

<sup>69</sup> Auch in Marc Föckings Untersuchung zu Austauschbewegungen zwischen medizinischem und literarischem Diskurs bleibt die Literatur und die spezifische „Diskursgrammatik“ „Fluchtpunkt“ seiner Analyse. Marc Föcking: *Pathologia litteralis: erzählte Wissenschaft und wissenschaftliches Erzählen im französischen 19. Jahrhundert*, Romanica Monacensia Bd. 63, Tübingen: Narr, 2002, S. 9.

<sup>70</sup> SW 16 [1916], S. 351-354

<sup>71</sup> Vgl. Wagner: *Der Unversicherbare*.

<sup>72</sup> SW 12 [1925], S. 89.

konstelligt Werk und Kontext im Sinne eines Experiments, das sich durch seine Ergebnisse rechtfertigen muß. Diese werden punktuell bleiben: Zwischen Text und Kontext springt der Funke an jenen Stellen, wo man beides annähert, ohne es aber kurzzuschließen.<sup>73</sup>

### 6. Textualität von Geschichte/Geschichtlichkeit von Texten

Für eine solche Vorgehensweise, die Literatur in ihrem Entstehungskontext situiert und gleichzeitig formale Aneignungsstrategien, also Repräsentationsstrategien sowohl des Kontexts als auch des literarischen Textes untersucht, bietet der *New Historicism* sich als ein methodisches Vorbild an. Louis Montrose hat dessen zentrales Anliegen mit einem Chiasmus als „reziprokes Interesse“ an der „Geschichtlichkeit von Texten und der Textualität von Geschichte“ bezeichnet.<sup>74</sup> Für die beiden Quellensorten meiner Arbeit reformuliert heißt das, dass einerseits literarische Texte auf ihren medizinhistorischen Kontext hin geöffnet und aus ihrer Geschichtlichkeit heraus erklärt werden. Andererseits werden – wie bereits beschrieben – die medizinischen Texte nicht als neutraler Speicher medizinischen Wissens betrachtet. Vielmehr geht es im Sinne einer Diskursanalyse darum, die Strategien zu untersuchen, vermittels derer medizinisches Wissen produziert, repräsentiert und durchgesetzt wird.

Im Unterschied zu diesem Ansatz, der literarische *und* medizinische Texte mit Hilfe des philologischen Instrumentariums der Textanalyse untersucht, wird in sozialgeschichtlichen Ansätzen der Literaturwissenschaft der medizinhistorische Kontext als ein Handlungssystem aufgefasst, aus dem die Literatur Themen und Motive übernimmt und literarisch verarbeitet. Medizingeschichte ist dort – wie auch Walter Erhart bemerkt – „bloßes Reservoir“ für Themen, die dann lediglich in der Literatur nachgewiesen werden.<sup>75</sup> Die Möglichkeiten und Grenzen dieses Modells zeigen sich symptomatisch in Brigitta Schaders Arbeit *Schwindsucht – zur*

---

<sup>73</sup> Utz: *Tanz auf den Rändern*, S. 11.

<sup>74</sup> Louis Montrose: Die Renaissance behaupten. Poetik und Politik der Kultur, in: Moritz Baßler (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt am Main: Fischer, 1995, 60-93, S. 63.

<sup>75</sup> Vgl. Walter Erhart: Literatur und Medizin am Ende des 19. Jahrhunderts, in: *Scientia Poetica* 1 (1997), 224-267, S. 233.

*Darstellung einer tödlichen Krankheit in der deutschen Literatur vom poetischen Realismus bis zur Moderne.*<sup>76</sup>

Schader geht davon aus, dass der literarische Text die Schnittstelle von drei Komponenten ist: der medizingeschichtlichen Entwicklung, der Biographie des Autors, sowohl im Hinblick auf lebensgeschichtliche Erfahrungen als auch die Entwicklung seines Werks, und der literaturgeschichtlichen Entwicklung. Während die beiden ersten Komponenten die Themen für die Erzählungen stiften, liefert die Literaturgeschichte formale Gestaltungskriterien.<sup>77</sup> Die Autorin zeigt an ihren drei Beispieltexten – Paul Heyses *Unheilbar* (1864), Arthur Schnitzlers *Sterben* (1894) und Thomas Manns *Der Zauberberg* (1924) –, inwiefern medizinische Fortschritte wie etwa die Heilbarkeit der Tuberkulose durch Sanatoriumsaufenthalte<sup>78</sup>, die Entdeckung des Heilmittels „Tuberkulin“ durch Robert Koch<sup>79</sup> oder die Röntgendiagnostik<sup>80</sup> in den Texten thematisiert werden. Die wissenschaftsgeschichtlich beschreibbaren Forschungsfortschritte verlaufen in der Darstellung Schaders parallel zu der literaturgeschichtlich beschreibbaren Entwicklung vom Realismus zur Moderne. Geschichte wird in beiden Fällen als teleologische Genese gedacht: Die immer genauere medizinische Durchdringung der Tuberkulose konvergiert mit dem Roman *Der Zauberberg* als Höhepunkt einer literarischen Tradition.<sup>81</sup> Weder bei den biographischen noch bei den medizinischen Kontexten reflektiert Schader jedoch die Textualität der Quellen. Medizinisches Wissen kommt zwar als historisch determiniert in den Blick, wird aber nicht als (sprachliche) Repräsentation wahrgenommen, die – wie literarische Texte – an kulturelle Muster gebunden ist.

---

<sup>76</sup> Brigitta Schader: *Schwindsucht – zur Darstellung einer tödlichen Krankheit in der deutschen Literatur vom poetischen Realismus bis zur Moderne*, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 1987. Allgemein zur Medizin in der Literatur siehe Dietrich von Engelhardt: *Medizin in der Literatur der Neuzeit*, Bd. 1: Darstellung und Deutung, Hürtgenwald: Guido Pressler Verlag, 1990.

<sup>77</sup> Paul Heyse reflektiere so in „Unheilbar“, die medizinischen Erkenntnisse der Heilbarkeit der Tuberkulose und die biographische Erfahrung von der Erkrankung seiner Frau; Schader: *Schwindsucht*, S. 8-15. Gattungspoetisch ständen der Thematisierung von Krankheit jedoch bestimmte Einschränkungen entgegen, da Heyse sich in der Tradition Goethes sehe. Ebd., S. 10ff.

<sup>78</sup> Ebd., S. 8f.

<sup>79</sup> Ebd., S. 48.

<sup>80</sup> Ebd., S. 109.

<sup>81</sup> Ebd., S. 230.

Im Unterschied hierzu ermöglicht es ein methodologischer Ansatz wie der *New Historicism*, den Kontext selbst im Hinblick auf seine Repräsentationstechniken zu untersuchen. Für historische, im Falle dieser Arbeit hauptsächlich medizinische Quellen gilt dann gleichermaßen, dass sie nicht unmittelbar auf eine historische Wirklichkeit verweisen, und dass diese historische Wirklichkeit als gelebte, materielle Existenz nicht rekonstruierbar ist.<sup>82</sup>

Wenn die Texte einer Kultur *wie* literarische Texte gelesen werden, heißt das nicht, dass von ihrem diskursiven Zusammenhang völlig abgesehen würde, noch wird behauptet, dass es keinen Körper, kein biologisches Geschlecht, keine Krankheiten gebe. Dennoch werden in dieser Arbeit Aussagen über die Krankheit der Anorektikerinnen oder die Körper der Hungerkünstler nicht als direkt aus der Natur abgeleitete Fakten gesehen, sondern als kontingente Beschreibungen betrachtet, die weder mit heutigen noch mit dem historischen Körpererleben jemals vollständig zur Deckung kommen:

The way bodies are understood to function, the difference between man and woman, the nature of passions, the experience of illness, the border line between life and death are closely bound up with particular cultural representations, but they cannot simply be reduced to those representations. The body functions as a kind of „spoiler“, always baffling or exceeding the ways in which it is represented.<sup>83</sup>

Einer der Haupteinwände gegen den *New Historicism* bezog sich auf den Status des Kunstwerkes, darauf, was dann Literatur noch von Gebrauchstexten unterscheidet und inwiefern es überhaupt noch um ästhetische Maßstäbe ginge. Renate Schlesier hat Stephen Greenblatt vorgeworfen, Literatur nur zur Illustration anderer kultureller Praktiken zu verwenden.<sup>84</sup> Dieser Vorwurf überrascht, da Greenblatt zwar einerseits die „Idee ästhetischer Autonomie“ verabschiedet, andererseits aber einen emphatischen Literaturbegriff vertritt, der dem (literarischen) Kunstwerk durchaus eine Sonderstellung im kulturellen Archiv einräumt. Zudem geht es ihm durchaus um formale, spezifisch literarische Aneignungsstrategien:

---

<sup>82</sup> Montrose: *Renaissance behaupten*, S. 67.

<sup>83</sup> Gallagher/Greenblatt: *Practicing New Historicism*, S. 15.

<sup>84</sup> Renate Schlesier: *Das Staunen ist der Anfang der Anthropologie*, in: Hartmut Böhme/Klaus R. Scherpe (Hgg.): *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*, Reinbek: Rowohlt, 1996, 47-59, S. 54.



Es geht nicht darum, den bezaubernden Eindruck ästhetischer Autonomie zu verabschieden, sondern vielmehr darum, die objektiven Bedingungen dieser Bezauberung zu untersuchen, herauszufinden, wie die Spuren sozialer Zirkulation in den Texten ausgelöscht werden.<sup>85</sup>

In der Einleitung zu *Verhandlungen mit Shakespeare* spricht er Literatur die Kraft zu, gerade weil sie nicht Leben ist, sondern dessen Simulation, ein besonders gehaltvoller Speicher einer Kultur zu sein.<sup>86</sup> An anderer Stelle spricht er dem Kunstwerk die „Kraft zur Erschütterung“<sup>87</sup> zu. „[Literarische Künstler] nehmen symbolisches Material aus einer kulturellen Sphäre und bewegen es in eine andere, vergrößern dabei seine emotionale Wirkungskraft, wandeln seine Bedeutung ab, verbinden es mit weiterem Material aus einem anderen Bereich und verändern so seinen Ort in einem umfassenden gesellschaftlichen Entwurf.“<sup>88</sup>

Wolfgang Behschnitt hat eingewandt, dass bei dieser Definition weder ästhetische Bewertungskriterien der Epoche noch heutige eine Rolle spielten.<sup>89</sup> Es ist jedoch fraglich, ob eine solche Bewertung überhaupt Ziel einer historisierenden Interpretation sein kann oder ob nicht gerade die Frage, was das Kunstwerk zum Kunstwerk macht, immer neu gestellt werden muss – gerade in Interdependenz zu anderen, nicht künstlerischen Texten.<sup>90</sup> Das wird deutlich, wenn etwa der eingangs zitierte Arzt Hermann Oppenheimer seinen Patienten einen Lektürekanon verschreibt: Es sind medizinische und nicht ästhetische Kriterien, die bestimmen, was ‚lesenswert‘ und ‚gesund‘ und was ‚wertlos‘ und ‚krank‘ sei. Umgekehrt überlegten Mediziner, Knut Hamsuns Roman *Hunger* in einer wissenschaftlichen Zeitschrift als Dokument zu veröffentlichen.

---

<sup>85</sup> Stephen Greenblatt: *Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1993, S. 14.

<sup>86</sup> „Es ist paradox, den lebendigen Willen der Toten ausgerechnet in der Dichtung aufspüren zu wollen, an Orten also, wo niemals ein leibhaftiges, lebendiges Wesen zugegen war. Doch wer die Literatur liebt, wird leicht in ihren Simulationen – ihren formalen absichtsvollen Nachahmungen des Lebens – eine weit größere Intensität entdecken als in jeder anderen von den Toten hinterlassenen Textspur; denn ihre Simulationen werden in vollem Bewußtsein dessen unternommen, daß das Leben, das sie darzustellen trachten, in ihnen nicht zugegen ist, sie also den Verlust des wirklichen Lebens, durch das sie allererst Macht erhielten, kunstvoll antizipieren und kompensieren müssen.“ Ebd., S. 9.

<sup>87</sup> Stephen Greenblatt: Kultur [1990], in: Moritz Baßler (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1995, 107-122, S. 57.

<sup>88</sup> Ebd., S. 55.

<sup>89</sup> Wolfgang Behschnitt: Die Macht des Kunstwerks und das Gespräch mit den Toten: Über Stephen Greenblatts Konzept der „Social Energy“, in: Jürg Glauser/Annegret Heitmann (Hgg.): *Verhandlungen mit dem New Historicism: das Text-Kontext-Problem in der Literaturwissenschaft*, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1999, 157-170.

<sup>90</sup> Siehe zu dem Problem auch Richter/Schönert/Titzmann: Literatur – Wissen – Wissenschaft: Die Autoren schlagen daher einen „pragmatischen historischen Literatur-Begriff“ vor. Ebd., S. 10.

Greenblatt beschreibt Austauschprozesse zwischen Diskursen mit dem Begriff der „Zirkulation sozialer Energie“, mit dem bestimmte Begriffe, *plots*, Bilder oder rhetorische Figuren aufgeladen werden, wenn sie von einer kulturellen Sphäre in eine andere übertragen werden. Der Begriff, den Greenblatt eher im Sinne der Rhetorik als im Sinne der Physik verstanden wissen will, setzt eine Semiotisierung des Kontextes voraus, nur so lässt sich eine „Poetik der Kultur“ beschreiben. Die „Zirkulation sozialer Energie“ kann so als „Transfer kultureller Zeichen“ reformulieren.<sup>91</sup> Für Wolfgang Behschnitt ist damit jedoch das Verhältnis Text – Kontext nicht adäquat beschrieben. Möglich seien allein Analogieschlüsse verschiedenen Bereichen. Kausale Zusammenhänge ließen sich so nicht rekonstruieren.<sup>92</sup>

Damit ist ein weiterer Haupteinwand gegen den *New Historicism* umrissen, den auch Marc Föcking in seiner Studie *Pathologia litteralis* nennt. Die Bezüge, die etwa Stephen Greenblatt in seinem Aufsatz „Dichtung und Reibung“ zwischen Shakespeares Komödie *Twelfth Night* und dem zeitgenössischen Geschlechter-Diskurs herstelle, seien – zugespitzt formuliert – arbiträr.<sup>93</sup> Diskurskontakte ließen sich nicht beliebig herstellen, die Schnittmengen zwischen Diskursen könnten unterschiedlich groß sein. Die „Redegegegenstände“ und die „Rederegularitäten“ müssen einen Austausch ermöglichen, was jeweils nur in einer spezifischen historischen Situation möglich sei.<sup>94</sup> Diskurse können sich als „inkompatibel“ erweisen, wenn etwa die jeweiligen diskursimmanenten Regeln einen Austausch verhinderten.<sup>95</sup>

Mit diesen Einschränkungen lässt sich ein Austauschmodell entwickeln, mit dessen Hilfe sich Bezüge herstellen lassen, die nicht als direkte Übernahmen im Sinne einer Einflussforschung rekonstruiert werden könnten. Das wäre zudem nicht das Ziel der von Analysen mit dem Ziel eine „Poetik der Kultur“ und nicht das dieser Studie. Vielmehr geht es um imaginative Kopplungen, Verbindungen zwischen Phänomenen, die einmal hergestellt, plausibel erscheinen und sich in einen Kausalzusammenhang einordnen lassen, selbst wenn dieser nicht zu überprüfen ist, und die für die

---

<sup>91</sup> Stefan Andriopoulos: *Besessene Körper. Hypnose, Körperschaften und die Erfindung des Kinos*, München: Fink, 2000, S. 16.

<sup>92</sup> Behschnitt: *Macht des Kunstwerks*.

<sup>93</sup> Föcking: *Pathologia litteralis*, S. 7.

<sup>94</sup> Ebd., S. 13.

<sup>95</sup> Ebd., S. 20.

Zeitgenossen eine ungeheure Suggestivkraft entwickeln.<sup>96</sup> Wenn man etwa heute noch von „Nervennahrung“ spricht, so ist damit zwar die Alltagserfahrung gemeint, dass bestimmte Nahrungsmittel nicht nur als körperlich, sondern auch psychisch wohltuend erfahren werden. In diesem Wort ist ein leises Echo des medizinischen Diskurses des ausgehenden 19. Jahrhunderts hörbar, in dem man davon ausging, kranke Nerven könnten mit Überernährung therapiert werden. Die Verbindung von Nerven und Nahrung erschien offenbar so plausibel, dass sie vom medizinischen Spezialdiskurs in den kulturellen Interdiskurs durchsickerte und auch in der Literatur auftauchte. „Zunehmen heißt Gesundwerden“, mit diesem Satz tröstet in Theodor Fontanes Roman *Cécile* (1886) ein Ehemann seine nervenkranken Frau.<sup>97</sup> Wenn hier von „Kopplung“, von „Interdiskurs“ die Rede ist, so geschieht das, um zu markieren, dass der *New Historicism* durchaus mit der von Jürgen Link vorgeschlagenen „Interdiskursanalyse“ zu vergleichen ist.<sup>98</sup> Auch in diesem Modell nimmt die Literatur eine privilegierte Rolle ein, indem ihr die Funktion zugeschrieben wird, zwischen den Spezialdiskursen zu vermitteln.<sup>99</sup>

### 7. Kulturwissenschaft des Essens

Diese Studie beschäftigt sich mit dem Verzicht auf Nahrung um die Jahrhundertwende, doch dieser ist, ohne Einsichten in die veränderte Bedeutung von Nahrung im ausgehenden 19. Jahrhundert zu, kaum verständlich. Eine solche

---

<sup>96</sup> Joseph Vogl illustriert dies mit dem Beispiel der Quecksilber-Therapie für Syphilis. In diesem medizinischen Begriff kondensiert sich nicht nur die aktuelle experimentelle wissenschaftliche Praxis, sondern der Begriff ist auch geprägt und nicht abzulösen von älteren Beschreibungen der Krankheit als „verdorbenes Blut“. Gerade diese Vereinbarkeit neuen Wissens mit alten Vorstellungen macht jedoch die Durchschlagskraft von Begriffen aus. „Und die pragmatische Wirksamkeit des medizinischen Begriffs erklärt sich nicht aus seinem Verweis- und Abbildcharakter, sondern aus einem komplexen Aussagegefüge von ethischen, empirischen und praktischen Momenten; sie erklärt sich nicht aus seinem Objektverhältnis, sondern aus seiner heterogenen inneren Struktur.“ Vogl: *Poetologie des Wissens*, S. 113.

<sup>97</sup> Theodor Fontane: *Cécile* [1886], München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1995, S. 10.

<sup>98</sup> Jürgen Link: *Literaturanalyse als Interdiskursanalyse*. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik, in: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hgg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988, 251-267; Jürgen Link: *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*, München: Fink, 1983.

<sup>99</sup> Ursula Link-Heer: *Über den Ort der Literatur im Haushalt der Wissenschaften*, in: Carsten Zelle (Hg.): *Allgemeine Literaturwissenschaft: Konturen und Profile im Pluralismus*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1999, 13-24, S. 14. Zur Kritik an der Vorstellung von Literatur als Interdiskurs siehe Föcking: *Pathologia litteralis*, S. 13.

Untersuchung „alimentärer Codes“<sup>100</sup> ist auch Gegenstand der von Alois Wierlacher, Hans Jürgen Teuteberg und Gerhard Neumann vorgeschlagenen interdisziplinären Kulturwissenschaft des Essens. Insgesamt wird in diesem Projekt mit einer Doppelperspektive auf das „soziale Totalphänomen“<sup>101</sup> versucht, Kultur- und Naturwissenschaften zu integrieren. Essen wird so als Bereich der Alltagsgeschichte, der Volkskultur und der Kunst einerseits in den Blick genommen, und die Erkenntnisse werden andererseits mit der „materiellen Basis“, dem naturwissenschaftlich beobachtbaren Geschehen vermittelt.<sup>102</sup>

Literatur und anderen Kunstwerken misst Gerhard Neumann in diesem Programm einen ähnlichen Stellenwert zu, wie sie ihn auch im *New Historicism* innehaben: Sie artikulierten auf zugespitzte Weise gesellschaftliche Problemkonstellationen und Fragen, sie seien „Experimentalanordnungen“<sup>103</sup>, die etwa Aporien des Nahrungsverhaltens durchspielten:

Darstellungen von Essensvorgängen in der Kunst, in diesem Sinne aufgefaßt, thematisieren, kritisieren und widerrufen gelegentlich jene Zeichenbildungen, die schon im sozialen Handlungszusammenhang der alimentären Aktion, die ihrerseits durch ein Bedeutungshandeln überformt wird, vorliegen und gesellschaftliche Relevanz gewonnen haben.<sup>104</sup>

Insofern gehe es im Hinblick auf Kunst und Literatur immer um Redeordnungen (Dispositive) und Rituale, also semiotische Zeichenordnungen, die jedoch vor dem Hintergrund interdisziplinärer Zusammenhänge erklärt werden.<sup>105</sup> Für die Literatur gälten zudem jene zwei Gestaltungstraditionen, die Neumann bereits in seinem Aufsatz „Das Essen in der Literatur“ benannt hat: Erstens eine der Eucharistie verpflichtete, die von der Verwandlung des Materiellen ins Geistige ausgehe, und zweitens eine apokryphe, die die Möglichkeit einer solchen Transsubstantiation ablehne und die Verwandlung des Körpers in ein ‚Anderes‘ verweigere.<sup>106</sup> Darüber hinaus sei aber auch eine umfassende Öffnung eines literarischen Textes auf einen interdisziplinären Zusammenhang denkbar, wie Neumann in seiner Analyse der

---

<sup>100</sup> Gerhard Neumann: „Jede Nahrung ist ein Symbol“. Umriss einer Kulturwissenschaft des Essens, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hg.): *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*, Kulturthema Essen Bd. 1, Berlin: Akademie-Verlag, 1993, 385-444, S. 440.

<sup>101</sup> Wierlacher: *Essen in der Deutschen Literatur*, S. 14.

<sup>102</sup> Neumann: *Jede Nahrung ist ein Symbol*, S. 386.

<sup>103</sup> Ebd., S. 422.

<sup>104</sup> Ebd., S. 421.

<sup>105</sup> Ebd., S. 422.

<sup>106</sup> Neumann: *Das Essen in der Literatur*, S. 188f; Neumann: *Jede Nahrung ist ein Symbol*, S. 438.

Erzählung „Babettes Gastmahl“ skizziert. So sieht er Literatur als Ausgangspunkt für Fragestellungen wie: Inwiefern liegen der Literatur bestimmte Konzepte der Lebensführung zu Grunde? Inwiefern nehmen literarische Texte Fragen etwa zum Geschmack ihres Entstehungsumfeldes auf und verarbeiten sie? Des Weiteren geht es um die Entzifferung eines „alimentären Codes“ in Interdependenz zu literarischen und anderen Texten beziehungsweise um eine Analyse jener Dispositive, die die Rede über Essen in den verschiedenen Diskursen bestimmen. Vorbild für diese Vorgehensweise sind Roland Barthes' Untersuchungen zur Codierung der Liebe und der Mode sowie Michel Foucaults *Geschichte der Sexualität*.

Während damit jeweils eine historische Dimension des Textes angesprochen wird, geht es Neumann weiterhin um grundlegende anthropologische Themen wie Sexualität und Tod, indem der literarische Text auf psychoanalytische Deutungen hin geöffnet wird. Zudem sieht Neumann die Fragen nach Arznei und Gift als Thema der Medizingeschichte und schließlich die kulturelle Differenz, die sich im Essverhalten artikuliert, als mögliche, über eine textimmanente Analyse hinausweisende Fragestellung.<sup>107</sup>

Damit knüpft Neumann an die umfangreiche Arbeit von Alois Wierlacher an, der die Mahlzeit in deutschen Erzähltexten von der Goethezeit bis zur Gegenwartsliteratur untersucht hat.<sup>108</sup> Wierlacher geht es nicht nur um die Funktion von Mahlzeiten, sondern auch um kulturthematische, ernährungshistorische, ideengeschichtliche und systemtheoretische Fragestellungen. Indem der Autor von der Verdrängung des Nahrungsbedürfnisses aus der Erzählliteratur spricht, impliziert er zwar damit in gewisser Weise, es sei die Aufgabe der Literatur, die empirische soziale Wirklichkeit abzubilden, er lenkt allerdings gleichzeitig den Blick darauf, dass Literatur sich primär mit dem imaginären Potenzial von Essen befasst. Zu fragen wäre zudem, warum die Literatur das Thema Essen ausblendet und was die historischen Dimensionen des Ausschlusses sind.

In Karin Beckers materialreicher Untersuchung zur Kultur der *Gourmandise* und zum Essen im französischen Roman des 19. Jahrhunderts geht es um einen bereits

---

<sup>107</sup> Gerhard Neumann: Tania Blixen: Babettes Gastmahl, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hgg.): *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*, Kulturthema Essen Bd. 1, Berlin: Akademie-Verlag, 1993, 289-318, S. 310-317.

<sup>108</sup> Wierlacher: *Essen in der Deutschen Literatur*.

sprachlich verfassten Diskurs über Essen, dessen Wiederauftauchen in der Prosa die Autorin nachgeht. Ihren historischen und literaturwissenschaftlichen Analysen stellt sie ein grundlegendes Kapitel zur Anthropologie des Essens voran. In diesem beschreibt sie Essen als in einem Spannungsfeld von Biologie und Kultur stehend und entwickelt jene Maßstäbe etwa zu ‚normalem‘ und ‚pathologischem‘ Essverhalten, die sie in den Analysen des Essverhaltens der Autoren anwendet.<sup>109</sup>

Im Unterschied zu einer solchen Untersuchung von Essen zwischen biologischen Voraussetzungen und kultureller Gestaltung wird in dieser Arbeit im Sinne der oben ausgeführten Historisierung von Körper und Krankheit Essen als historisch kontingent untersucht – zumal es letztendlich weniger darum geht, das tatsächliche Essverhalten um 1900 zu untersuchen, als vielmehr die ans Essen geknüpfte Imagination.

Eine solche Vorgehensweise impliziert, dass in der heutigen Wahrnehmung deviantes Essverhalten in der jeweiligen Epoche nicht als solches wahrgenommen wurde. So zeigt Caroline Walker Bynum in ihrer Studie *Holy Feast and Holy Fast*, dass das Essverhalten von aus religiösen Gründen oftmals extrem fastenden Frauen im Mittelalter keinesfalls als Vorläufer der *Anorexia nervosa* gesehen werden muss. Vor dem Hintergrund der mittelalterlichen Einstellung zum Essen insbesondere von Frauen erhält es eine andere Bedeutung.<sup>110</sup>

Ein weiteres Beispiel bietet – wie ebenfalls bereits angedeutet – Catherine Gallaghers Analyse der Bedeutung der Kartoffel in der Imagination der Materialisten im 19. Jahrhundert.<sup>111</sup> Sie zeigt, wie das Nahrungsmittel einen hohen Symbolwert erhält, und sie lenkt den Blick darauf, dass Hunger keine allgemeinmenschliche Erfahrung ist, habe doch gerade die negative Wahrnehmung der Kartoffel selbst den empfundenen Hunger überlagert. Nicht nur Geschmack und Appetit, auch eine extreme Schmerzerfahrung wie Hunger erweist sich als historisch zu differenzierendes Gefühl.<sup>112</sup>

---

<sup>109</sup> Vgl. Becker: *Der Gourmand, der Bourgeois und der Romancier*.

<sup>110</sup> Bynum: *Holy Feast*.

<sup>111</sup> Gallagher/Greenblatt: *Practicing New Historicism*. Auch wenn das Buch als Gemeinschaftswerk erschien, sind die einzelnen Kapitel Catherine Gallagher und Stephen Greenblatt zuzuordnen. „The Potato in the Materialist Imagination“ stammt hauptsächlich von Catherine Gallagher.

<sup>112</sup> Ebd., S. 125.

### 8. Fazit und Gang der Darstellung

In literarischen Texten finden sich Spuren, die auf dessen Entstehungskontext verweisen. Dieser Kontext wird in der vorliegenden Studie nicht als sozialgeschichtlicher Hintergrund erschlossen, vielmehr werden medizinische Texte selbst wie Literatur gelesen, ohne jedoch von ihrem Entstehungszusammenhang völlig abzusehen. Historische Krankheitsbeschreibungen und Repräsentationen körperlicher Erfahrungen werden nicht mit heutigen kurzgeschlossen. Diese Vorgehensweise nivelliert des Weiteren nicht den Unterschied zwischen literarischen und nicht-literarischen Texten. Aussagen über eine allgemeinmenschliche Einstellung zum Essen sind durch die textnahe Vorgehensweise in dieser Arbeit ebenso ausgeschlossen wie eine Gesamtanalyse von Essen in der Kultur der Jahrhundertwende. Nachgegangen werden kann nur einzelnen Fäden aus dem kulturellen Geflecht – wie jenem, mit dem diese Arbeit beginnt: der imaginativen Kopplung von ‚Nerven‘ und ‚Nahrung‘.

Die Bedeutung von Nahrungsverzicht in einer bestimmten historischen Konstellation lässt sich nur erfassen, wenn man die Bedeutung von Nahrung zu dieser Zeit kennt. So sind die ersten medizinischen Beschreibungen von Essstörungen vor allem im Kontext der so genannten Nervenleiden Hysterie, Neurasthenie oder nervösen Magenleiden zu finden. Die in dieser Arbeit analysierten Fallgeschichten stammen zumeist aus Handbüchern, Monographien, Aufsätzen, die sich mit einem dieser Nervenleiden oder dessen Therapie beschäftigen. Wer seine Nerven schlecht ernährt, so lautete die zeittypische Annahme, werde anfälliger für die Nervenschwächen. Konsequenterweise werden Nervenleiden mit Überernährung therapiert. Vor diesem im zweiten Kapitel entfalten Hintergrund soll im nächsten Kapitel die Repräsentation der Krankheit *Anorexia nervosa* untersucht werden, die von Anfang an als Frauenkrankheit beschrieben wird. In den medizinischen Texten ist die Anorexie von den zeitgenössischen Stereotypen von Weiblichkeit im Zusammenhang mit Essen und Krankheit nicht zu trennen. Dies zeigen nicht zuletzt Abbildungen, die den Fallgeschichten beigelegt sind und den Therapieprozess in Szene setzen.

Im Kontrast zu diesem Kapitel über Patientinnen ist das vierte Kapitel konzipiert, das sich mit fastenden Männern beschäftigt. Ob als Kranker, Hungerkünstler oder Schriftsteller – Nahrungsabstinenz bei Jungen oder Männern wird anders interpretiert als bei Frauen. Hier soll gezeigt werden, wie ein Hungernder zum Helden eines

Romans werden konnte, der als kanonischer Text der Literarischen Moderne angesehen wird.

Die folgenden beiden Kapitel versuchen den in den drei vorigen Kapiteln gezeigten Fäden im Netzwerk möglicher Bedeutungen im Werk zweier Autoren nachzugehen. Franz Kafkas Tagebücher und Briefe zeigen, wie der Autor Elemente aus dem zeitgenössischen medizinischen Diskurs aufnimmt, sie jedoch überschreibt, ihre verborgenen Aporien zum Vorschein bringt. Auch seine literarischen Texte – untersucht werden hier *Die Verwandlung* (1915) und *Ein Hungerkünstler* (1922) – lassen sich auf diese spezifische Aneignung und Unterminierung medizinischen Wissens beziehen. Im Werk Robert Walsers sind verschiedene poetologische Strategien auszumachen; sein Schreiben über Essen ist in spezifischer Weise mit der ‚Modernität‘ seiner Texte verknüpft. Zudem ermöglicht ein Vergleich mit einer frühen psychoanalytischen Fallgeschichte einer Anorektikerin weitere Einsichten in Walsers poetologische Strategie des Selbstverkleinerung des Autor-Ichs.



## II. Nervennahrung – Die Verwissenschaftlichung der Ernährung und die Krankheit der Nerven

### 1. Einleitung

Der heute noch ironisch etwa für Schokolade verwendete Begriff „Nervennahrung“ hatte im 19. Jahrhundert einen medizinischen Hintergrund. In zahlreichen Schriften zu Nervenleiden und ihrer Therapie findet sich die Vorstellung, die Nerven müssten ernährt werden und das Nervensystem werde anfälliger für Nervenleiden, wenn der „Ernährungszustand“ schlecht sei. Noch 1911 zitiert Otto Dornblüth in seinem Lehrbuch *Die Psychoneurosen* dieses Konzept, um es zu verwerfen: „Ganz verkehrt ist der vielfach herrschende Gedanke, daß man die Nerven zu ihrer Gesundheit nur ‚in Fett einzuhüllen‘ brauche.“<sup>1</sup> Statt den Körper zu therapieren, um die Nerven zu heilen, setzt Dornblüth bei den „Nervenreizungen“ selbst an: Er befürwortet die Psychotherapie und Kontrolle jener Reize, die der „Empfindlichkeit“ und „Ängstlichkeit“, der Sorge um den eigenen Körper „Nahrung geben“<sup>2</sup>. Um diese sich verändernde Verwendung des Wortes „Nahrung“ soll es im Folgenden gehen. An ihm lässt sich der Übergang des Blickes der Mediziner vom Körper auf die Psyche der Kranken beobachten, den Esther Fischer-Homberger für die Medizingeschichte der Neurose herausgearbeitet hat.<sup>3</sup> Zudem erweist sich diese zweifache Verwendung des Wortes im buchstäblichen und im übertragenen Sinne im Diskurs über Nervenleiden auch für die Literatur als produktiv.

Wenn in Hedwig Dohms Sanatoriumssatire „Naphtalin“ (1910) die Protagonistin ihre zu erfindende Speise zwischen „Patent“, also einer vermarktbaren Erfindung, und „Manna“, einer göttlichen Speise, ansiedelt, so spielt die Autorin auf die Verwissenschaftlichung der Ernährung im 19. Jahrhundert an, deren Kehrseite der Glaube an die Möglichkeit einer Heil bringenden Nährstoffkombination war.<sup>4</sup> Der

---

<sup>1</sup> Otto Dornblüth: *Die Psychoneurosen: Neurasthenie, Hysterie, Psychasthenie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte*, Leipzig: Velt, 1911, S. 555.

<sup>2</sup> Ebd., S. 551.

<sup>3</sup> Vgl. Esther Fischer-Homberger: *Die traumatische Neurose. Vom somatischen zum sozialen Leiden*, Bern u.a.: Huber, 1975.

<sup>4</sup> Vgl. Jakob Tanner: Kulinarische Neologismen in der deutschen Gegenwartssprache, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hgg.): *Kulturthema Essen: Ansichten und Problemfelder*, Kulturthema Essen Bd. 1, Berlin: Akademie-Verlag, 1993, 267-277; Dietrich von Engelhardt: Hunger und Appetit. Essen und Trinken im System der Diätetik – Kulturhistorische Perspektiven, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hgg.): *Kulturthema Essen: Ansichten und Problemfelder*, Kulturthema Essen Bd. 1, Berlin: Akademie-Verlag, 1993, 137-149.

Wert einer Speise konnte nun berechnet werden: die Nähr- und Brennwerte wurden eingeführt, Nahrungsmittel in Fette, Eiweiße und Kohlenhydrate zerlegt.<sup>5</sup> Eine neue Konzeption von Nahrung entstand. Wenn, wie Anson Rabinbach gezeigt hat, der Körper als „menschlicher Motor“<sup>6</sup> gesehen wurde, war Essen der Treibstoff dieser Maschine. So spielte Nahrung nicht mehr nur eine wichtige Rolle für den individuellen Körper, sondern auch für den „Volkskörper“, indem man sich dessen Leistung nun als berechenbar vorstellte.<sup>7</sup> Die Argumente der wissenschaftlichen Medizin sind bei gesellschaftlichen und politischen Fragen relevant – etwa in den Debatten um die „Ernährungsfrage“ armer Bevölkerungsschichten. Englische Arbeiter schienen produktiver zu arbeiten, da sie sich von Brot und „Beef“ ernährten und nicht wie die deutschen von Kartoffeln.<sup>8</sup> Die Wohlhabenden suchten eine Antwort auf ihre individuelle „Ernährungsfrage“, indem sie mit verschiedenen diätetischen Kuren experimentierten.<sup>9</sup> „Das Leben ist ein chemisch-physikalisches Experiment, dessen Vorbedingungen genau erfüllt sein müssen, wenn es gelingen soll“, schrieb der Schweizer Arzt Laurenz Sonderegger 1874 in einer populärmedizinischen Schrift.<sup>10</sup> Sogar Diskussionen um die Reform ritueller jüdischer Speisen wurden unter

---

<sup>5</sup> Vgl. Tanner: *Kulinarische Neologismen*. Siehe auch Gunther Hirschfelder: *Europäische Esskultur*, Frankfurt am Main: Campus, 2001.

<sup>6</sup> Vgl. Anson Rabinbach: *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne* [1990], Wien: Turia + Kant, 2001; Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.

<sup>7</sup> Vgl. Philipp Sarasin/Jakob Tanner: *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Bemerkungen zum Konzept und zu den Beiträgen des Sammelbandes*, in: Dies. (Hgg.): *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998, 12-43, S. 25.

<sup>8</sup> Vgl. Rabinbach: *Motor Mensch*, S. 156f. Siehe auch Keith R. Allen: *Hungrige Metropole. Essen, Wohlfahrt, Kommerz in Berlin*, Hamburg: Ergebnisse Verlag, 2002, S. 34. Der Neurologe George M. Beard meint, Kriege könnten durch eine bessere Ernährung der Soldaten gewonnen werden: „Unter den mannigfachen Ursachen, welche die Niederlage Napoleon’s bei Waterloo herbeigeführt haben, mag vor allem [...] der Umstand geltend gemacht werden, dass gleich zu Beginn der Schlacht der Zufall den Franzosen den muskelstarken, ausdauernden, *fast nur von Beef sich nährenden Engländern* ganz nahe gegenüber gebracht hatte, und die Ersteren dem ungestümen Andrang der Letzteren bald weichen mussten.“ George M. Beard: *Die sexuellen Neurasthenien. Ihre Hygiene, Aetiologie, Symptome und Behandlung. Mit einem Capitel über die Diät für Nervenranke*, Wien: Toeplitz und Deuticke, 1885, S. 179.

<sup>9</sup> Vgl. L. Margaret Barnett: „Every Man His Own Physician“: *Dietic Fads, 1890-1914*, in: Harke Kamminga/Andrew Cunningham (Hgg.): *The Science and Culture of Nutrition 1840-1940*, *Clio Medica* 32, Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 1995, 155-178.

<sup>10</sup> Laurenz Sonderegger: *Vorposten der Gesundheitspflege im Kampfe um’s Dasein der Einzelnen und ganzer Völker*, zweite vermehrte Auflage, Berlin: Peters, 1874, S. 11.

Zuhilfenahme wissenschaftlicher Argumentationen geführt.<sup>11</sup> Im Diskurs über die Nervenleiden spielte die Frage der richtigen Ernährung eine zentrale Rolle. Zwischen ‚Nerven‘ und ‚Nahrung‘ entwickelte sich eine imaginative Kopplung, obwohl die Mediziner den genauen Zusammenhang nicht erklären konnten.

## 2. Ökonomie der Kräfte

In seinem 1881 in deutscher Übersetzung erschienenen Buch *Die Nervenschwäche* geht der amerikanische Neurologe George M. Beard davon aus, die Neurasthenie sei eine Krankheit „ausser dem Bereich der Wahrnehmung eines oder aller Sinne“<sup>12</sup>, deren Zeichen „flüchtig und vorübergehend“<sup>13</sup> in Erscheinung träten. Das unterscheide diese Krankheit von „chirurgischen, acuten und entzündlichen [Krankheiten], [die] durch Gesicht, Gehör und Gefühl konstatiert werden“<sup>14</sup> könnten. Beard sieht dies als besondere Qualität der Krankheit, deren Entdeckung und Beschreibung er so in den Kontext der Entdeckung der „grossen Naturkräfte“ stellen kann:

Es ist die Gewohnheit halb gebildeter Geister (partially trained minds), alles zu verwerfen und anzuzweifeln, was nicht durch Auge und Ohr wahrgenommen und bewiesen werden kann; sie vergessen, dass die Fähigkeiten der fünf Sinne des Menschen so mager sind, dass sie in Wirklichkeit ihn von der Natur absperren; sie vergessen, dass die grossen Naturkräfte, wie Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus, Schwere ganz ausser dem Bereich der Wahrnehmung eines oder aller Sinne zusammengenommen liegen [...].<sup>15</sup>

Trotz dieser Kritik an einem Wissenschaftsbegriff, der nur das mit den Sinnen Wahrnehmbare als Faktum versteht, kommt Beards Repräsentation der Nervenschwäche, die er als vergleichbar mit der elektrischen Kraft sieht,<sup>16</sup> nicht ohne die Nennung *sichtbarer* Symptome aus. So figurieren in seinem Buch Appetitlosigkeit

---

<sup>11</sup> Vgl. Thomas Schlich: *The Word of God and the Word of Science: Nutrition Science and the Jewish Dietary Laws in Germany, 1820-1920*, in: Harke Kamminga/Andrew Cunningham (Hgg.): *The Science and Culture of Nutrition 1840-1940*, *Clio Medica* 32, Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 1995, 97-128.

<sup>12</sup> George M. Beard: *Die Nervenschwäche (Neurasthenia). Ihre Symptome, Natur, Folgezustände und Behandlung*, Leipzig: Vogel, 1881, S. 18.

<sup>13</sup> Ebd., S. 91.

<sup>14</sup> Ebd., S. 18.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Siehe hierzu Volker Roelcke: *Krankheit und Kulturkritik: psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914)*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 1999, S. 112.

und Abmagerung immer wieder als „wahrnehmbare“ Symptome der Krankheit. Die Gewichtszunahme versteht Beard als *messbare* Verbesserung der Gesundheit.<sup>17</sup>

Das diesen Vorstellungen zugrunde liegende Bild ist das eines „Kräftereservoir[s]“<sup>18</sup> der Nervenkraft, das beim Gesunden durch „constanten Ab- und Zufluss“<sup>19</sup> ausgeglichen wird: „Ein vollkommen gesunder Mensch besitzt gleichsam ausreichenden Vorrath an Nervenkraft, der nie vollends in Anspruch genommen wird [...]“<sup>20</sup> Otto Binswanger, Verfasser eines deutschen Lehrbuchs über Neurasthenie (1896), fasst diesen Zusammenhang in das Bild der Ökonomie eines Haushaltes:

Dagegen ist bei der physiologischen Arbeitsleistung der Kräftehaushalt gleich demjenigen des sparsamen Hausvaters eingerichtet, welcher seine Ausgaben seinem Einkommen genau anpaßt und bemüht ist, sein Kapital durch erhöhte Sparsamkeit wieder zu ergänzen, falls er durch erhöhte Ausgaben gezwungen war, dasselbe anzugreifen.<sup>21</sup>

Die Nervenkrankheit äußert sich nun darin, dass das Reservoir (Beard) beziehungsweise die Ausgaben und Einnahmen des Haushalts (Binswanger) aus dem Gleichgewicht geraten sind. In Binswangers Modell handelt der Nervenranke wie ein „Verschwender“, der „unbekümmert um seinen Vermögensstand, fortwährend große Summen ausgiebt, ohne etwas einzunehmen, bis schließlich das Kapital aufgezehrt und der Bankerott fertig ist“<sup>22</sup>. Die Folge dieser „Verschwendung“ oder

---

<sup>17</sup> In gewisser Weise spiegelt diese Einstellung Beards ambivalente Haltung gegenüber Essen wider. Radkau berichtet (mit Referenz zu Peter Gay): „Eine Zeitlang suchte dieser sein Heil in besserer Ernährung; aber dann störte ihn sein Übergewicht. Auch nach der Überwindung seiner Jugendkrise überwachte er seinen Körper weiterhin mit einer Art zwanghaften Zärtlichkeit, einem angsterfüllten Narzißmus, der seinem Gewicht, seiner Ausdauer, seinen dicken Backen galt.“ Joachim Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München: Hanser, 1998, S. 50.

<sup>18</sup> Beard: *Die sexuellen Neurasthenien* [1885], S. 29.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Otto Binswanger: *Die Pathologie und Therapie der Neurasthenie. Vorlesungen für Studierende und Ärzte*, Jena: Gustav Fischer, 1896, S. 1.

<sup>22</sup> Ebd., S. 23. Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts wird die Nervosität wieder stärker als vererbtes Leiden verstanden. Dies zeigt sich darin, dass die ökonomischen Metaphern sich nicht mehr nur auf den Gesundheitshaushalt des Einzelnen beziehen, sondern auf den jeweiligen Krankheitszustand im Verlauf der Generationenfolge. Mit der Weitervererbung der Krankheit korrespondiert eine Aufzehrung des ererbten Kapitals: „Fährt man aber fort, von dem vorhandenen Gesundheitskapitale zu zehren, ohne an eine Neubeschaffung zu denken, dann muss sich das Kapital endlich erschöpfen, und jede Generation wird weniger mit auf den Weg bekommen, bis auch hier, wie im finanziellen Leben, der Bankbruch der Scene ein Ende macht.“ Karl Pelman: *Nervosität und Erziehung*, Bonn: Emil Strauß, 1888, S. 14. Zitiert nach Christian Ufer: *Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule*, Wiesbaden: Verlag von J. F. Bergmann, 1890, S. 12. Dies ist auch die Logik des Verfalls der Familie Buddenbrook in Thomas Manns Roman (1901), in dem der ökonomische Niedergang mit dem gesundheitlichen Verfall der Familienmitglieder einhergeht, „finanzielles Leben“ und Gesundheit also parallel geschaltet werden. Thomas Mann: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie* [1901], Frankfurt am Main: Fischer, 1960. Volker Roelcke stellt den „Verfall“ der Familie in den Kontext zeitgenössischer

des übermäßigen „Abfluss[es]“ (Beard) aus dem Kräfte-Reservoir, ist eine „Verarmung der Nervenkraft“<sup>23</sup>, die dann die Grundlage bildet für die „functionelle Krankheit des Nervensystems“<sup>24</sup>, als die Beard die Nervenschwäche versteht.<sup>25</sup>

Die „Verarmung der Nervenkraft“ ist trotz des Elektrizitätsmodells der Nervenkaft bei Beard wie auch bei Binswanger eng mit der Frage der Ernährung verbunden. S. Weir Mitchell, Autor eines Buches mit dem bezeichnenden englischen Titel *Fat and Blood*, das 1887, zehn Jahre nach der ersten amerikanischen Ausgabe, in deutscher Übersetzung erscheint, betont, der Kräftehaushalt müsse über ein ausreichendes (Fett-)Polster verfügen:

Der Mechanismus, durch den allzureiche Fettaufspeicherung verhindert wird, ist noch keineswegs aufgeklärt; wir wissen nur, dass gewisse Nahrungsmittel und mangelnde Thätigkeit die Fettbildung unterstützen, während Arbeit und verringerte Diät ihr hinderlich sind. Wir wissen auch, dass wohl jeder sein Gewicht herabmindern kann, dass es aber Leute giebt, die durch kein Mittel der Welt sich auch nur ein Pfund schwerer machen können. Es ist hier nichts anders, wie sonst in der Welt: Verlieren ist leichter als Gewinnen. Einleuchtend ist auch, dass der Magere gleichsam von der Hand in den Mund lebt, und dass er für den Nothfall schlecht gerüstet ist.<sup>26</sup>

Hier liegt ein ähnliches Bild zugrunde wie in Binswangers Modell eines Haushalts. Mit dem Bild des Mageren, der „von der Hand in den Mund lebt“ evoziert Mitchell

---

psychiatrischer Theorien über Neurasthenie und Degeneration. Mit dem Begriff des „Verfalls“ leiste Mann eine „Konvergenz von ästhetischer und biologisch-psychiatrischer Perspektive“. Der körperlichen-geistige Niedergang mit Verlauf der Generationen ist in Manns Roman nicht einfach nur negativ, sondern „die Voraussetzung für künstlerische Reflektion und Produktivität“. Manns Rezeption der Krankheit ermöglicht eine Kritik an den kleinstädtischen und kleinbürgerlichen Lebensformen. Volker Roelcke: Psychiatrische Kulturkritik um 1900 und Umriss ihrer Rezeption im Frühwerk Thomas Manns, in: Thomas Sprecher (Hg.): *Literatur und Krankheit im Fin-de-Siècle (1890-1914). Thomas Mann im europäischen Kontext*, Thomas-Mann-Studien Bd. 26, Frankfurt am Main: Klostermann, 2002, 95-114, S. 111. Zum Essen in *Buddenbrooks* siehe Alois Wierlacher, der betont, dass Mann den Niedergang der Familie zudem über die gemeinsamen Mahlzeiten erzähle: „[K]ulinarische Metaphern [dienen] als Indikatoren und Antizipatoren des Familienverfalls“; der Verfall der Familie „drückt Mann im Leitmotiv des von Generation zu Generation schwächer werdenden Magens aus“. Alois Wierlacher: *Das Essen in der Deutschen Literatur. Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass*, Stuttgart: Kohlhammer, 1987, S. 49.

<sup>23</sup> Beard: *Die sexuellen Neurasthenien* [1885], S. 15.

<sup>24</sup> Ebd.

<sup>25</sup> Neben diesem mechanischen Modell der Nervenkaft existiert das Elektrizitätsmodell, das statt von einem Kräftehaushalt von Nervenkaft als wie von einer Batterie gespeicherten Energie ausgeht, die durch zu starke Reize oder Spannungen entladen werden kann. Siehe dazu Heinz-Peter Schmiedebach: *The Public's View of Neurasthenia in Germany: Looking for a New Rhythm of Life*, in: Marijke Gijswijt-Hofstra/Roy Porter (Hgg.): *Cultures of Neurasthenia from Beard to the First World War*, *Clio medica* 63, Amsterdam/New York: Rodopi, 2001, 219-238. Für Volker Roelcke ist es das zentrale Modell für die Erklärung der Nervenfunktion, der Nervenkrankheit und ihrer Therapie. Volker Roelcke: *Electrified Nerves, Degenerated Bodies. Medical Discourses on Neurasthenia in Germany, circa 1880-1914*, in: Marijke Gijswijt-Hofstra/Roy Porter (Hgg.): *Cultures of Neurasthenia from Beard to the First World War*, *Clio medica* 63, Amsterdam/New York: Rodopi, 2001, 177-197, S. 185.

<sup>26</sup> S. Weir Mitchell: *Die Behandlung gewisser Formen von Neurasthenie und Hysterie*, Berlin: August Hirschwald, 1887, S. 14.

auch den Wohlhabenden, der durch Vorratshaltung für den „Nothfall [...] gerüstet ist“.

Die Vorstellung eines aus dem Gleichgewicht geratenen *Kräftehaushalts* und der *Verschwendung* und *Verarmung* von Nervenkraft wird so durch die Konzeption von Nervenleiden als mögliche Folge einer defizitären Ernährung *illustriert*.<sup>27</sup> Am abgemagerten Körper wird der Prozess, den Mitchell beschreibt, besonders anschaulich:

Der Fettschwund [...] geht fast immer Hand in Hand mit den Erscheinungen der Verschlechterungen des Blutes. Andererseits ist die Fettzunahme bis zu einem gewissen Grade von einer allgemeinen Verbesserung der Gesundheit begleitet, die sich in der besseren Gesichtsfarbe und der reichlicheren Menge der rothen Blutkörperchen kund thut.<sup>28</sup>

Folglich sind die typischen Patientinnen – erstaunlicherweise sind die Männer auch bei dieser im Unterschied zur Hysterie geschlechtsneutralen Krankheit in der Minderheit –, deren Bild Mitchell den Lesern in der Einleitung seines Buches ins Gedächtnis ruft, „nervöse Frauen, abgemagert und bleichwangig, wie sie wohl jedem Arzte nur zu gut bekannt sind“<sup>29</sup>. Über einen typischen Fall heißt es: „Die Frau war ein wahres Gerippe; keine einzige Verrichtung war in Ordnung.“<sup>30</sup>

Wie stark das Bild des mageren Nervösen im ausgehenden 19. Jahrhundert überwiegt, wird nicht nur an der Marginalisierung von übergewichtigen Nervösen als Sonderfall deutlich,<sup>31</sup> sondern auch daran, dass Otto Dornblüth 1911 diese Vorstellung revidiert.

---

<sup>27</sup> In der Beschreibung der Nervenleiden finden sich so die Körperstereotype des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Magerkeit war mit Krankheit assoziiert; sie deutete auf eine bestehende Tuberkulose hin oder auf die Möglichkeit einer Infektion, sie galt als Ausdruck geistig-seelischer Überanstrengung. Siehe Ulrike Thoms: Körperstereotype. Veränderungen in der Bewertung von Schlankheit und Fettleibigkeit in den letzten 200 Jahren, in: Clemens Wischermann/Stefan Haas (Hgg.): *Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung*, Stuttgart: Steiner, 2000, 281-308.

<sup>28</sup> Ebd., S. 5f.

<sup>29</sup> Ebd., S. 1. In der deutschen Übersetzung wurde „patient“ nicht einheitlich übersetzt, sondern der Text alteriiert zwischen der verallgemeinernden Bezeichnung „Patienten“ und der geschlechtsspezifischen „Patientinnen“. „Patientin“ wird vor allem dann verwendet, wenn der Kontext weiblich konnotiert ist, etwa von „Toilette“ die Rede ist. In einigen Absätzen wird sogar beides verwendet. Dies zeigt, wie verflochten der Nervendiskurs mit den Geschlechterklischees ist.

<sup>30</sup> Ebd., S. 99.

<sup>31</sup> Vgl. zum Beispiel Otto Binswanger: Ueber das Weir-Mitchell'sche Heilverfahren, in: *Therapeutische Monatshefte* 1 (1887), 254-259, 291-296, S. 296; Otto Binswanger: Ernährungskuren bei Nervenkrankheiten, in: F. Penzoldt/R. Stintzing (Hgg.): *Handbuch der Speciellen Therapie der Inneren Krankheiten*, Bd. 5, Jena: Gustav Fischer, 1896, 73-78, S. 66.

In seinem Lehrbuch *Die Psychoneurosen* schreibt er: „Es gibt ebensoviel Neurasthenische, die einer Körperverminderung nötig haben, wie umgekehrt.“<sup>32</sup>

### 3. Anorexie als Symptom

„Aushungerung des Körpers vermehrt die Schwäche des Magens selbst und erschwert somit seine Function, der Magen selbst bedarf der Ernährung“<sup>33</sup>, verwehrt sich Beard gegen die „im vorigen Jahrhundert herrschende *Aushungerungstheorie*“<sup>34</sup> und befürwortet „überreiche Ernährung“<sup>35</sup>. Wenn also eine Frau am Grad ihrer Abmagerung für den Arzt als Nervenranke zu erkennen ist, wie Mitchell schreibt, dann muss der Anorexie als Symptom eines Nervenleidens und Vorstufe zum Zustand der Abmagerung besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. „Appetitlosigkeit“ und „Dyspepsie“, also eine Verdauungsstörung, sind in den medizinischen Texten körperliche Erscheinungsformen des aus dem Gleichgewicht geratenen Kräftehaushalts und perpetuieren zudem die Abmagerung.

Diese Vorstellung findet sich noch in Texten, die nicht mehr primär von einer somatischen Ursache der Krankheit ausgehen. Unter den Symptomen der Nervenleiden, wie sie der Pädagoge Christian Ufer in seinem Beitrag zur Überforderungs-Debatte<sup>36</sup>, seinem Buch *Nervosität und Mädchenerziehung* (1890), besorgten Eltern und Kollegen an die Hand gibt, figuriert „nervöse Dyspepsie“ an prominenter Stelle.<sup>37</sup> Unter seinen Schülerinnen hat er beobachtet, dass diese auf erhöhten Leistungsdruck mit anorektischem Verhalten reagieren:

Ein Revisor ließ vierzehnjährige Schülerinnen einer höheren Mädchenschule einen Aufsatz fertigen [...]. Natürlich waren die Mädchen vollständig erschöpft, teils infolge der ziemlich bedeutenden Anstrengung, teils infolge der erklärlichen Aufregung. Nun trat allerdings eine Pause von zehn Minuten ein, während welcher in Eile das Frühstück verzehrt werden mußte, *was vielen natürlich nicht einmal schmeckte*. Dann aber wurden die Schülerinnen noch eine volle Stunde mit einem Diktat von Bandwurmsätzen aus Jean Pauls „Neujahrsnacht eines Unglücklichen“ beschäftigt. Die Folge blieb selbstverständlich nicht aus. *Drei schwächlichen*

---

<sup>32</sup> Dornblüth: *Die Psychoneurosen* [1911], S. 555.

<sup>33</sup> Beard: *Die Nervenschwäche* [1881], S. 131f. Vgl. auch Alexander Hirschfeld: *Diätetik für Nervenranke. Mit Berücksichtigung der neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen*, 2. Auflage, Wien: Toeplitz & Deuticke, 1880.

<sup>34</sup> Beard: *Die Nervenschwäche* [1881], S. 131f.

<sup>35</sup> Ebd.

<sup>36</sup> Vgl. dazu ausführlich Rabinbach: *Motor Mensch*, S. 176-178.

<sup>37</sup> Ufer: *Nervosität und Mädchenerziehung* [1890], S. 8.

*Mädchen wurde es übel, und eine viel größere Anzahl vermochte zu Mittag fast nichts zu essen.*<sup>38</sup>

Der Autor betont nachdrücklich, wie „selbstverständlich“ eine solche Folge selbst bei gesunden Mädchen sei, da eine „viel größere Anzahl“ nichts zu Mittag essen konnte. Der Arzt Hermann Oppenheim sieht in seinem sich an Pädagogen richtenden, 1903 gehaltenen Vortrag „Die ersten Zeichen der Nervosität des Kindesalters“ „den Verdauungsapparat“ als „den Ausgangs- und Ansiedelungsort nervöser Beschwerden und Erscheinungen“<sup>39</sup>.

Verdauungsstörungen, Dyspepsie finden sich auch in literarischen Texten als Symptome einer ausbrechenden Nervenkrankheit. In Gabriele Reuters Antibildungsroman *Aus guter Familie* (1896) ist die Unmöglichkeit zu essen erstes Symptom der Krankheit, mit der sich die Heldin schließlich sozial disqualifiziert.<sup>40</sup> Im Unterschied zur Darstellung ähnlicher Fälle in zeitgenössischen neurologischen Texten hat der „Knäuel“, der Agathe im Hals steckt, eine psychische Ätiologie. In gewisser Weise antizipiert die Literatur hier die zunehmend psychologischen Deutungen der Nervenleiden.

---

<sup>38</sup> Ebd., S. 87.

<sup>39</sup> Hermann Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre. Nervenleiden und Erziehung. Die ersten Zeichen der Nervosität im Kindesalter. Drei Vorträge*, 2. Auflage, Berlin: S. Karger, 1907, S. 114.

<sup>40</sup> Gabriele Reuter: *Aus guter Familie*, Berlin: S. Fischer, 1896. Der Roman erzählt die Geschichte Agathes von deren als *unio mystico* verstandener Konfirmation bis zu ihrem Ende als chronisch Kranke. In diesem „Antibildungsroman“ gelingt es der Protagonistin nicht, sich zu entfalten, sie scheitert an der Differenz zwischen ihren Wünschen, Träumen und der Möglichkeit, sie zu realisieren, sie sich überhaupt als Wünsche bewusst zu machen. Damit wird in Reuters Roman eine Problematik von Autorinnen der Jahrhundertwende sichtbar, auf die Ortrud Gutjahr hingewiesen hat. ‚Jugend‘ und ‚Erwachsenwerden‘ ist in den Romanen von Frauen und bei weiblichen Protagonistinnen anders konnotiert als bei Autoren und Protagonisten. Ortrud Gutjahr: Jugend als Epochen thema um 1900, in: Johannes Cremerius/Gottfried Fischer/Ortrud Gutjahr/Wolfram Mauser/Carl Pietzcker (Hgg.): *Adoleszenz*, Freiburger Literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse Bd. 16, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1997, 117-147. Der Roman wurde bei seinem Erscheinen stark rezipiert. Die Autorin selbst bemerkt rückblickend: „Die ganze Welt beschäftigte sich mit dem Buche.“ Karin Tebben: Psychologie und Gesellschaftskritik: Gabriele Reuter, in: Dies. (Hg.): *Deutschsprachige Schriftstellerinnen des Fin de Siècle*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999, 266-289, S. 268. Victor Klemperer lobte in einem Portrait der Autorin den Roman *Aus guter Familie* als ein „meisterliches Stück Kulturgeschichte“. Tebben: Gabriele Reuter, S. 286, Ftn. 236. Zu einem Vergleich zwischen *Effi Briest* und *Aus guter Familie* im Hinblick auf die zeitgenössische Rezeption vgl. Renate von Heydebrand/Simone Winko: Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 19 (1994), 96-172. Die Autorinnen zeigen hier, dass Reuters Roman vor allem als feministische Anklageschrift gelesen wurde, Fontanes Buch jedoch als ein beide Geschlechter betreffender Text. Siehe allgemein zu diesem Thema auch Ortrud Gutjahr: Unter Innovationsdruck: Autorinnen der literarischen Moderne, in: Waltraud Wende (Hg.): *Nora verläßt ihr Puppenheim*, Stuttgart/Weimar: Metzler, 2000, 35-65.



Der schlechte „Ernährungszustand“, der aus dem Gleichgewicht geratene Kräftehaushalt, so die medizinischen Autoren, somatisiert sich so in einem Organ, das für die Wiederherstellung der „Kräfte“ unbedingt notwendig wäre. Doch stattdessen befördere es den schlechten Ernährungszustand, indem es die Nahrungsaufnahme bei den Nervenkranken verhindere. Daher kann und muss der Magen bei Mitchell zu einem Ansatzpunkt der Therapie werden:

Wenn wir ihnen [den Nervenkranken, N.D.] in Blut und Fleisch die Mittel gewähren sollen, ihr Lebenswerk fortzuführen, so muss es mit Hilfe des Magens geschehen, und wir müssen *dieses Organ so lange mit zärtlicher Sorgfalt behandeln*, bis es im Stande ist, in gestünderer Weise unter gewöhnlichen Umständen zu arbeiten.<sup>41</sup>

#### 4. Ernährungstherapien für Nervenranke

Die Mastkur wurde zunächst in den USA angewandt, verbreitete sich aber durch die Übersetzung von Mitchells Buch sowie durch gewichtige Fürsprecher auch in Deutschland. Der bekannte Internist Ernst von Leyden steuerte zur deutschen Ausgabe ein Vorwort bei, in welchem er dem Leser wünscht, dass dieser „bei der Lectüre des Büchleins den gleichen Genuss haben möge, wie ich ihn gehabt habe“<sup>42</sup>. Otto Binswanger spricht bereits 1887, im Jahr der deutschen Übersetzung des Buches, in einem Aufsatz über das „Weir-Mitchell’sche Heilverfahren“ von einem „Uebermass ihrer Anwendung“<sup>43</sup>. Doch auch er veröffentlicht als deutsche Autorität auf diesem Gebiet seinerseits 1896 einen Artikel zu den „Ernährungskuren bei Nervenleiden“ in einem Handbuch zur „Speciellen Therapie der Inneren Krankheiten“. Seine Publikationen zur Neurasthenie (1896) und zur Hysterie (1904) greifen im Abschnitt über Therapie auf dieses Verfahren zurück. George M. Beard betont ebenfalls, es seien „diätetische Massnahmen, durch welche wir häufig allein, ohne medicamentöses Hinzuthun, eine wesentliche Besserung dieser Leiden zu Stande bringen können“<sup>44</sup>.

---

<sup>41</sup> Mitchell: *Neurasthenie und Hysterie* [1887], S. 36.

<sup>42</sup> Ebd. Ohne Paginierung.

<sup>43</sup> Binswanger: Das Weir-Mitchell’sche Heilverfahren [1887], S. 255. Volker Roelcke meint hingegen, die Ruhe- und Mastkur sei eher eine Randerscheinung geblieben. Dadurch, dass Nervenfunktionen und Nervenleiden vermittels Elektrizität erklärt wurden, habe sich die Elektrotherapie, zumeist Faradisation, durchgesetzt. Roelcke: *Electrified Nerves*, S. 185.

<sup>44</sup> Beard: *Die sexuellen Neurasthenien* [1885], S. 175.

Mitchells Verfahren, wie er es in *Fat and Blood* darstellt, besteht nicht nur aus einer „systematischen Überernährung“, sondern auch aus anderen Elementen wie Isolierung, „Electricität“, Bädern und Massagen. Mitchell bezeichnet die „Hauptbestandteile der Behandlungsmethode“ als „Bettruhe, Massage, Elektrizität und Ueberfütterung“<sup>45</sup>. Der Darstellung der therapeutischen Maßnahmen ist ein Kapitel über „Zunahme und Abnahme des Körpergewichts vom klinischen Standpunkt betrachtet“<sup>46</sup> vorangestellt, das der Autor als eine theoretische Grundlegung seiner Kur versteht. Auch wenn er für die Krankheitsbilder, die mittels seiner Methode kurierbar sind, unterschiedliche Ätiologien annimmt, so sieht er seine Kur als eine universelle Therapie, deren Qualität gerade in dieser Vielseitigkeit liegt:

Die Ursachen, auf die die Ärzte die Leiden, die ich so kurz skizziert habe, zurückführen, werden wohl in jedem Falle andere sein; allein darin, glaube ich, werden wohl alle Aerzte übereinstimmen, dass, *wenn es gelingt, dem Patienten einen erheblichen Zuwachs von Fett und Blut zu verschaffen, derselbe sicher auf dem Wege der Besserung ist*; und dass die Störungen von Seiten des Magens, des Unterleibs, oder des Uterus, dann bald verschwinden würden.<sup>47</sup>

Mitchell betont, man müsse dem Patienten klarmachen, dass die Kur ein „hoffnungsvolles Experiment“<sup>48</sup> sei, an dem er oder sie mitarbeiten müsse.

Mitchell verordnet zunächst sechs bis acht Wochen Bettruhe. Sie beginnt mit einer Milchdiät, bei der alle 2 Stunden 120 Gramm Milch getrunken werden müssen.<sup>49</sup> Von dieser Milchdiät profitierten, so Mitchell, nicht nur die typischen mageren Patienten, sondern auch die Ausnahmefälle fettleibiger Nervöser, da sich ihr Gewicht reduzieren ließe. Nach einiger Zeit könnten „Rindfleisch, Hammelfleisch, Austern und dergl.“ verspeist werden, „schliesslich entwerfen wir einen vollständigen Speisezettel, von dem nur grössere Mengen von Kohlehydraten auszuschliessen sind“<sup>50</sup>. Um die totale Ruhigstellung zu gewährleisten, werden die Kranken oft von einer Wärterin gefüttert: Sie vermögen dann „noch mehr zu essen“, betont Mitchell,

---

<sup>45</sup> Mitchell: *Neurasthenie und Hysterie* [1887], S. 28. Erstaunlicherweise wurde Mitchells Kur in der Medizingeschichte eher als Ruhe- denn als Mastkur wahrgenommen. Siehe auch Hillel Schwartz: *Never Satisfied: a Cultural History of Diets, Fantasies, and Fat*, New York/London: Free Press/Collier Macmillan, 1986.

<sup>46</sup> Mitchell: *Neurasthenie und Hysterie* [1887], S. 4.

<sup>47</sup> Ebd., S. 23.

<sup>48</sup> Ebd., S. 37.

<sup>49</sup> Ebd., S. 62.

<sup>50</sup> Ebd., S. 64f.

als wenn sie selbsttätig äßen und so durch die Bewegungen ermüdet würden.<sup>51</sup> Teilweise verabreicht Mitchell ein Pfund Rindfleisch in Form einer „ungekochten Fleischsuppe“<sup>52</sup>, die aus in Salzsäure aufgelöstem Fleisch besteht, das bei 43,5 Grad gegart wurde.<sup>53</sup> Schwierig sei es jedoch, Bettruhe und „Ueberfütterung“ in Einklang zu bringen, vermindere doch die Bettruhe die „Esslust“<sup>54</sup> und die Verdauung und Assimilierung der Nahrung und müsse etwa durch „Leberthran-Klystiere“<sup>55</sup> herbeigeführt werden. Auch die Massage diene dazu, „die Ruhe von ihren schädlichen Folgen“<sup>56</sup> zu befreien; die „Electricität“ dazu, die „Muskeln ruhender Personen in Bewegung zu setzen“<sup>57</sup>.

Als Ziel der Therapie nennt Mitchell „Fülle und blühendes Aussehen“<sup>58</sup>, die mit einer moralischen Wiederherstellung Hand in Hand gehen<sup>59</sup>. Und so ist der folgende Heilungsplot durchaus typisch für Mitchells Kasuistik:

Ich muss selbst gestehen, dass ich es wieder und wieder mit stets wachsendem Erstaunen sah, wie ein verdrossenes, schwaches, bleichwangiges Geschöpf allmähig so gewaltige Portionen vertilgen lernte, und wie sie unter diesem Einflusse Fleisch und Farbe, körperliches wie geistiges Wohlbefinden wiedergewann.<sup>60</sup>

Binswanger hat Mitchells Speisepläne an den deutschen Geschmack angepasst. Eine ungekochte Fleischsuppe findet sich unter seinen Ernährungsvorschriften nicht. In seinen Publikationen weist er zwar mehrfach darauf hin, dass „Mastkur“ eine irrtümliche Bezeichnung sei und es sich um ein „combinirte[s] Heilverfahren“<sup>61</sup> handele, dennoch steht bei ihm – ähnlich wie bei Mitchell – das Essen im Mittelpunkt. Noch in seinem Lehrbuch zur Hysterie von 1904, in dem er die „Mastkur“ um eine „zielbewusste Psychotherapie“ ergänzt, dient Letztere vor allem dazu, den Patienten

---

<sup>51</sup> Ebd., S. 70.

<sup>52</sup> Ebd., S. 71.

<sup>53</sup> Ebd.

<sup>54</sup> Ebd., S. 33.

<sup>55</sup> Ebd., S. 71.

<sup>56</sup> Ebd., S. 41.

<sup>57</sup> Ebd., S. 51.

<sup>58</sup> Ebd.

<sup>59</sup> Vgl. Ebd.

<sup>60</sup> Ebd., S. 71. In vielen seiner bisweilen bizarren Fallgeschichten, in denen spektakuläre Lähmungen oder Sehschwäche die Regel sind, gibt es ein Happy End, das als Tropus für die moralische Wiederherstellung lesbar ist: etwa eine Hochzeit oder Schwangerschaft. Siehe zu diesem Aspekt auch das Kapitel III. „Patientinnen“, S. 87f.

<sup>61</sup> Vgl. u.a. Otto Binswanger: *Die Hysterie*, Specielle Pathologie und Therapie Bd. 12, hg. von Hermann Nothnagel, Wien: Alfred Hölder, 1904, S. 614.

zum Essen zu überreden. „Die Hauptsache ist, daß die Kranken von Anfang an gewöhnt werden, alle zwei Stunden *unweigerlich* eine neue Mahlzeit zu sich zu nehmen“<sup>62</sup>, betont Binswanger – um 7 Uhr Milch oder Kakao, um 9 Uhr Bouillon, Fleisch, Brot und Butter, um 11 Uhr Milch mit einem Eigelb, insgesamt acht Mahlzeiten täglich, wobei die „Speisemengen“ allmählich gesteigert werden.<sup>63</sup> Zusätzlich gibt es „Opel’schen Nährzwieback“, „v[on] Mering’sche Kraftchocolade“ und andere „Chocoladepräparate“ – selbst sehr nährstoffreiche Nahrung ist noch in ihrer Nahrhaftigkeit steigerbar.<sup>64</sup>

Der Vorteil der „methodische[n] Mastkur“<sup>65</sup> ist die Messbarkeit. Nicht nur die Quantitäten und Nährwerte der konsumierten Speisen und Getränke sind so genau kontrollierbar, Essen also in Dosen verabreichbar, sondern auch die Schwelle zwischen Krankheit und Gesundheit wird als Gewichtszunahme messbar. Therapieerfolg drückt sich in diesen Texten in Kilogramm oder Pfunden zugenommenen Körpergewichts aus. Binswanger geht von einer Gewichtssteigerung von 750 bis 1500 Gramm pro Woche aus.<sup>66</sup> S. Weir Mitchell schreibt stolz:

Die Herren, welche mir die Ehre erweisen, meine Nervenlinik zu besuchen, wissen wohl, mit welcher Genauigkeit wir festzustellen suchten, ob ein Patient an Körpergewicht abgenommen hat oder noch abnimmt, ob er überhaupt von fetter oder magerer Konstitution ist.<sup>67</sup>

Mitchells Bändchen ist voller Tabellen, die etwa die Körpertemperatur vor und nach der Massage festhalten – Messungen, über deren Aussage er, wie er selbst zugibt, nur spekulieren kann, sind für ihn zentrales Element einer als Wissenschaft verstandenen Medizin.<sup>68</sup> Die Nervenleiden und ihre Therapie stehen so nicht im Widerspruch zur naturwissenschaftlichen Medizin, sondern können in deren Systematik integriert werden.<sup>69</sup>

---

<sup>62</sup> Ebd., S. 917. Der gesamte Satz ist von Binswanger durch Kursivierung hervorgehoben.

<sup>63</sup> Ebd.

<sup>64</sup> Den zunehmenden Einfluss der Nahrungsmittelindustrie und der Werbung konstatiert auch Tanner. Vgl. Tanner: *Kulinarische Neologismen*.

<sup>65</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 239.

<sup>66</sup> Vgl. Binswanger: *Das Weir-Mitchell’sche Heilverfahren* [1887], S. 296.

<sup>67</sup> Mitchell: *Neurasthenie und Hysterie* [1887], S. 4.

<sup>68</sup> Vgl. Ebd., S. 55.

<sup>69</sup> Katrin Schmersahl geht davon aus, dass die Auseinandersetzung mit den Nervenleiden einen Professionalisierungsschub für die Mediziner bedeutete. Vgl. Katrin Schmersahl: *Medizin und Geschlecht. Zur Konstruktion der Kategorie Geschlecht im medizinischen Diskurs des 19. Jahrhunderts*, Sozialwissenschaftliche Studien 36, Opladen: Leske und Budrich, 1998, S. 278. Joachim

Ziel der Therapie ist die Resozialisierung, und diese markiert – gemeinsam mit der Angabe über die Gewichtszunahme – den Erfolg. Über Fräulein B., eine von Otto Binswangers Patientinnen, deren Fallgeschichte im nächsten Kapitel noch ausführlicher analysiert wird, heißt es: „In den häuslichen Verhältnissen besserte sich bei geeignetem Stundenplan das ganze Befinden stetig, so daß die Pat. nach 2 Jahren 108 Pfd. wog und sich verheiraten konnte.“<sup>70</sup> Damit sind zwei Bedingungen der gelungenen Therapie erfüllt. Erstens eine weitere Gewichtszunahme auch nach Beendigung der Therapie im Krankenhaus oder Sanatorium (der „Fütterungscur“ und „eigentlichen Mästung“)<sup>71</sup>, zweitens eine Wiedereingliederung der Nervenkranken in die Gesellschaft:

Es kann nicht genug betont werden, daß unsere Aufgabe nicht nur darin besteht, die Kranken zu *füttern und fett zu machen*, sondern vielmehr aus ihnen wieder leistungsfähige, für die Aufgaben ihrer Lebenssphäre geeignete Persönlichkeiten heranzubilden.<sup>72</sup>

„Psychische Behandlung“, aber auch „Isolierung“, „Heilgymnastik“, „körperliche Arbeit“ seien Elemente eines „kombinierten Heilverfahrens“<sup>73</sup>, die diesen Prozess neben der unerlässlichen Gewichtszunahme beschleunigen sollen.

Ebenso geht bei Mitchell die körperliche Wiederherstellung mit der sozialen und moralischen Hand in Hand. Eine von Mitchells Patientinnen, vorher noch ein „wahres Gerippe“<sup>74</sup>, kann einfach „geheilt“ werden:

Ihre Veränderung an Farbe, Körperfülle und Gesichtsausdruck war eine so ausserordentliche, dass man diese Wiederherstellung wohl eine völlige Wiedergeburt nennen kann. Moralisch nicht weniger als körperlich verändert kehrte sie heim und nahm ihre Stellung im Familienkreise und im gesellschaftlichen Leben wieder ein, als eine gesunde, vollkommen geheilte Frau.<sup>75</sup>

In seinem Buch zieht die körperliche Veränderung eine moralische nach sich, so als brauche die Moral nur eine entsprechende Unterfütterung, um funktionieren zu

---

Radkau betont, durch die Nervenleiden seien die Zuständigkeitsbereiche zwischen wissenschaftlicher Medizin und Praktischen Ärzten neu verhandelt worden. Vgl. Radkau: *Nervosität*, S. 84.

<sup>70</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 332. Siehe Kapitel III. „Patientinnen“, S. 71.

<sup>71</sup> Binswanger: Das Weir-Mitchell'sche Heilverfahren [1887], S. 296. „Die Erfahrung hat mich gelehrt, den bleibenden Erfolg der *Fütterungscur* in Beziehung auf die Wiederaufnahme der physiologischen Stoffwechselforgänge erst dann anzunehmen, wenn nach Aufhören der *eigentlichen Mästung*, bei mittlerer Nahrungszufuhr und trotz ausgedehnter körperlicher und geistiger Bethätigung der Kranken noch Gewichts-Zunahmen verzeichnet werden können.“

<sup>72</sup> Binswanger: Ernährungskuren [1896], S. 76.

<sup>73</sup> Ebd., S. 78.

<sup>74</sup> Mitchell: *Neurasthenie und Hysterie* [1887], S. 99.

<sup>75</sup> Ebd., S. 97.

können. In der Literatur allerdings, genauer gesagt in Gabriele Reuters bereits zitiertem Roman *Aus gutem Hause* (1896), erscheint diese Resozialisierung zweifelhaft – setzt sie doch am Körper an und nicht an den lebensgeschichtlichen Verstörungen, die die Krankheit im Roman ausgelöst hatten. So wird zwar bei Reuter Agathes Magen mit „gute[n] Beefsteaks und Schwarzbrot [...] [mit] Milch und Bier“<sup>76</sup> gewissermaßen „mit zärtlicher Sorgfalt behandel[t]“<sup>77</sup>, die Züge der Kranken im Roman bleiben jedoch „abgezehrt, scharf und schal“<sup>78</sup>. Andere therapeutische Maßnahmen, die allein auf eine Therapie des Körpers zielen, bringen Reuters Figur nur „in einen Zustand, in dem sie aus der Abgeschiedenheit mehrerer Sanatorien wieder unter der menschlichen Gesellschaft erscheinen konnte, ohne unliebsames Aufsehen zu erregen“<sup>79</sup>. Dennoch bleibt sie am Ende des Romans, da ja ihr Leiden an der Gesellschaft und ihr gescheitertes Liebesprojekt nicht kuriert ist, aus der Gesellschaft ausgeschlossen: „[...] ins Haus nehmen kann man sie doch nicht gut, zu den Kindern – ein Mädchen, das in einer Nervenheilanstalt war ...“<sup>80</sup>.

Die „schönsten Erfolge“ erziele die „Mastkur“ in Fällen, „welche als sog. nervöse resp. hysterische Anorexie bezeichnet werden“<sup>81</sup>, schreibt Otto Binswanger. Diese Aussage überrascht nur, wenn man wie heute davon ausgeht, dass Magersucht eine schwer heilbare Krankheit ist. Im späten 19. Jahrhundert jedoch sind die Anorektikerinnen Musterpatientinnen: An ihrem Körper erscheint der Zusammenhang

---

<sup>76</sup> Reuter: *Aus guter Familie*, S. 198.

<sup>77</sup> Mitchell: *Neurasthenie und Hysterie* [1887], S. 36.

<sup>78</sup> Reuter: *Aus guter Familie*, S. 198.

<sup>79</sup> Ebd., S. 368.

<sup>80</sup> Ebd. In Reuters Roman scheitert die Medizin bei der Diagnose und Therapie von Agathes Krankheit, da beide nur in schematischer Weise auf den Körper zielen und die tatsächlichen Ursachen, die Persönlichkeit der Kranken außer acht lassen. „Die Patientin wäre sehr nervös und auch sehr bleichsüchtig. Die Bleichsucht käme von einer Nervenüberreizung, und die Nervenüberreizung habe ihren Grund in der Blutarmut. Es müsse etwas für die Nerven geschehen und etwas für die Bleichsucht – übrigens würde ein bischen [sic] Stahl die Sache schon wieder in Ordnung bringen.“ Ebd., S. 355. Die Krankheit hat für die Protagonistin keinen Mehrwert, sie ermöglicht keine Selbsterkenntnis, sie eröffnet ihr keine neue künstlerisch-empfindsame Wahrnehmung der Welt. Im Unterschied etwa zu den Romanen Theodor Fontanes oder Thomas Manns partizipiert die Medizin hier am Ausschluss aus der Gesellschaft. Zur Krankheit als Gesellschaftskritik und zum Aufbrechen etablierter Wahrnehmungsmuster siehe auch Marianne Schuller: „Weibliche Neurose“ und „kranke Kultur“. Zur Literarisierung einer Krankheit um die Jahrhundertwende“ [1982], in: Dies.: *Im Unterschied: Lesen, Korrespondieren, Adressieren*, Frankfurt am Main: Verlag Neue Kritik, 1990, 13-45.

<sup>81</sup> Binswanger: *Ernährungskuren* [1896], S. 46.

zwischen den „großen diffusen Neurosen“<sup>82</sup> und der Ernährung gleichsam in reinster Form.

Bei „jene[n] Fälle[n] hochgradigsten Daniederliegens aller Ernährungsvorgänge, die als *Anorexia nervosa* [gesp.] bezeichnet werden“, so Binswanger, sei die „Cur“ daher am wirkungsvollsten:

Gerade bei diesen Kranken, meistens junge Mädchen, bewährt sich der Ausspruch Weir-Mitchell's: je schwerer der Fall, je abgezehrter und heruntergekommener der Patient, desto leichter seine Behandlung und Ueberwachung, desto grösser die Aussicht auf völlige Heilung.<sup>83</sup>

Nicht nur in seinem 1887 veröffentlichten Aufsatz geht Binswanger davon aus, auch in späteren Monographien wie seinem Lehrbuch zur Neurasthenie (1896) und seinem Handbuch zur Hysterie (1904) finden sich Fälle von *Anorexia nervosa* und ihrer Heilung. In dem Aufsatz ist jedoch auffällig, dass zwei solcher Fälle die gesamte Kasuistik ausmachen:

Ich habe zwei solche extreme Fälle behandelt: zwei junge Mädchen von 17 resp. 20 Jahren, deren Körpergewicht auf 46 resp. 43 Pfunde gesunken war. Hier wirkt die Isolierung verbunden mit dieser absoluten Ruhe direct lebensrettend und sind in diesen beiden genannten Fällen die Heilerfolge erstaunliche gewesen. Die erste Kranke ist von all ihren Leiden völlig genesen, wog 1 Jahr nach der Beendigung der Cur 108 Pfund; die zweite Beobachtung ist noch nicht abgeschlossen, lässt aber ein gleiches Resultat nach dem bisherigen Verlaufe der Cur erhoffen.<sup>84</sup>

Dies lässt sich folgendermaßen interpretieren: Gerade diese Fälle eignen sich besonders gut zur Visualisierung des Zusammenhangs. Wenn die typische Patientin der „großen diffusen Neurosen“ (Binswanger) die „abgemagerte Frau“ ist, dann lässt sich an ihrem auf ein „Gerippe“ reduzierten Körper der physiologische Zusammenhang besonders deutlich machen. Die Anorektikerinnen dienen gleichsam als Illustration nicht nur der Krankheit, sondern auch als Kontrastbild für die Heilungserfolge, die sich durch die „Mastkur“ erzielen lassen.<sup>85</sup>

---

<sup>82</sup> Ebd., S. 43.

<sup>83</sup> Binswanger: Das Weir-Mitchell'sche Heilverfahren [1887], S. 255. Wörtliches Zitat bei Mitchell: *Neurasthenie und Hysterie* [1887], S. 23f.

<sup>84</sup> Binswanger: Das Weir-Mitchell'sche Heilverfahren [1887], S. 258.

<sup>85</sup> Ähnlich argumentiert auch Erin O'Connor anhand früher Vorher-Nachher-Abbildungen von *Anorexia nervosa*-Fällen aus der britischen Medizinzeitschrift *Lancet*. Der Autor/Arzt inszeniere hier die photographische Evidenz der Krankheit beziehungsweise des Therapieerfolgs. Vgl. Erin O'Connor: Pictures of Health: Medical Photography and the Emergence of Anorexia Nervosa, in: *Journal of the History of Sexuality* 5 (1995), 535-572. Ausführlicher zu medizinischen Abbildungen der *Anorexia nervosa* siehe Kapitel III. „Patientinnen“, S. 85-90.

Auch wenn es, wie Beard schreibt, eine besondere Qualität der Nervenleiden sei, dass sie nicht mit den Sinnen wahrnehmbar<sup>86</sup>, gleichsam „unsichtbar“ seien, findet er im „Ernährungszustand“ (als Grad der Abmagerung beziehungsweise der Fülle des Körperfetts) ein Bild für Stärke beziehungsweise Funktionsweise der Nervenkrankheit. Nicht nur, dass die „Nervenschwäche“ so sichtbar wird, die Schwelle zwischen Krankheit und Gesundheit wird messbar. Die Nervenleiden und ihre Therapie erscheinen somit wissenschaftlicher, integrierbar in die wissenschaftliche Medizin.<sup>87</sup>

So ist der medizinische Diskurs bevölkert von vornehmlich weiblichen Gestalten, „abgemagert“ und „wahre Gerippe“, die nach der Heilung wohlgenährt in die Ehe entlassen werden können. Fettleibige Nervöse sind Randerscheinungen, und dass sich bei Gewichtszunahme keine Heilungserfolge einstellen, erscheint beispielsweise Binswanger als Ausnahme:

Es giebt auch Misserfolge der Cur in der Weise, dass bei Fortbestehen aller sonstigen Krankheitserscheinungen die Patienten einer wirklichen Mästung, einer auffälligen Fettbildung unterliegen. In solchen Fällen unterbreche ich die Cur, sobald ich diese Gewissheit gewonnen habe, da diese gemästeten, willensschwachen, hysterisch entarteten Nervenkranken anderer Heilmethoden bedürfen.<sup>88</sup>

### 5. Essen im (literarischen) Sanatorium

Bereits 1887 bemerkt Otto Binswanger in seinem Artikel über das *Weir-Mitchell'sche Heilverfahren*, dass es nicht nur in den „fast *ausschliesslich geeigneten* offenen Curanstalten für Nervenranke“ angewandt werde, sondern auch „in allen Wasserheilanstalten, Luftcurorten, Mineralbädern usw.“<sup>89</sup>. In literarischen Texten, deren Schauplatz ein Sanatorium ist, sind die Mengen der beschriebenen Nahrung groß.

---

<sup>86</sup> Vgl. Beard: *Die sexuellen Neurasthenien* [1885].

<sup>87</sup> Siehe auch Binswanger: *Neurasthenie* [1896]. „Nur eine Kräftigung des Gesamtorganismus, nur die Mehrung des *Kraftvorrats* sowohl in den nervösen Centralapparaten als auch den Muskeln, den Blutkörperchen und den drüsigen Organen – jenen *Arsenalen hochorganisierter chemischer Verbindungen* – wird einen harmonischen Ausgleich zwischen Arbeitsleistung und Kraftvorrat, zwischen Verbrauch und Ersatz potentieller Energien, zwischen funktioneller Ermüdung und Erholung ermöglichen.“ In diesem Absatz, der im Buch besonders hervorgehoben ist und sich in seiner Wortwahl von Binswangers sonstigem Stil stark unterscheidet, sucht Binswanger den Anschluss an die Zellulärpathologie.

<sup>88</sup> Binswanger: Das Weir-Mitchell'sche Heilverfahren [1887], S. 296. Vgl. auch Binswanger: Ernährungskuren [1896], S. 66.

<sup>89</sup> Binswanger: Das Weir-Mitchell'sche Heilverfahren [1887], S. 254.



Die Ernährungstherapie lässt sich ausschließlich außerhalb der „häuslichen Verhältnisse“ sinnvoll anwenden. Nur so ist sichergestellt, dass der Patient „unweigerlich“ alle zwei Stunden Nahrung zu sich nimmt.<sup>90</sup> Eine literarische Darstellung einer solchen Therapie findet sich in der deutschsprachigen Literatur nicht; aber auch in der Literatur scheint das Übermaß an Speisen Kennzeichen des Sanatoriumslebens gewesen zu sein.<sup>91</sup>

Der Begriff „Sanatorium“ wird bereits um die Jahrhundertwende hauptsächlich für Institutionen für Lungenkranke angewandt, schließt jedoch – wie *Meyers Conversationslexikon* (1907) belegt – Nervenheilstätten mit ein.<sup>92</sup> Joachim Radkau argumentiert, dass man mit der Einrichtung von Nerven-Sanatorien bewusst an den Erfolg der Lungenheilstätten anknüpfen wollte. Die in den Sanatorien praktizierten Therapien bezeichnet Radkau als „eklektizistisch“ und den „überreizten Nerven“ nicht immer förderlich.<sup>93</sup> Auch das soziale Leben schien den Nervenkranken nicht zuträglich, weshalb Paul Möbius ein klösterliches Ideal der Nervenheilstätte gepriesen habe und das Kloster als ideale Nervenheilstätte bezeichnete.<sup>94</sup> Binswangers Bemerkung, die Ernährungstherapie werde nicht nur in den „geeigneten Cur-Anstalten“ angewandt, sondern auch in allen anderen Heil-Institutionen, lässt sich vor diesem Hintergrund auch als Versuch interpretieren, die ärztliche Autorität auf diesem Gebiet für sich zu beanspruchen.

Vera Pohland hat in ihrer Studie das Lungen-Sanatorium als literarischen Ort untersucht.<sup>95</sup> In ihrer Typologie des literarischen Sanatoriums argumentiert sie, das

---

<sup>90</sup> Vgl. Binswanger: *Hysterie* [1904], S. 917.

<sup>91</sup> In Charlotte Perkins Gilmans Erzählung „The Yellow Wallpaper“ (1891) berichtet eine Ich-Erzählerin von den Folgen einer Mitchellschen Mastkur. Charlotte Perkins Gilman: *The Yellow Wallpaper* [1891], in: Dies.: *The Yellow Wallpaper and Other Writings*, New York: Modern Library, 2000, 3-30.

<sup>92</sup> Christian Virchow zufolge nahmen Lungenheilstätten – aus heutiger Perspektive fahrlässigerweise – auch Patienten auf, die unter Nervenleiden litten. Selbst Diagnosen wie Malaria und „Tropenleiden“ seien in den Einrichtungen in Davos willkommen gewesen. Ironischerweise waren gerade Patienten, die unter schwerer Tuberkulose litten, von den Kuren ausgeschlossen. Christian Virchow: *Das Sanatorium als Lebensform*, in: Thomas Sprecher (Hg.): *Literatur und Krankheit im Fin-de-Siècle (1890-1914). Thomas Mann im europäischen Kontext*, Thomas-Mann-Studien Bd. 26, Frankfurt am Main: Klostermann, 2002, 171-198, S. 194.

<sup>93</sup> Vgl. Radkau: *Nervosität*. Gerade die Wasserheilstätten mit ihren Kalt- und Warmwasserbehandlungen zur Reizung schienen die Nervosität zu begünstigen.

<sup>94</sup> Vgl. Ebd., S. 112.

<sup>95</sup> Vera Pohland: *Das Sanatorium als literarischer Ort*, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 1984. Sie beschränkt sich dabei auf Heilstätten für Lungenkranke, obwohl diese durchaus nicht das einzige ‚literarische Sanatorium‘ sind, wie etwa Dohms Novelle zeigt.

Sanatorium eigne sich besonders gut als Schauplatz, da es als „Nirgendort“ existenzielle und gesellschaftliche Fragen manifest werden ließe. Gleichzeitig ermögliche es für die Protagonisten eine Ablösung von der bisherigen Identität und eine Neuerfindung des Ichs, da hier Wünschen nachgegangen werden könne, für die in der Gesellschaft kein Platz sei.<sup>96</sup>

Im Sanatorium befindet sich die Gesellschaft in einer Ausnahmesituation: Sanatorien bieten einen abgeschlossenen Raum, in dem sich wie auf einer Bühne gesellschaftliche Konflikte durchspielen lassen. Gleichzeitig findet sich die individuelle Figur in einem neuen Umfeld wieder, muss sich in einer Konstellation zurechtfinden, in der ein anderes Zeichensystem gilt als in seiner bisherigen Welt. Dieses lässt sich am Beispiel des Essens in den beiden hier exemplarisch ausgewählten Texten von Hedwig Dohm, „Naphtalin“ in der Sammlung *Sommerlieben. Freiluftnovellen* (1910), und Thomas Mann, *Der Zauberberg* (1924), zeigen.<sup>97</sup>

Ein Vergleich zwischen Thomas Manns dickleibigem, kanonischem Roman und Hedwig Dohms schmaler, erst kürzlich neu aufgelegter Novelle scheint vermessen. *Der Zauberberg* als „philosophischer Roman“ scheint mit Dohms Text, den man als Sanatoriumssatire charakterisieren kann, wenig gemein zu haben. Während in *Der Zauberberg* ein Erzähler berichtet, sind in „Naphtalin“ Briefe der beiden Hauptfiguren sowie Erzählerpassagen ineinander montiert. Dennoch sollen die beiden Texte hier im Hinblick auf die literarische Repräsentation des Essens analysiert werden.

Hedwig Dohms Text erschien 1910 in der Sammlung *Sommerlieben. Freiluftnovellen*, die drei Texte umfasst, die jeweils in der Sommerfrische spielen. „Naphtalin“ berichtet von einer Sanatoriumsbekanntschaft zwischen einer Studentin

---

<sup>96</sup> Vgl. Ebd., S. 10. Pohland begründet dies institutionssoziologisch: Das Sanatorium sei privatwirtschaftlich organisiert gewesen und entwickelte so eine Dynamik zwischen bürgerlich-luxuriös-individualistischer Selbstverwirklichung und stark reglementiertem Tagesablauf – sie spricht sogar von einer „totalen Institution“. Ebd. S. 51. Die Reglements sahen Bestrafungsmöglichkeiten vor, wobei die Krankheit und der individuelle Krankheitsverlauf dieses unterlaufen konnten. Ebd. S. 56. Medizinische Fachbegriffe und Umgangssprache mischten sich zum typischen Sanatoriumsjargon. Ebd. S. 119.

<sup>97</sup> In Thomas Manns Novelle „Tristan“ (1903) ist Essen ein untergeordneter Aspekt des Sanatoriumslebens, das beherrscht wird durch eine strenge Lebensführung, die der leitende Arzt verkörpert sowie durch das „Massieren, Elektrisieren und Injizieren, das Duschen, Baden, Turnen, Schwitzen und Inhalieren in den mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestatteten Räumlichkeiten...“ Thomas Mann: *Tristan* [1903], in: Ders.: *Sämtliche Erzählungen*, Bd. 1, Frankfurt am Main: S. Fischer, 2002, 210-256, S. 210f.

und einem Architekten. Der Text voller Anspielungen auf zeitgenössische Diskussionen. Auch setzt Dohm in dieser Novelle wie in auch in anderen Texten die „Auseinandersetzung von Frauen mit dem vorgefundenen kulturellen Wissen“<sup>98</sup> in Szene. Mit Anspielungen zeigt Dohm zudem, dass das Sanatorium kein Ort außerhalb der Gesellschaft ist, sondern vielmehr einer, an dem diese als Destillat vertreten ist. Juden und Antisemiten treffen hier aufeinander, Feministinnen müssen sich mit *Gartenlaube*-Leserinnen auseinandersetzen. Die beiden Hauptfiguren sind als Gegenpole konzipiert. Lilian Gottheil ist Studentin der Nationalökonomie, die einmal „Eiterbeulen am kranken Körper der Gesellschaft ausdrücken will“<sup>99</sup> Engelbert v. Rohr hingegen ist Architekt, der vornehmlich „Luftschlösser“ (19) baut und dessen ästhetisches Programm mit „Säulen, Kuppeln, Türme[n]“ (ebd.) dem Historismus verpflichtet ist. „Naphtalin“ ist eine Sanatoriumssatire, die von solchen Typisierungen lebt. Nicht nur das Personal der Erzählung ist in dieser Weise heterogen. Die Unvereinbarkeit solcher weltanschaulich differierenden Figuren wird zudem in der Darstellung des Essens reflektiert.

Die Mahlzeiten dienen am Anfang der Novelle als Charakteristikum der erzählten Sanatoriumswelt.<sup>100</sup> So berichtet die Protagonistin in den fiktiven Briefen an ihre Mutter zunächst von Mahlzeiten:

Gelobt sei meine Dünne. Ich kann essen, soviel ich mag. Ich mag schrecklich viel. Alles, was hier die Kelle gibt, schlinge ich hinunter. Ich grase den Salat ab, ich schleckte das nichts weniger als zuckersüße Kompott, ich knacke Nüsse, wate in Quark (was wir weißen Käse nennen), und nach der gequirkten sauren Milch lecke ich mir alle zehn Finger – bildlich gesprochen (17).

---

<sup>98</sup> Gaby Pailer: Intertextualität und Modernität im erzählerischen Werk Hedwig Dohms, in: Karin Tebben (Hg.): *Deutschsprachige Schriftstellerinnen des Fin de Siècle*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999, 138-161, S. 139.

<sup>99</sup> Hedwig Dohm: *Naphtalin* [1910], in: Dies.: *Sommerlieben. Freiluftnovellen*, Frankfurt am Main: Helmer, 1990, 7-99, S. 29. Seitenangaben im Folgenden im Text.

<sup>100</sup> Auch die medizinische Debatte über die Zuträglichkeit des Kurlebens für die Nervenkrankheit wird in Dohms Novelle ironisch aufgegriffen: „Und unter den Läden: Cafés, Restaurants, Konditoreien, Kolonialgeschäfte mit den verlockendsten Eßwaren in den Schaufenstern, so recht zur Verführung für Patienten, die mehr Appetit als Charakter haben. [...] Möglich, daß solche Diätsünden gar keinen Schaden anrichten. Möglich sogar, daß der Intelligente, hygienisch Gebildete der Naturheilstätten entraten könnte, wenn er nur die Vernunft walten ließe.“ Ebd., S. 9. Im Abgrenzung zu solchen Institutionen befürwortet der Protestant Paul Julius Möbius ein klösterliches Ideal für Sanatorien; Joachim Radkau: *The Neurasthenic Experience in Imperial Germany*, in: Marijke Gijswijt-Hofstra/Roy Porter (Hgg.): *Cultures of Neurasthenia from Beard to the First World War*, *Clio medica* 63, Amsterdam/New York: Rodopi, 2001, 199-217, S. 203. Möbius ging vom Elektrizitätsmodell der Nervenkrankheit aus: Die Nervenschwäche verglich er mit dem Flackern einer Glühbirne durch zu viel Spannung im Stromkreislauf. Roelcke: *Electrified Nerves*, S. 182.

Die Speisevorlieben dienen aber auch der Personencharakterisierung. Ein Tischnachbar wird in einem weiteren Brief von Lilian als „Salatschlinger“ charakterisiert, der täglich ein ganzes Feld „abgrase“, weil „Salat doch Blut gibt“ (34). Zwischen den Hauptfiguren scheint eine Annäherung unmöglich, da diese sich vor allem in ihren Essgewohnheiten unterscheiden. Bereits ihr erstes Zusammentreffen inszeniert Dohm unter Verwendung zweier Nahrungsmittel: Milch und Äpfel. Nachdem Lilian ihr Glas Milch, das aus therapeutischen Gründen getrunken werden soll, verschüttet hat, bietet Engelbert ihr seines an, das sie jedoch ablehnt. Während Lilian in einen ungeschälten Apfel hineinbeißt (Paradiesmetaphorik), gesteht Engelbert, noch nie einen Apfel mit Schale gegessen zu haben (vgl. 18). Auch im Hinblick auf Fleisch divergieren die beiden Hauptfiguren:

Sie [...] fragte mit rauher Plötzlichkeit: „Was essen Sie?“ [...] Wie sie das meine? Fragte ich. Ich säße am Normaltisch und aße, was die anderen essen. Sie wehte geringschätzig mit ihrem rechten Zopf. „Natürlich – Carnivore!“ Bei ihr finge der eigentliche Mensch erst beim Vegetarier an (25).

Doch nicht nur auf der Ebene der *histoire* spielt Essen eine Rolle. Dohm verwendet es auch im *discours*, indem sie es als Gegen- und Spiegelbild der heterogenen Weltanschauungen verwendet. Während sich die Weltanschauungen und Ideologien in den Dialogen der beiden Protagonisten noch scheinbar unversöhnlich gegenüberstehen, wird auf den Esstischen und in den Mägen bereits eine Vermischung heterogener Speisen unterschiedlichster Herkunft praktiziert. Im Sanatoriums-Speisesaal wird alles zu einer „entzückende[n] Manscherei“, zu einem „göttliche[n] Fraß“ vermengt (17).<sup>101</sup>

Das gelingt jedoch nicht ohne eine moderne Zutat. So fragt die Protagonistin Lilian den Arzt: „Nennen Sie mir das Zauberwort, das hier die heterogensten Speisen im Magen zu schönster Harmonie verschmilzt.“ Und Dr. Lindener flüsterte (ob mit reinem Gewissen?): „Nährsalz“ (17). Dohm entfaltet so noch eine weitere Bedeutungsdimension des Essens. Es figuriert als modernes Heilsversprechen: „O, wir glauben hier an magisch wirkende Kräfte. Unsere Mystik – eine sehr schmackhafte – heißt: Nährsalz und Salat“ (9). Dohm karikiert die zeitgenössische Medizin, die als Expertendiskurs zwar den Nährwert von Speisen und ihre Position

---

<sup>101</sup> Was allerdings Religionen angeht, erweist sich die Hauptfigur ebenfalls als zur „Manscherei“ fähig: Der Anstaltsleiter erscheint ihr gleichzeitig als „Dalai-Lama“, der sich den „Schmerzensreichen“ zuneigt. Er verfügt über einen „Christuszug“ und erscheint ihr im Lichte Nietzsches als ein „Hinübergehender“. Dohm: Naphtalin [1910], S. 9.

auf dem Speiseplan wissenschaftlich begründet,<sup>102</sup> jedoch auf den Wunderglauben an ihre Wirksamkeit angewiesen ist. Diesen Doppelcharakter zwischen exakter Wissenschaft und kulinarischer Magie weist auch das „Gericht“ auf, das Lilian erfinden möchte. Es ist einerseits von einem Physiologen errechnet, hat „alle Bestandteile, wissenschaftlich beglaubigt und genau in den richtigen Quantitäten abgewogen“ (40) und ist patentierbar. Andererseits soll die Speise von einem Koch so zubereitet sein, dass sie „den Gaumen *anheimel[t]*“ (ebd.), und wie die göttliche Speise daher „Manna“ heißen.

Im Unterschied zu Dohms ironischer Aufnahme der Verwissenschaftlichung der Ernährung dient in Thomas Manns Roman *Der Zauberberg* (1924) die Repräsentation der Mahlzeiten der Einführung von Hans Castorp in die Welt des Sanatoriums.<sup>103</sup> Die üppigen Mahlzeiten im Roman korrespondieren mit der Rolle, die solche Mahlzeiten in medizinischen Texten über die Sanatoriumsbehandlung von Lungenkranken spielten. Auch nach Entdeckung des Tuberkulosebazillus erschien eine reichliche Kost unbedingt notwendig. So findet sich in einem klinischen Handbuch aus dem Jahre 1903 der Hinweis: „Die Therapie [gesp.] hat die Aufgabe, den Körper möglichst lange bei Kräften zu halten und das acute Stadium in ein chronisches überzuleiten. Wir haben also [...] die Zufuhr von möglichst reichlicher Nahrung zu bewerkstelligen.“<sup>104</sup> Der Internist und Nervenarzt Konrad Schweizer reagiert in seinem Buch *Schwindsucht eine Nervenkrankheit* (1903) auf die Entdeckung des Tuberkulosebazillus und unterscheidet Schwindsucht als Nervenleiden von der bakteriellen Infektion Tuberkulose. Sein Fazit für beide Varianten ist jedoch, dass mangelhafte Ernährung eine Entwicklung der Krankheit in jedem Fall begünstige: „In der einstigen Ueberzeugung aller Aerzte liegt eine grosse praktische Wahrheit, welche auch die Entdeckung des Tuberkelbacillus nicht dauernd ausser Kurs zu setzen vermochte: ‚Ein guter Appetit und eine solide Verdauung ist der beste Schutz gegen die Schwindsucht.‘“<sup>105</sup>

---

<sup>102</sup> Vgl. Engelhardt: Hunger und Appetit, S. 145; Tanner: Kulinarische Neologismen, S. 271.

<sup>103</sup> Allgemein zu den Funktionen von Mahlzeiten in den Romanen Thomas Manns vgl. Wierlacher: *Essen in der Deutschen Literatur*, S. 50ff.

<sup>104</sup> G. Cornet: Die Tuberculose als acute Infectionskrankheit, in: Ernst von Leyden/Felix Klemperer (Hgg.): *Die deutsche Klinik am Eingange des 20. Jahrhunderts*, Bd. 2, Berlin: Urban & Schwarzenberg, 1903, 225-242.

<sup>105</sup> Konrad Schweizer: *Schwindsucht eine Nervenkrankheit*, München: Verlag der Aertzlichen Rundschau (Otto Gmelin), 1903, S. 43. Zur „unsicheren Diagnose“ Tuberkulose, die noch bis in die

Die Mahlzeiten dienen in Manns *Der Zauberberg* nicht nur als Referenz zum historischen Sanatoriumsalltag, in den Mahlzeiten wird die sukzessive Integration des Protagonisten in die Welt „hier oben“ in Szene gesetzt. Gleichzeitig lassen sich die Mahlzeiten als selbstreflexives Moment des Textes fassen: Mit dem Protagonisten Hans Castorp muss sich der Leser durch die ersten hundert Seiten des Romans „essen“, als wolle Mann die Metapher des Literatur-Verschlingens veranschaulichen.

In diesem Abschnitt, der die Kapitel eins bis drei umfasst, sieht sich Hans Castorp im Sanatorium „Berghof“ mit fünf Mahlzeiten täglich konfrontiert. Das „vorzügliche“ Abendessen bei seiner Ankunft isst er vor allem „aus Selbstachtung“<sup>106</sup>. Am nächsten Morgen überrascht ihn, dass das Frühstück hier als eine „ernstzunehmende Mahlzeit“ betrachtet wird (47), schon auf dem zweiten Frühstück kann er nur noch „die Augen [...] ruhen“ lassen, unfähig „sich davon zuzuführen“ (73). Auf das sechsgängige Mittagessen (81) folgt die Teestunde, bei der Castorp das Essen nur noch betrachten kann, aber „bei dem Gedanken, davon zu essen“ „buchstäblich erzittert“ (89). In gewisser Weise ironisiert Thomas Mann damit die Ernährungstherapien oder „Mastkuren“, da gerade die üppigen Mahlzeiten die Appetitlosigkeit der Hauptfigur hervorrufen. Ging etwa Anton Stichel, Nervenarzt im Sanatorium „Mariagrün“ bei Graz, davon aus, der „neue Ankömmling“ trete „ohne jedwedes Essbedürfnis an den Mittagstisch“, werde aber durch seine Tischnachbarn zum Essen überredet,<sup>107</sup> so ist bei Mann das Gegenteil der Fall. Die „Suggestivbehandlung“<sup>108</sup> (ebd.), als die Stichel die gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten versteht, schlägt bei Castorp nicht an. Er verweigert sich zunächst dem Essen ebenso wie der Ordnung des Sanatoriums.

Wie unverständlich Hans Castorp der medizinische Hintergrund dieser üppigen Mahlzeiten zunächst ist, macht Thomas Mann deutlich, indem er ihn kritisieren lässt, der Sanatoriumsarzt Dr. Behrens wünsche „Gesegnete Nahrungsaufnahme“ statt „Gesegnete Mahlzeit“. „Aber ‚Nahrungsaufnahme‘ ist ja reine Physiologie, und dazu Segen zu wünschen, das ist doch nur höhnisches Gerede“ (ebd.). Mit dem kurzen

---

20er Jahre des 20. Jahrhundert primär durch Perkussion und Auskultation kuriert wurde, siehe auch Virchow: *Das Sanatorium*, S. 172.

<sup>106</sup> Thomas Mann: *Der Zauberberg* [1924], Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1967, S. 47. Seitenangaben im Folgenden im Text.

<sup>107</sup> Anton Stichel: Beitrag zur Behandlung nervöser Störungen des Verdauungstrakts, in: Hugo Gugl/Anton Stichel (Hgg.): *Neuropathologische Studien*, Stuttgart: Enke, 1892, 41-123, S. 49.

<sup>108</sup> Ebd.

Dialog zeigt Mann die Differenz zwischen der medizinischen und der alltäglichen, noch religiös grundierten Perspektive auf das Essen. Für die Medizin geht es beim Essen um „Verarbeitung“ der Nahrung in Körper- und Nervenkraft.

Thomas Mann beschreibt schließlich ein Abendessen, bei dem zusätzlich zu den üppigen Speisen auch noch vom Essen geredet wird. „Das schien dem armen Hans Castorp entsetzlich; [...] [er] vergaß vollkommen, einen Bissen Pumpnickel mit Chester, den er im Mund hatte, fertig zu kauen und hinunterzuschlucken. Noch als man von Tische aufstand, hatte er ihn im Munde“ (89). Indem Thomas Mann hier seine eigene Rede über Essen, die einen großen Teil des Romans ausmacht, im Reden über Essen bei Tisch thematisiert, reflektiert der Text seine eigene Textualität. Wegen der *gesprochenen* Speisen kann Castorp die Nahrung, die er im Mund hat, nicht mehr herunterschlucken. Gleichzeitig ist der Mund als Redeorgan blockiert. In Thomas Manns *Der Zauberberg* ist es also ausgerechnet die Rede über Essen und nicht die auf der Handlungsebene verschlungenen Speisen, die die Hauptfigur appetitlos und stumm werden lassen.

Mann setzt hier jenen Prozess in Szene, den Maud Ellman in ihrem Essay *Die Hungerkünstler* folgendermaßen umrissen hat: Sie versteht den Essakt als eine „Transaktion mit dem Anderen“, in dem sich das Individuum gleichzeitig konstituiert und gefährdet.<sup>109</sup> Essen ist deshalb ein so prekärer Punkt, weil das Individuum das Andere in sich hineinnehmen, inkorporieren muss. Erst in der gelungenen Verdauung, Assimilierung der Nahrung restituiert sich die Autonomie des Individuums. Hans Castorp widersetzt sich jedoch dieser „Transaktion“ und damit der Inkorporation in eine Gemeinschaft, die sich *in* und *durch* die gemeinsamen Mahlzeiten konstituiert.

In den beiden literarischen Texten wird neben der Bedeutung des Essens für die *histoire* auch eine symbolische Bedeutungsdimension entfaltet, die jedoch die therapeutische Wirkung des Essens, wie sie in den medizinischen Texten behauptet wird, unterläuft. Dohm karikiert das Heilsversprechen „wissenschaftlich beglaubigter“<sup>110</sup> Speisen, indem sie zeigt, dass diese nicht ohne „Mystik“ auskommen. Bei Mann dienen die Mahlzeiten der Darstellung der Einverleibung Castorps in den Sanatoriumsalltag.

---

<sup>109</sup> Maud Ellmann: *Die Hungerkünstler. Hungern, Schreiben, Gefangenschaft*, Stuttgart: Reclam, 1994, S. 195.

<sup>110</sup> Dohm: *Naphtalin* [1910], S. 40.

## 6. Diätetik des Seelenlebens

Wie die Literatur den therapeutischen Sinn einer Mastkur in Frage stellt, erscheint diese Therapieform in der Medizin nach 1900 zunehmend problematisch. Seitdem die psychische Ursache der Neurosen stärker in den Vordergrund gerückt ist, wird eine Therapie, die sich allein auf den Körper konzentriert, nicht mehr als angemessen betrachtet.<sup>111</sup> Die Ärzte haben neben der mangelnden oder falschen körperlichen Ernährung als Ursache der Nervosität einen anderen Ernährungsfehler entdeckt: ein Übermaß an geistiger Nahrung.

In diesem Abschnitt soll gezeigt werden, inwiefern die Konzeption einer „geistigen Diät“ an die einer körperlichen Diät zur Stärkung der Nerven anknüpft und sie partiell überlagert. Die imaginative Kopplung zwischen ‚Nerven‘ und ‚Nahrung‘ bleibt zwar bestehen, doch als „Nahrung“ für die Nerven werden in diesen Texten Bücher und Medien verstanden, die richtig oder falsch dosiert und konsumiert werden können. In medizinischen (wie in populären und pädagogischen) Texten zu Nervenleiden wird vor der Gefahr des Lesens gewarnt.<sup>112</sup> Hier haben Metaphern wie *Bücher verschlingen*, *Lektüre verdauen* oder *geistige Nahrung* Konjunktur. Buchstäbliche diätetische Maßnahmen spielen nur noch eine Nebenrolle.

In einem Vortrag mit dem Titel „Nervenkrankheit und Lektüre“, den er zunächst 1898 hielt und 1907 nochmals als Buch veröffentlichte, schlägt der Arzt Hermann Oppenheimer – der vor allem durch seine Arbeiten zur traumatischen Neurose in den 1880er Jahren bekannt wurde<sup>113</sup> – eine Erweiterung des ärztlichen Aufgabenbereichs

---

<sup>111</sup> Wolfgang Eckart erklärt diesen Wechsel damit, dass rein naturwissenschaftliche, positivistische Deutungs- und Explikationsmodelle nicht mehr ausreichten, um die Krankheitserscheinungen im Detail zu erklären. Wolfgang Eckart: „Die wachsende Nervosität unserer Zeit.“ Medizin und Kultur am Beispiel einer Modekrankheit, in: Gangolf Hübinger/Rüdiger von Bruch/Friedrich Wilhelm Graf (Hgg.): *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900*, Bd. 2: Idealismus und Positivismus, Stuttgart: Steiner, 1997, 207-226, S. 208. Siehe auch das Kapitel „Lesesucht und Zeichendiät“ in: Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr: Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München: Fink, 1999, S. 393-430. Koschorke zeigt, dass in der Debatte um die Leseflut die Gesellschaft im 18. und frühen 19. Jahrhundert die Gefahren des medialen Wandels reflektiere und deren immanente Bedrohung ans Licht bringe. Die Kanonbildung sei nicht durch eine ästhetische Debatte erfolgt, vielmehr konstatiert Koschorke eine Dominanz moralischer Argumente. Die Gefahren falscher und übermäßiger Lektüre seien Bestandteil zeitgenössischer diätetischer Schriften: Bereits in diesen Texten seien Verarbeiten und Verdauen parallelisiert worden.

<sup>112</sup> Vgl. dazu auch Gisela Steinlechner: *Fallgeschichten: Krafft-Ebing, Panizza, Freud, Tausk*, Wien: WUV-Universitätsverlag, 1995, S. 67. „Wer Bücher verschlingt, ohne sie zu verstehen, kann sie auch nicht verdauen, diese so eingängige Gedankenkonstruktion begegnet in der einschlägigen Literatur immer wieder.“ In populären Zeitschriften tritt der Arzt deshalb immer wieder als Erzieher auf, siehe dazu Schmiedebach: *The Public's View*, S. 227.

<sup>113</sup> Vgl. Fischer-Homberger: *Die traumatische Neurose*, S. 29-36.



vor. Der Arzt solle nicht nur den Speiseplan eines Patienten beachten, sondern auch dessen Lektüre, Theaterbesuche etc.:

Wollen wir aber die gewonnenen Anschauungen für unser ärztliches Wirken fruchtbar machen, so haben wir es als eine wichtige Aufgabe zu betrachten, die *psychische Diät* der uns anvertrauten Individuen mit aller Sorgfalt zu überwachen. Wenn wir stets bedenken, daß die Eindrücke, die sie aus der Lektüre, von der Bühne u.s.w. in sich aufnehmen, durchaus nicht gleichgültig für ihr Wohlbefinden sind, so werden wir uns nicht mehr darauf beschränken, ihnen *bezüglich der Quantität und Qualität der Speisen und Getränke unsere Vorschriften zu erteilen*, sondern auch das, *was dem Geiste an Nahrung und Genußmitteln zugeführt wird*, auf seinen Wert, seine Verdaulichkeit und Zuträglichkeit prüfen.<sup>114</sup>

Über den klassischerweise zur Medizin zu rechnenden Bereich der Diätetik hinaus könnten auch Reize der Gesundheit abträglich sein, Nervosität auslösen.<sup>115</sup> Ebenso wie „üppige *Fleischkost*“ dem Seelenleben unzutraglich sei,<sup>116</sup> sollten auch Romane vermieden werden, die vorzeitig die „*Fleischeslust*“ erregen, dem „Geschlechtstrieb Nahrung geben“<sup>117</sup>. In ihrer Beschreibung solcher Lektürefehler wählen die Autoren fast ausschließlich Metaphern mit dem Bildfeld ‚Essen‘.

Die Kontrolle der Lektüre müsse bereits in der Kindheit und Jugend beginnen, betont Oppenheim und zitiert zustimmend den Pädagogen Christian Ufer, der 1890 in einem Aufsatz zu „Nervosität und Mädchenerziehung“ gerade vor den Folgen früher Lektüre gewarnt hatte. Nicht nur Romane, wie die bedenkliche „Backfisch-Literatur“<sup>118</sup>, die

---

<sup>114</sup> Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre* [1907], S. 22.

<sup>115</sup> Auch wenn die Diätetik im späten 19. Jahrhundert vom Verschwinden bedroht ist, wie Dietrich von Engelhardt meint, so gehört sie für Oppenheim offenbar dennoch zum Wissen eines Arztes. Vgl. Engelhardt: *Hunger und Appetit*, S. 145.

<sup>116</sup> Anmerkung zum Vorzug des Fleisches: Fleisch ist als Nahrungsmittel mit positiver Wirkung auf die Nervenkranken durchaus nicht unumstritten. Während Beard und Mitchell „Beef“-Ernährung generell befürworten und zum Beispiel als Vorteil bei der Produktivität der Arbeiter verstehen, ist in den deutschen Texten Fleisch durchaus nicht unumstritten. Für Beard ist Fleisch „leichter assimilierbar“ als „Pflanzen, die auf der untersten Stufe organischer Entwicklung“ ständen, deshalb müsse es gerade von denjenigen gegessen werden, die „in Folge sich steigender cultureller Bedürfnisse oder etwa gar durch hereinbrechende Krankheiten“ sozusagen Nervositäts-Risikopatienten sind. Beard: *Die sexuellen Neurasthenien* [1885], S. 176. Der eher naturheilkundlich geprägte Arzt Ludwig Disqué hingegen zählt Fleisch neben Kaffee, Tee und Alkohol zu den „Reizmitteln“. Ludwig Disqué: *Die diätetische Küche. Mit besonderer Berücksichtigung der Diät und der physikalischen Heilfaktoren*, 4. völlig umgearbeitete Ausgabe, Leipzig: Verlag von Otto Spamer, 1903, S. III. Auch Oppenheim stellt „üppige Fleischkost“ in eine Reihe mit Kaffee, Gewürzen, Alkohol. Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre* [1907], S. 27.

<sup>117</sup> Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre* [1907], S. 14. Solche Romane seien „gefährlichster Krankheitsstoff“, so Oppenheim, indem sie Erinnerungsbilder evozierten. Die „Leitungsbahnen“ für solche Reize seien bei Nervenkranken sozusagen ausgeleiert, so „ausgeschliffen, daß das Auftauchen eines sexuellen Erinnerungsbildes genügt, um wollüstige Empfindungen und entsprechende Vorgänge in der Geschlechtssphäre auszulösen“.

<sup>118</sup> Vgl. Ufer: *Nervosität und Mädchenerziehung* [1890]. Oppenheim zitiert ihn zustimmend, vgl. Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre* [1907], S. 62.

„mit dem unstillbaren *Heißhunger* dieses Alters verschlungen" werde<sup>119</sup>, sondern bereits Märchen könnten eine „der kindlichen Seele *unzuträgliche Kost*"<sup>120</sup> sein.

Unter den Romanen erscheint die moderne Literatur Oppenheim besonders schädlich, weil sie Krankheit nicht nur zu einem Thema mache. Mehr noch: „In der Literatur unserer Tage ist häufig das Pathologische an sich die Quintessenz des Kunstwerkes"<sup>121</sup>, kritisiert der Arzt. Die moderne Literatur habe „das Krankhafte zum Lieblingsgegenstände ihrer Darstellung erkoren"<sup>122</sup>. Christian Ufer, der eine ähnliche Ansicht vertritt – sich aber als Pädagoge auf medizinische Autoritäten beruft –, zitiert Karl Pelman, der die Konjunktur des Themas in der Literaturgeschichte nachweist:

Seit Flaubert in seinem berühmt gewordenen „Mme Bovary“ die Hysterie in die Litteratur einfuhrte und gleichsam salonfähig machte, sind geistig und körperlich Gesunde mehr und mehr von der Bildfläche des modernen Romans verschwunden, und an ihrer Statt führen Geistesranke und Lumpen einen immer toller Reigen auf. Ein bekannter französischer Roman spielt sich in der Nervenlinik Charcots ab, von einer Reihe anderer französischer Romane, die ihren Schauplatz noch an ganz andere Orte verlegen, gar nicht zu reden.<sup>123</sup>

Aber nicht nur Belletristik sei problematisch, auch aus der Tagespresse könne sich der Patient über Krankheiten informieren. Besonders Frauen, „durch Neugier oder durch einen dem Pathologischen zugewandten Wissensdrang irregeleitet"<sup>124</sup>, „stürzten“ sich auf diese Artikel, bemängelt Oppenheim. „Sie bilden oft ihre *geistige Leibspeise*, zuweilen ihre einzige *geistige Nahrung*."<sup>125</sup> Problematisch erscheint dem Arzt nicht zuletzt die Medienberichterstattung über die Erfolge der wissenschaftlichen Medizin, „die als Mitteilungen in die Tagespresse gelangen“. Gerade diese wirkten „verderblich“. So werde – so Oppenheim in Wiederholung des Bildes – „vor allem

---

<sup>119</sup> Ebd., S. 63.

<sup>120</sup> Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre* [1907], S. 62.

<sup>121</sup> Ebd., S. 12.

<sup>122</sup> Ebd.

<sup>123</sup> Pelman: *Nervosität und Erziehung* [1888], S. 12. Zit. nach Ufer: *Nervosität und Mädchenerziehung* [1890], S. 9. Als den Roman, der in der Charité spielt, nennen Pelman/Ufer *Memoires d'un interne* von Jules Claretie. Ein Buch Clareties mit diesem Titel konnte aber nicht gefunden werden. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um folgenden Text: Jules Claretie: *Les amours d'un interne*, Paris: E. Dentu, 1881. Dass die Gefahr der Ansteckung durch Literatur gerade Thema des Romans *Madame Bovary* ist, wie aus Barbara Vinkens Lektüre dieses Romans deutlich wird, ein ironischer, selbstreflexiver Moment der Rezeption des Flaubertschen Textes. Siehe zu diesem Aspekt Barbara Vinken: *Lieben, Lesen, Essen. Realismus und geistiger Schriftsinn in Mme Bovary*, in: Christine Lubkoll (Hg.): *Das Imaginäre des Fin de siècle. Ein Symposium für Gerhard Neumann*, Reihe Litterae Bd. 88, Freiburg: Rombach, 2002, 337-356, S. 339.

<sup>124</sup> Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre* [1907], S. 8.

<sup>125</sup> Ebd. An anderer Stelle spricht er von der sich „in unserer modernen Literatur und namentlich in der Tagespresse sich immer mehr geltend machende[n] Sucht nach der Darstellung von Krankheitszuständen“. Ebd., S. 5.

auch den hypochondrischen Ideen und krankhaften Befürchtungen *neue reiche Nahrung* zugeführt“<sup>126</sup>. Weitere schädliche Informationsquellen seien medizinische Schriften selbst, die die Patienten ebenso konsultierten wie Konversationslexika.

Lektüre ist für Oppenheim generell ein reglementierungsbedürftiges Feld; der Gesundheit besonders abträglich sind für ihn alljene Texte, die sich mit Medizin beschäftigten. Zeitungsartikel, Lexikonlemmata, wissenschaftliche Schriften oder Romane, sie alle transportierten in seinem Augen medizinisches Wissen, das von den Laien falsch verstanden werden könne und so Material für hypochondrische Vorstellungen böte.<sup>127</sup>

Oppenheim macht so eine neue Spezies des Nervenkranken aus: Den „Lexikon-Hypochonder“<sup>128</sup>, dessen „hypochondrische Vorstellungen“ in „medizinischen und populärmedizinischen Schriften“, im „Konversationslexikon“ „reiche Nahrung“ gefunden haben.<sup>129</sup> Damit unterminiert die Lektüre dieser Texte die ärztliche Autorität: „[M]ancher Kranke entnimmt aus der Lektüre eines Romans sein Schicksal, das ihm der Arzt in weiser Erwägung und humaner Fürsorge sorgfältig verborgen gehalten hat.“<sup>130</sup>

Literatur ist jedoch nicht nur als Quelle hypochondrischer Ideen und Gefährdung der Autorität des Arztes verdächtig. Auch aus anderen Gründen raten die Ärzte von Lektüre ab. Zum einen sind erregende Themen wie etwa Sexualität für „neuropathisch“ Veranlagte problematisch. Zum anderen sei es die Darstellungsweise gerade moderner Literatur, die sich direkt auf das Nervensystem auswirke. So betont Karl Pelman, dass das Ziel moderner Kunst jene „Erregung“ sei, die entstehe, wenn „die Nerven [...] durcheinander geschüttelt werden“<sup>131</sup>. Die historischen Romane von Walter Scott hingegen seien zeitgenössischen Lesern wohl zu „hausbacken“ und

---

<sup>126</sup> Ebd., S. 7.

<sup>127</sup> Dass ausgerechnet Hermann Oppenheim medizinisches Wissen aus Büchern problematisch erscheint, ist vor allem im Licht der Simulationsdebatte interessant. Oppenheims Gegner warfen ihm vor, dass man sich nur ein medizinisches Lehrbuch besorgen und die Symptome seiner Unfallneurose auswendig lernen müsse, um die Rentenansprüche der Versicherungen zu kassieren. Vgl. Fischer-Homberger: *Die traumatische Neurose*, S. 56ff.

<sup>128</sup> Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre* [1907], S. 4f.

<sup>129</sup> Ebd.

<sup>130</sup> Ebd., S. 12.

<sup>131</sup> Vgl. Pelman: *Nervosität und Erziehung* [1888]. Zit. nach Ufer: *Nervosität und Mädchenerziehung* [1890], S. 9.

„gesund“.<sup>132</sup> Zudem erfolge die Lektüre zumeist übermäßig, das Gelesene könne nicht verarbeitet werden. Hermann Oppenheims Vortrag (1898/1907) und Christian Ufers Schrift (1890) heben vor allem die ätiologische Bedeutung falscher oder übermäßiger Lektüre hervor. Daher ist die Wirkungsabsicht ihrer Texte prophylaktisch. Benno Lacquer, der 1903 in der *Zeitschrift für Nervenheilkunde* „Aphorismen über die psychische Diät“ veröffentlicht, schlägt einen Kanon heilsamer oder zumindest nicht abträglicher Werke vor, die therapeutisch eingesetzt werden könnten.<sup>133</sup>

In seinem Lehrbuch zur *Hysterie* (1904) nennt Otto Binswanger einige Werke, die eine positive Wirkung erzielen könnten. Auch seine Darstellung kommt nicht ohne Essens- beziehungsweise Inkorporationsmetaphern aus. Er empfiehlt, Patienten sollten „geographische und historische Werke“ „[e]xerpieren“, statt sie gedankenlos zu ‚verschlingen‘.<sup>134</sup> So sei eine „genaue Dosierung“<sup>135</sup> möglich. Binswanger rät zu „gute[r] Memoirenliteratur“: Für Frauen seien Friedjof Nansens Buch *In Eis und Nacht* oder die Memoiren der Freifrau von Bunsen empfehlenswert und für Männer „bieten Bismarck’s Gedanken und Erinnerungen oder seine Briefe köstliche Ausbeuten dar“<sup>136</sup>.

Mit ihrem extensiven Gebrauch der Nahrungsmetaphern („geistige Nahrung“, „der kindlichen Seele unzuträgliche Kost“, „geistige Leibspeise“ etc.) verweisen diese Texte auf die „Mastkuren“; gleichzeitig findet eine Umkehrung und Umwertung der „Überernährung“ statt. Auch wenn in diesen Texten Ernährung und Verdauung als Bild für die Verarbeitung von Reizen figurieren, lassen sich „Mastkur“ und „Diätetik des Seelenlebens“ niemals völlig in Einklang bringen.<sup>137</sup> Wenn also der Pädagoge Christian Ufer seinen Kollegen zu einer richtigen Portionierung des Unterrichtsstoffs

---

<sup>132</sup> Ebd. Die Vorstellung vom ‚gesunden‘ Autor Walter Scott findet sich auch in Theodor Fontanes Roman *Effi Briest* (1894/95): „Und worauf ich noch dringen möchte: keine geistigen Anstrengungen, keine Besuche, keine Lektüre.“ Dabei wies [der Arzt Rummschüttel] auf das neben ihr liegende Buch. „Es ist Scott.“ „O, dagegen ist nichts einzuwenden. Das Beste sind Reisebeschreibungen.“ Theodor Fontane: *Effi Briest* [1894/95], München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1995, S. 270.

<sup>133</sup> Benno Laquer: Aphorismen über psychische Diät, in: *Deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde* 23 (1903), 336-341, S. 339f.

<sup>134</sup> Binswanger: *Hysterie* [1904], S. 889.

<sup>135</sup> Ebd.

<sup>136</sup> Ebd., S. 890.

<sup>137</sup> Ähnliches gilt für das mechanische und das elektrische Modell der Nervenkrankheit, die in den medizinischen Texten oftmals wenig trennscharf gebraucht und überblendet werden. Die „Diätetik des Seelenlebens“ lässt sich vor dem Hintergrund des zweiten Modells lesen: Es geht darum, jene Reize zu reduzieren, die eine Überreizung und damit eine Entladung der Nervenspannung auslösen können.

rät, dann liegt ein *ähnliches* Modell zugrunde wie das eines „Kräftehaushalts“ bei Otto Binswanger:

Die unterrichtliche Aufgabe des Lehrers besteht darin, den Stoff jeder geistigen Mahlzeit richtig zu bemessen, zu bearbeiten und durch die Darbietung desselben, sowie durch anderweitige gleich zu berührende Veranstaltungen die Verdauung zu befördern und den Stoff in geistige Kraft umsetzen zu helfen.<sup>138</sup>

Wie also der Körper die Nahrung in Kraft umwandelt – also vor allem in Nervenkraft – so muss auch der „Stoff“ verwandelt werden. Der Begriff der Verdauung (oder „Assimilierung“, wie eines der oft verwandten Wörter dieses Diskurses lautet) wird hier als Modell für die Verarbeitung von Reizen verwendet. Nur in der richtigen Zusammensetzung und in angemessener Quantität sei der Stoff verdaulich. Legten „neuropathisch veranlagte“ Kinder zunächst einen großen Ehrgeiz an den Tag, so hörten sie oftmals von einem Tag auf den anderen auf zu lesen, als hätten sie sich überessen.<sup>139</sup>

In diesen Texten wird mit dem Begriff einer „Diätetik der Seele“ ein älterer Begriff wieder eingeführt. Oppenheim etwa bezieht sich explizit auf Ernst Freiherr von Feuchterslebens 1848 erschienene Schrift mit diesem Titel.<sup>140</sup> Gerade „in einer Zeit, in welcher Fragen der leiblichen Diät eine so große Beachtung geschenkt“ werde, solle ebenso dem Bereich der „Seelendiätetik“ neue Beachtung geschenkt werden, betont er.

Meines Erachtens handelt es sich jedoch nicht primär um eine Wiederbelebung des alten Begriffs, sondern die Mediziner argumentieren vor dem Hintergrund und in Abgrenzung zu den zeitgenössischen Ernährungstherapien. Oppenheims Text liegt kein erweiterter Diätetik-Begriff zugrunde, wie er um 1800 entwickelt wurde.<sup>141</sup> Besonders deutlich wird das in Benno Laquers 1903 in der *Deutschen Zeitschrift für*

---

<sup>138</sup> Ufer: *Nervosität und Mädchenerziehung* [1890], S. 74.

<sup>139</sup> Ufer überliefert folgendes „Kinderbild“ einer 13-Jährigen: „Die Intelligenz war stets sehr gut gewesen, das Lernen, in welchem das Kind einen geradezu heißen Ergeiz offenbarte, leicht gefallen, bis vor etwa einem Vierteljahr Unlust und Unfähigkeit zu angestrenzterem Arbeiten, zum Aufmerken in der Schule, Gedächtnisschwäche und gleichzeitig ein träumerisches, stilles Wesen bemerkbar wurden.“ Ebd., S. 17.

<sup>140</sup> Ein Vergleich zwischen der Debatte um 1800 und der um 1900 wäre lohnenswert, kann aber im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden. Zu dem „Lebenskunst“-Konzept um 1800 vgl. Barbara Thums: *Moralische Selbstbearbeitung und Hermeneutik des Lebensstils. Zur Diätetik in Anthropologie und Literatur um 1800*, in: Maximilian Bergruen (Hg.): *Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800*, Würzburg: Königshausen und Neumann, 2001, 97-111.

<sup>141</sup> Vgl. Ebd. Thums beschreibt die Erweiterung des diätetischen Modells (der Mäßigung) auf alle Bereiche des Seelenlebens.

*Nervenheilkunde* veröffentlichten Beitrag „Aphorismen über psychische Diät“. Schon mit dem Wort „Diät“ antizipiert Lacquer ironisch seine Kritik an den „physikalisch-diätetischen Behandlungsmethoden“, die er dann explizit äußert. Ihnen käme in der Therapie der Nervenkrankheit nunmehr nur noch die Rolle eines „adminiculirenden Beiwerks“<sup>142</sup> zu. Schließlich sei „die psycho- oder ideogene Entstehung der functionellen Neurosen, zuerst von der Charcot’schen Schule gelehrt, [...] folgerichtiger Weise auch zum Ausgangs- und Stützpunkt therapeutischer Indicationen gemacht worden“<sup>143</sup>. Die Ernährungskuren bezeichnet er als „Encheiresen“, also medizinische Operationen, die zwar als Vehikel für die „psychotherapeutische Beeinflussung der Kranken“ genutzt werden könnten, aber keinesfalls selbst eine Therapie an sich seien. Wenn der Autor es also abweist, seine aphoristischen Ratschläge als „eine litterarisch-historische oder belletristische Methode in die Behandlung von Nervenkranken“ einzuführen, so impliziert seine Aussage eine Abwertung der Ernährungskuren. Ernährung wie Lektüre sind für ihn „Imponderabilien“, unwägbare Gefühls- und Stimmungswerte, die zwar „in der ärztlichen Politik eine große Rolle“<sup>144</sup> spielten letztendlich jedoch supplementär seien.

Während also George M. Beard Fälle falscher oder einseitiger Ernährung als Auslöser eines Nervenleidens bezeichnet – wie etwa in dem von ihm überlieferten Fall eines jungen Mannes, „der hauptsächlich von Hafermehl lebte und in Rücksicht auf seinen schwachen Magen auch davon nur wenig genoss“<sup>145</sup> und dann schnell gesundet, sobald er nur seine Ernährung umstellt –, so ist es nun die einseitige, übermäßige Lektüre, die neben anderen Reizüberflutungen als Auslöser der Nervenleiden verstanden wird. Die betroffene Gruppe besteht nicht mehr nur aus „nervöse[n] Frauen, abgemagert und bleichwangig, wie sie wohl jedem Arzte nur zu gut bekannt sind“<sup>146</sup>, sondern der „Lexikon-Hypochonder“, der sich paramedizinischen Wissensspeck angefressen hat, tritt in den ärztlichen Praxen auf.

Der Begriff „Nahrung“ ist also im Diskurs über die Nervenleiden auf zweifache Weise präsent. Zunächst kommt der Ernährung in der Ätiologie und vor allem der

---

<sup>142</sup> Laquer: *Psychische Diät* [1903], S. 336.

<sup>143</sup> Ebd.

<sup>144</sup> Ebd., S. 340.

<sup>145</sup> Beard: *Die Nervenschwäche* [1881], S. 131.

<sup>146</sup> Mitchell: *Neurasthenie und Hysterie* [1887], S. 1.

Therapie dieser Krankheiten eine Schlüsselrolle zu. Nervenkraft, jene „unsichtbare“ Energie – Alexander Hirschfeld, praktischer Arzt in Wien, bezeichnet sie als Kraft, die nicht nur nach „dem allgemeinen Gesetze von der Erhaltung der Kraft“, sondern „eigenthümlichen Gesetzen“ folge<sup>147</sup> – lässt sich, so das Versprechen der Ernährungskuren, durch systematische Überernährung bei gleichzeitiger geistiger Ruhigstellung wiederherstellen. Zudem taucht nach 1900 das Wort Nahrung zunehmend als Metapher auf. Es wird vor allem für Lektüre, Theater, Medien verwandt, die von den Nervösen im Übermaß konsumiert werden und so von deren Nervenkraft zehren. Wie zuvor die Ernährung geregelt werden musste –die systematische Überernährung erfolgte nach einem genauen Speiseplan und hatte ihre Grundlage in der Verwissenschaftlichung von Ernährung –, so bedürfen nun die psychischen Eindrücke und Reize einer Regelung.

Im folgenden Abschnitt werden nun zwei literarische Texte im Hinblick auf diese doppelte Verwendung des Wortes „Nahrung“ (im Wortsinn und im übertragenen Sinn) untersucht. Dabei handelt es sich um Texte, die jeweils von einer Erkrankung berichten – Oppenheims Behauptung, die Literatur der Moderne habe das „Krankhafte zu ihrem Lieblingsgegenstand erhoben“<sup>148</sup>, trifft also auch auf diese 1886 und 1894/95 publizierten Texte zu. Doch gerade der Name des Autor dieser Texte findet sich in den Kanones der Werke, denen ein therapeutischer Effekt auf Nervenranke zugeschrieben wird: Laquer hält fest, von Theodor Fontane könne er „fast alles“<sup>149</sup> empfehlen.

### 7. Zwei Krankheitsbilder bei Theodor Fontane

In seinen Romanen *Cécile* (1886) und *Effi Briest* (1894/95) verarbeitet Theodor Fontane medizinisches Wissen seiner Zeit. Im Folgenden wird gezeigt, wie sehr sich der Autor des Poetischen Realismus von der Medizin löst, um eine eigene, eine (wie es Horst Thomé formuliert hat) „literarische Psychopathologie“<sup>150</sup> zu entwickeln. Die

---

<sup>147</sup> Hirschfeld: *Diätetik* [1880], S. 13. Zur Rolle des „Kraft“-Begriffs in den Körpervorstellungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts vgl. Rabinbach: *Motor Mensch*.

<sup>148</sup> Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre* [1907], S. 12.

<sup>149</sup> Laquer: *Psychische Diät* [1903], S. 339.

<sup>150</sup> Vgl. Horst Thomé: *Autonomes Ich und „Inneres Ausland“*. *Studien über Realismus, Tiefenpsychologie und Psychiatrie in deutschen Erzähltexten (1848-1914)*, Hermaea Germanistische Forschungen N. F. Bd. 70, Tübingen: Niemeyer, 1993.

Krankheiten der beiden Hauptfiguren haben allerdings Elemente der Nervenleiden-Symptomatik. Und – das macht die Romane für diese Arbeit interessant – sowohl Cécile als auch Effi Briest zeigen anorektisches Verhalten.

Der von George M. Beard und S. Weir Mitchell konstatierte Zusammenhang zwischen Ernährung und Nervenleiden wird am Anfang von *Cécile* zitiert:

„Laß Cécile. Vielleicht ist das Glück näher, als du denkst [...]. Denke nur, das Hotel, in dem wir wohnen werden, heißt *Hotel Zehnpfund*. Klingt das nicht wie die gute Zeit? Ich sehe schon die *Waage*, drauf du gewogen wirst und dich mit jedem Tage mehr in die Gesundheit hineinwächst. *Denn Zunehmen heißt Gesundwerden.*“

Es schien, daß ihr die Worte wohlthaten, im übrigen aber doch wenig bedeuteten, [...].<sup>151</sup>

Im Zentrum des Romans steht eine kompromittierte Frau: Cécile war die Geliebte eines Fürsten, bevor sie eine Zweckehe mit Pierre St. Arnaud einging. Der Auszug stammt aus jenem Gespräch des Ehepaars in einem Eisenbahnwaggon auf dem Weg von Berlin in den Harz, mit dem der Roman beginnt.

„Zunehmen heißt Gesundwerden“ liest sich wie eine vereinfachte Zusammenfassung der Ernährungskuren. Auch das Wiegen als positiver Beweis des Gesundungsprozesses wird hier von St. Arnaud angeführt. Im weiteren Verlauf des Romans, in dem die Krankheit der Protagonistin sukzessive enthüllt wird,<sup>152</sup> richtet sich die Fürsorge von St. Arnaud vornehmlich auf den Körper der Kranken.

Eine ähnliche Szene findet sich im weiteren Fortgang des Harz-Aufenthalts. St. Arnaud wird dabei abermals durch seine Aussagen in direkter Rede als medizinisch informiert charakterisiert:

„Werden auch deine Nerven ausreichen?“ fragte der Oberst, „oder nehmen wir lieber einen Tragestuhl? [...] Der Abstieg ist etwas steil und fährt in Kreuz und Rücken oder, um mich wissenschaftlicher auszudrücken, in die Vertebrallinie.“

Der schönen Frau blasses Gesicht wurde rot, und Gordon sah deutlich, daß es sie peinlich berührte, den Schwächezustand ihres Körpers mit solchem Lokaldetail behandelt zu sehen (33).

Hier wird die Szene durch die Perspektive Gordons geschildert, dem späteren Liebhaber Céciles, dem Fontane eine andere Sicht auf die Krankheit zuschreibt als dem Ehemann. Zwar diagnostiziert auch er Cécile in einem Brief an seine Schwester als „nach Art aller Nervenkranken, im höchsten Grade von zufälligen Eindrücken abhängig [...], die sie, je nachdem sie sind, entweder matt und hinfällig oder aber

---

<sup>151</sup> Theodor Fontane: *Cécile* [1886], München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1995, S. 10. Seitenangaben im Folgenden im Text.

<sup>152</sup> Siehe dazu ausführlich Thomé: *Autonomes Ich*, S. 338f.



umgekehrt zu jeder Anstrengung fähig machen“ (54). Doch sein Interesse richtet sich nicht – wie das von St. Arnaud – auf die körperliche Symptomatik. Er agiert vielmehr wie eine Detektivfigur, die Céciles Vorgeschichte, die sich in den körperlichen Symptomen somatisiert, nach und nach aufdeckt.<sup>153</sup>

Die Szene, in der Gordons Interesse an dem „distinguierten Paar“ (13) geweckt wird, ist eine Tischszene. Bei dieser gemeinsamen Mahlzeit beobachtet Gordon Cécile:

Seit dem Ragoût fin en coquille, von dem sie zwei Bröckchen gekostet und zwei andere auf der Gabelspitze gelassen hatte, hatte sie bei jedem neu präsentierten Gange gedankt und lehnte sich jetzt mit verschränkten Armen in den Stuhl zurück, nur dann und wann nach der Saaluhr blickend, auf deren Zifferblatt der Zeiger langsam vorrückte (20).

Diese Appetitlosigkeit ist für den Leser ein weiteres Symptom für die Krankheit der Protagonistin. Fontane lässt Gordon dieses Symptom jedoch kommentieren: „Dahinter steckt ein Roman“ (15). Diese Vermutung verweist auf eine weitere Dimension von Fontanes Repräsentation von Krankheit in diesem Roman. Mit ihr betont Fontane, die Krankheit habe mehr als eine *physiologische* Ursache und folglich zöge eine Gewichtszunahme im Falle Céciles keineswegs kausal „Gesundwerden“ nach sich. Céciles Krankheit ist nicht eine Zugabe zur Personencharakterisierung, sondern zentrales Moment der Narration.

So unternimmt auch die Erzählstruktur Anleihen bei der zeitgenössischen Medizin. Die stetige Enthüllung der Krankheit entspricht dem typischen *plot* des Verlaufs der Hysterie, wie ihn S. Weir Mitchell in seinem bereits zitierten Werk *Über die Behandlung gewisser Formen der Neurasthenie und der Hysterie* (1887) darstellt:

Nichts tritt uns in der Praxis so häufig entgegen als ein junges Frauenzimmer, dessen Gesundheit zu wünschen übrig lässt; es nimmt beständig ab, verliert Farbe und Fülle; fortwährend ist sie von Müdigkeit gequält, das Rückgrat wird immer schwächer: und früher oder später führt sie das ganze so mannigfaltige Drama der Hysterie auf.<sup>154</sup>

Mit der Entfaltung der Diagnose korrespondiert jedoch – anders als in den medizinischen Texten – eine analeptische Darstellung der tragischen Vorgeschichte der Heldin, die so als eigentliche Krankheitsursache erscheint. Diese „literarische Psychopathologie“ setzt Fontane auch in der bereits zitierten Eingangsszene des

---

<sup>153</sup> Ebd., S. 334. Zu diesem „konjekturalen Paradigma“, das Cécile auch in der Erzählstruktur mit den Fallgeschichten Freuds verbindet, vgl. Carlo Ginzburg: Indizien: Morelli, Freud und Sherlock Holmes, in: Umberto Eco/Thomas A. Sebeok (Hgg.): *Der Zirkel oder im Zeichen der Drei. Dupin, Holmes, Peirce*, München: Fink, 1985, 125-179.

<sup>154</sup> Mitchell: *Neurasthenie und Hysterie [1887]*, S. 18.

Romans um: Es wird gesagt, dass Cécile die Worte St. Arnauds „wohltaten“, ihr medizinischer Hintergrund jedoch „wenig bedeuteten“.

Eine ähnliche Szene findet sich ebenfalls in Theodor Fontanes letztem Roman *Effi Briest* (1894/95). Der Roman schildert die Ereignisse als Handlungsfolge von der Szene an, als Effi 17-jährig mit Baron Instetten verlobt wird, über die Entdeckung des Ehebruchs, bis zur Rückkehr zu ihren Eltern und ihrem Tod. Im Unterschied zu *Cécile* ist die Krankheit der Protagonistin sehr viel unspezifischer. Walter Müller-Seidel vermutet, dass Effi Briest an Schwindsucht stirbt,<sup>155</sup> doch tatsächlich hält Fontane in diesem Roman die Diagnose der Symptome offen. Die Darstellung von Krankheit in diesem Roman bezieht sich zwar auf den zeitgenössischen Diskurs, folgt aber der Eigenlogik des literarischen Textes.

So ist die Krankheitsdarstellung in diesem Roman symmetrisch angelegt. Um der Langeweile der Provinz zu entfliehen, inszeniert Effi zunächst eine Scheinkrankheit. Sie beschließt – um sich zu kurieren – „den ganzen Tag von Thee und Sodawasser zu leben“<sup>156</sup>. Ihre Mutter besteht jedoch darauf, „daß sie sich gut verpflege. Daß man *nichts genießen* müsse, wie es früher Mode war, das sei ganz und gar falsch und schwäche bloß, in diesem Punkte stehe sie ganz zur jungen Schule [der Medizin]: *tüchtig essen*“ (267). Auch hier spielt Fontane also auf die Ernährungskuren an. Doch wieder sind es – ähnlich wie in *Cécile* – Worte, die therapeutisch wirken, wobei es die „Anschauungen“ sind und damit die Vorstellung, nicht hungern zu müssen, die Effi tröstet. „Effi *sog* nicht wenig Trost aus diesen Anschauungen, [und] schrieb ein Telegramm an Instetten [...]“ (ebd.) – Effi inkorporiert Äußerungen ihrer Mutter. Ihre gespielte, sich also nur in ihren Worten äußernde Krankheit wird so mit Worten kuriert. Dies ermöglicht – wie eine Analyse der Szenen mit dem Arzt und „Damenmann“ Rummschüttel zeigen wird – eine implizite Verhandlung des zugrunde liegenden Konflikts.

Rummschüttel gegenüber, der als Hausarzt diese Scheinkrankheit untersucht, behauptet Effi Briest an einer „Neuralgie“ zu leiden:

---

<sup>155</sup> Walter Müller-Seidel: „Das Klassische nenne ich das Gesunde...“ Krankheitsbilder in Fontanes erzählter Welt, in: *Schriften der Theodor Storm Gesellschaft* 31 (1982), 9-27. Siehe auch Ulrike Nunhofer: *Zur Literarisierung des Arztbildes. Die Arztfiguren in Theodor Fontanes Effi Briest und Arthur Schnitzlers Traumnovelle*, Dissertation Universität Göttingen 1995.

<sup>156</sup> Fontane: *Effi Briest* [1894/95], S. 267. Seitenangaben im Folgenden im Text.

Ach, Herr Geheimrat, ich komme in Verlegenheit, Ihnen auszudrücken, was es ist. Es wechselt beständig. In diesem Augenblick ist es wie weggeflogen. Anfangs habe ich an Rheumatisches gedacht, aber ich möchte beinah glauben, es sei eine Neuralgie, Schmerzen den Rücken entlang, und dann kann ich mich nicht aufrichten. Mein Papa leidet an Neuralgie, da hab' ich es früher beobachten können. Vielleicht ein Erbstück von ihm (269).

Die „Schulkranke“ erweist sich als nicht uninformiert. So ist es – etwa nach der Definition Beards – ein Zeichen der Nervenleiden, dass ihre Symptome beständig wechseln. Im Falle der Neurasthenie ist diese Flüchtigkeit in seinen Texten sogar entscheidendes differentialdiagnostisches Kriterium: „Die Symptome organischer Krankheit sind gewöhnlich fest und stetig, während sehr viele Zeichen der Neurasthenie flüchtig vorübergehend, den Ort wechselnd und wiederkehrend sind“.<sup>157</sup>

Im Roman wird ein „Nervenleiden“ (376) erst spät offensichtlich. Erst als Innstetten die Briefe von Effis Liebhaber gefunden, das Duell stattgefunden hat, und Effi Briest alleine lebt, stellt sich heraus, dass Effi tatsächlich an einer solchen Krankheit leidet:

Rummschüttel, als er gerufen wurde, fand Effi's Zustand nicht unbedenklich. Das Hektische, das er seit Jahr und Tag an ihr beobachtete, trat ihm ausgesprochener als früher entgegen, und, was schlimmer war, auch die ersten Zeichen eines Nervenleidens waren da (376).

Punkt für Punkt stellt diese Krankheit eine Inversion der Krankheit dar, die Effi spielte, um in Berlin bleiben zu können. Litt Effi zunächst unter einer *Scheinkrankheit*, so ist nun die Krankheit, deren Symptome möglicherweise auf Schwindsucht hindeuten,<sup>158</sup> eine *Scheingesundheit*:

Aber so schön das alles war, auf Effi's Gesundheit hin angesehen, war es doch alles nur *Schein*, in Wahrheit ging die Krankheit weiter und zehrte still das Leben auf. [...] *Lesen* aber und vor allem die Beschäftigung mit den Künsten hatte sie ganz aufgegeben (380).

Kam Doktor Rummschüttel anlässlich der Scheinkrankheit nur jeden dritten Tag statt jeden zweiten, „weil er sah, welche *Verlegenheit* sein Kommen der jungen Frau bereitete“ (271), so sind jetzt die Verhältnisse umgekehrt: „[...] der Doktor, der sonst jeden *dritten* Tag herüber kam, kam jetzt täglich und war in *Verlegenheit*, wie er der Sache beikommen solle, denn die Schlaf- und Hustenmittel, nach denen Effi verlangte, konnten ihr des Fiebers halber nicht gegeben werden“ (385). Durch die Pflege ihrer Eltern auf Hohen-Cremmen gelingt eine leichte Besserung: „Effi erholte

---

<sup>157</sup> Beard: *Die Nervenschwäche* [1881], S. 91. Zu dem Paradox, dass die Nervosität einerseits ihre Erscheinungsformen „chamäleonartig“ verändert, andererseits aber als eine scharf umrissene Diagnose wahrgenommen worden zu sein scheint, mit der jeder etwas anfangen kann, vgl. Radkau: *Nervosität*, S. 69.

<sup>158</sup> Vgl. Nunhofer: Zur Literarisierung des Arztbildes. Müller-Seidel: Das Klassische nenne ich das Gesunde.

sich, nahm um ein Geringes wieder zu (der alte Briest gehörte zu den Wiegefanatikern) und verlor ein gut Teil ihrer Reizbarkeit“ (387). Schließlich stellen sich die Krankheitstage als „fast [ihre] schönsten“ (401) Tage heraus, bevor sie stirbt...

In Fontanes symmetrischer Konstruktion werden die Symptome der „Schulkrankheit“ in der Darstellung der tödlichen Krankheit wieder aufgenommen. Indem Fontane so die gespielte und die tödliche Krankheit aufeinander bezieht wird die eine zur Kehrseite der anderen: Während die „Schulkrankheit“<sup>159</sup> die Symptome des späteren „Zustands“<sup>160</sup> antizipiert, erweist sich die tödliche Krankheit als Realisation von Effis Spiel.<sup>161</sup>

Im Unterschied zur Darstellung in medizinischen Texten wie denen von George M. Beard, S. Weir Mitchell oder Otto Binswanger, wird in Fontanes Romanen der Zusammenhang zwischen Ernährung und Nervenkraft unterlaufen. Bei den Protagonistinnen schlägt eine Ernährungstherapie des Körpers nicht an, da ihr Leiden eine psychische Ätiologie hat. Anders als im medizinischen Diskurs erscheint hier keine Resozialisierung durch die Wiederherstellung des Körpers möglich.

Wie Horst Thomé für die Erzählung *Ellernklipp* (1881) und für *Cécile* (1886) dargelegt hat, sind bei Fontane Psychopathologie und Gesellschaftskritik aneinander gekoppelt.<sup>162</sup> Da Fontane die Nervenkrankheiten zur Figurencharakterisierung nutze, die Krankheitsursache aber im Gesellschaftlichen suche (und damit in seiner eigenen „Neurosen-Theorie“ den zeitgenössischen physiologischen und hereditären Modellen der Krankheitsentstehung widerspreche), werde die Krankheit zugleich zur impliziten

---

<sup>159</sup> Vgl. Fontane: *Effi Briest* [1894/95], S. 269.

<sup>160</sup> Ebd., S. 376.

<sup>161</sup> Rudolf Käser argumentiert, dass Fontane bewusst jede eindeutige Diagnose vermeide, um Lebensgeschichte und Krankheit miteinander zu verbinden: „Eine harte medizinische Diagnose, Tod an einer unheilbaren Infektionskrankheit, würde diesen Bedeutungszusammenhang abbrechen. Gerade um diese Vertextungsstrategie zu retten, muß Rummschüttel, der Damenarzt, eben sein, was er ist, ein leicht anrühiger Medikus der alten Schule. Hätte Fontane hier einen Arzt eingeführt, der nach den neuesten Erkenntnissen Kochs von Infektion spricht, wäre weder moralische Läuterung noch die poetische Verklärung erzählbar gewesen, aber auch nicht der kritische Hinweis auf die psychosozialen Gründe dieses traurigen Sterbens.“ Rudolf Käser: *Arzt, Tod und Text. Grenzen der Medizin im Spiegel der deutschsprachigen Literatur*, München: Fink, 1998, S. 227.

<sup>162</sup> Thomé: *Autonomes Ich*, S. 392.

Gesellschaftskritik: „Die schöne Hysterikerin offenbart endgültig die fatalen Aporien ihrer Kultur.“<sup>163</sup> Für Fontane sei das „Hysteroide“ eine Steigerung des Weiblichen.

Wenn Krankheit eine weibliche Reaktion auf gesellschaftliche Missstände ist, dann sind Weiblichkeit und Krankheit für Fontane eng miteinander verbunden. Dies lässt sich auch für den nicht von Thomé analysierten Roman *Effi Briest* zeigen. Besonders deutlich wird es in den Szenen zwischen dem Arzt Rummschüttel und der „schulkranken“ Effi, in denen implizit über die Probleme der Baronin Innstetten verhandelt wird: So heißt es in einer erlebten Rede, in der Effis Zustand reflektiert wird: „[...] sie hatte recht gut bemerkt, daß er ihrer Komödie mit einer Komödie begegnet war“ (270). Ihre weitere Reflexion ist auf ein Einverständnis mit dem Arzt hin angelegt: „[...] gab es nicht zu respektierende Komödien, war nicht die, die sie selber spielte eine solche?“ (ebd.). Der Arzt versteht das Spiel zu deuten, so dass es zu einer stummen Übereinkunft zwischen dem Arzt und der Patientin kommt: „[...] sein Urteil stand ihm nach dem dritten Besuch fest: ‚Hier liegt etwas vor, was die Frau zwingt, so zu handeln, wie sie handelt‘“ (271).<sup>164</sup>

Da Fontane die Symptome bei der Darstellung der fatalen Krankheit wieder aufnimmt, spricht er auch den gespielten, den simulierten Symptomen ihre Berechtigung zu. Sie stehen symbolisch für Effis Lebensumstände. Zudem destabilisiert er damit die Grenze zwischen ‚krank‘ und ‚gesund‘, indem er in der als ‚Gesundheit‘ markierten Krankheit bereits die Symptome des späteren „Nervenleidens“ (376) auftreten lässt.

### 8. Fazit

Der Begriff „Nahrung“ ist also im Diskurs über die Nervenleiden präsent. Zunächst kommt der Ernährung in der Ätiologie und vor allem der Therapie dieser Krankheiten eine Schlüsselrolle zu. Nervenkraft, jene „unsichtbare“ Energie lässt sich, so das Versprechen der Ernährungskuren, durch systematische Überernährung bei gleichzeitiger geistiger Ruhigstellung wiederherstellen. Nach 1900 taucht das Wort Nahrung zunehmend als Metapher auf. Lektüre, Theater, Medien werden als Reize

---

<sup>163</sup> Ebd.

<sup>164</sup> In gewisser Weise findet Fontane hier eine eigene Antwort auf die vor allem im Zusammenhang mit der Unfallneurose („Rentenneurose“) akute Frage der Simulation von Nervenleiden, indem er auch fingierten Symptomen eine Berechtigung zuspricht, wenn sie einer seelischen Notlage entspringen.

verstanden, die nicht nur wegen ihres Inhalts pathogen wirken konnten, sondern von den Kranken und Prädisponierten im Übermaß rezipiert wurden und damit die Krankheit oder die Anfälligkeit verschlimmerten. Wie zuvor die Ernährung nach einem genauen Plan erfolgen sollte, so bedürfen nun die psychischen Eindrücke und Reize der Reglementierung.

Der Topos vom Literatur-Verschlingen oder die Analogie zwischen Lesen und Verdauen sind um die Jahrhundertwende nicht neu. Die Verwendung solcher rhetorischer Figuren im medizinischen Nerven-Diskurs zeigt jedoch nicht nur wie eine imaginative Kopplung aus dem Bereich des Expertenwissens in den Interdiskurs durchsickert, sondern vielmehr eine Austauschbewegung. Deutlich wird ebenfalls die konstitutive Bedeutung solcher Metaphern und rhetorischer Figuren für den medizinischen Diskurs.

In der Literatur, wie etwa in Gabriele Reuters Roman *Aus gutem Hause* (1896) oder in Fontanes Romanen *Cécile* (1886) und *Effi Briest* (1895/1896), erscheint eine sich nur auf den Körper richtende Therapie wie die Ernährungstherapie problematisch, da sie die lebensgeschichtliche Bedeutung der Krankheit vernachlässigt. Die Repräsentation von therapeutischem Essen dient auf unterschiedlicher Weise der Narration und ist nicht bloßes Motiv, wie die Analyse von Hedwig Dohms Sanatoriumsnovelle „Naphtalin“ oder eines Ausschnitts aus Thomas Manns Roman *Der Zauberberg* zeigt. Dies wird auch bei Fontane deutlich: Die Mahlzeiten in *Cécile* dienen dazu, die Symptomatik der Heldin herauszuarbeiten, und schaffen gleichzeitig soziale Situationen<sup>165</sup>, die die gesellschaftliche Dimension des Leidens hervortreten lassen. Sie stellen so einen Bezug zu Fontanes zeitgenössischem medizinischen Diskurs her. In *Effi Briest* spielt die Nahrungsverweigerung, das anorektische Verhalten, nur eine Nebenrolle. Trotz dieser Marginalität wird der Konnex zwischen Weiblichkeit, Krankheit und Anorexie deutlich. Wie im medizinischen Diskurs erscheinen Nicht-Essen und Abmagerung als zentrale Elemente spezifisch weiblicher Nervenkrankheit. Wie das nächste Kapitel zeigen wird, hat diese Assoziation dazu beigetragen, dass die *Anorexia nervosa* Medizinern wie Kranken im späten 19. Jahrhundert als plausible Diagnose erschien.

---

<sup>165</sup> Vgl. dazu Wierlacher: *Essen in der Deutschen Literatur*, S. 23. Wierlacher argumentiert, Mahlzeitendarstellungen in der deutschen Literatur dienten primär der Schaffung sozialer Situationen.

### III. Patientinnen – Anorexie als weibliches Leiden

#### 1. Einleitung

In Otto Binswangers Lehrbuch der Neurasthenie aus dem Jahr 1896 findet sich folgende Fallgeschichte:

Fr. B., 18 Jahre alt; [...] Bei der Aufnahme in die Klinik betrug das Körpergewicht 45 Pfd. Das ziemlich kleine (154 cm) Mädchen war skelettartig abgemagert; die Augen tiefliegend, Blick fast erloschen, Gesichtsausdruck starr, leblos; die Nahtlinien des Schädels unter der dünnen Haut genau abzutasten, Gesichtsknochen totenkopffartig hervorspringend. Sprache klanglos, fast unhörbar leise. [...] Pat. klagt über absoluten Appetitmangel, ja Ekel gegen Nahrungsaufnahme. Schmerzhaft empfindungen bei jeder Nahrungsaufnahme im ganzen Leibe. Jede Nahrungsaufnahme musste anfänglich erzwungen werden. Ich mußte selbst (unter fortwährendem Weinen und Sträuben der Kranken) ihr die Speisen einflößen. [...] In den häuslichen Verhältnissen besserte sich bei geeignetem Stundenplan das ganze Befinden stetig, so daß die Pat. nach 2 Jahren 108 Pfd. wog und sich verheiraten konnte.<sup>1</sup>

Anorexie wird im späten 19. Jahrhundert – im Unterschied zur Magersucht heute – in den seltensten Fällen als eigenständige Krankheit begriffen, sondern vor allem im Kontext der Nervenleiden rezipiert, zu denen neben der Neurasthenie vor allem auch die Hysterie zählt. Es fällt jedoch auf, wie detailliert der Autor die Folgen der Abmagerung schildert. Er greift nicht nur auf formalisierte Messergebnisse zurück, sondern versucht den Körperzustand möglichst genau wiederzugeben. Auf die möglichen Ursachen der Abmagerung geht er allerdings nicht ein. Zudem schildert er einen Nahrungsekel, der so extrem gewesen sei, dass er selbst die Patientin habe füttern müssen. Schließlich befremdet das Ende der Fallgeschichte: Erstaunlich für einen heutigen Leser ist vermutlich nicht nur der kausale Zusammenhang zwischen Gewicht und Heiratsfähigkeit, sondern dass überhaupt ein solches groschenromanhaftes Happy End in einem medizinischen Fachtext auftaucht. Es dient im Text, wie bereits im vorigen Kapitel skizziert, als Tropus für die gelungene Resozialisierung der Kranken. Im Folgenden möchte ich zeigen, dass diese narrativen und metaphorischen Elemente keineswegs die Ausnahme sind, sondern typisch für die Darstellung der Anorexie vor 1900.

2. Die ‚Entdeckung‘ der Anorexia nervosa beziehungsweise der Anorexie hystérique  
Strenggenommen wird die *Anorexia nervosa* beziehungsweise die *Anorexie hystérique* nicht entdeckt. Joan Jacobs Brumberg zufolge stiften der englische Arzt

---

<sup>1</sup> Otto Binswanger: *Die Pathologie und Therapie der Neurasthenie. Vorlesungen für Studierende und Ärzte*, Jena: Gustav Fischer, 1896.

Sir William Gull und der französische Mediziner Charles Lasègue 1873 jeweils nur eine mehr oder minder scharf abgegrenzte Diagnose für all jene Fälle freiwilliger Selbstaushungerung junger Mädchen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Privatpraxen und seltener in den Krankenhäusern Englands und Frankreichs auftauchen.<sup>2</sup> Auch in den Jahren zuvor gab es Beiträge über Essstörungen im Kontext der Hysterie, die jedoch kaum beachtet wurden.<sup>3</sup> Gull selbst veröffentlichte bereits 1868 einen kurzen Beitrag über „hysterische Apepsie“, die in der Symptomatik seiner späteren Beschreibung der *Anorexia nervosa* gleicht.<sup>4</sup> Sowohl Gull als auch Lasègue haben 1873 die notwendige medizinische Autorität, die es ihnen ermöglicht, eine neue Krankheit zu definieren: Der Neurologe Gull ist nicht nur Vorsitzender der *Clinical Society* in London, er ist auch außerordentlicher Leibarzt der Queen Victoria.<sup>5</sup> Lasègue ist Chefarzt für klinische Medizin am Pariser Krankenhaus *La Pitié* und gibt die Zeitschrift *Archives générales de médecine* heraus, in der auch seine Studie zur *Anorexie hystérique* erscheint. Mit diesen Texten etablieren sie nicht nur die Krankheitsbezeichnung, sondern auch eine Wahrnehmungsweise der Krankheit sowie narrative Muster, Bilder und Metaphern, die in der Rezeption der Anorexie wieder auftauchen.

Als Gull 1873 bei einem Vortrag auf der Jahresversammlung der *Clinical Society* in London drei Fallgeschichten vorstellt, beschreibt er den abgemagerten Körper, weiß jedoch keine Ursachen für die mysteriöse Appetitlosigkeit zu benennen:

The patient complained of no pain, but was restless and active. This was in fact a striking expression of the nervous state, for it seemed hardly possible that a body so wasted could undergo the exercise which seemed agreeable. There was some peevishness of temper, and a feeling of jealousy. No account could be given of the exciting cause.<sup>6</sup>

Die Nahrungsabstinenz erscheint dem Arzt um so erstaunlicher, weil sich bei keiner seiner Patientinnen Organläsionen nachweisen lassen: „The extremely emaciated

---

<sup>2</sup> Vgl. Joan Jacobs Brumberg: *Todeshunger. Die Geschichte der Anorexia nervosa vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt am Main u.a.: Campus, 1994, S. 240; Edward Shorter: *Von der Seele in den Körper. Die kulturellen Ursprünge psychosomatischer Krankheiten*, Reinbek: Rowohlt, 1999, S. 271.

<sup>3</sup> Shorter zufolge überwog das Erbrechen zunächst die Nahrungsabstinenz; oftmals traten die Fälle auch in Kombination mit hysterischen Lähmungen auf. Vgl. Edward Shorter: The First Great Increase in Anorexia Nervosa, in: *Journal of Social History* 21 (1987), 69-96. Vgl. auch Walter Vandereycken/Ron van Deth/Rolf Meermann: *Hungerkünstler, Fastenwunder, Magersucht. Eine Kulturgeschichte der Eßstörungen*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1992, S. 160ff.

<sup>4</sup> William W. Gull: The Address in Medicine, in: *Lancet* (1868), 171, S. 171.

<sup>5</sup> Vgl. Brumberg: *Todeshunger*.

<sup>6</sup> William W. Gull: Anorexia Nervosa (Apepsia Hysterica, Anorexia Hysterica), in: *Transactions of the Clinical Society of London* 7 (1874), 22-28, S. 23.



look [...], much greater indeed than occurs for the most part in tubercular cases where patients are still going about, impressed me at once with the probability that I should not find no visceral disease.“<sup>7</sup> Zudem werden die Mädchen, die von der Krankheit betroffen sind, als „nice, plump, good-natured“<sup>8</sup> beschrieben. Nach Gull ist die Appetitlosigkeit auf einen „morbid mental state“ zurückzuführen.<sup>9</sup> Gull sieht sie also als eine Art vorübergehender Geisteskrankheit. In Folge von Gulls Vortrag werden in der englischen Medizinzeitschrift *Lancet* eine ganze Reihe von Fällen veröffentlicht, die seinem Modell folgen.<sup>10</sup>

Gull selbst berichtet 1888 noch einmal von einem Fall plötzlicher rätselhafter Nahrungsabstinenz:

The patient, who was a plump, healthy girl until the beginning of last year (1887), began, early in February, *without apparent cause*, to evince a repugnance to food; and soon afterwards declined to take any whatever, except half a cup of tea or coffee.<sup>11</sup>

Gulls Darstellung in seinem Vortrag von 1873, ebenso wie in der Fallgeschichte von 1888, bleibt jedoch knapp und folgt dem positivistischen Schema der Messung vitaler Funktionen (Körpertemperatur, Puls etc.). Der Kern der Krankheit liegt offenbar in diesen Befunden, das Verhalten seiner Patientinnen hat für ihn keine Aussagekraft.

Anders als in der englischen Debatte beschränkt sich die Beobachtung der Patientinnen in dem zeitgleich veröffentlichten französischen Text nicht nur auf das Messen von Herzschlag und Pulsfrequenz. Auch Charles Lasègue spart zwar mögliche psychische Auslöser weitgehend aus, beobachtet das Verhalten der Kranken jedoch sehr genau und beschreibt sie mit Hilfe von Kriegsbeziehungsweise Kampfmeteraphorik. Im Unterschied zu Gulls kurzen Fallgeschichten ist Lasègues Studie sehr viel komplexer. Er gliedert sie in drei Abschnitte entsprechend den drei Phasen, die er für diese Krankheit annimmt. Er selbst schreibt

<sup>7</sup> Ebd. In den meisten Fällen wird zunächst Schwindsucht als Ursache der Abmagerung angenommen.

<sup>8</sup> Ebd., S. 27.

<sup>9</sup> Ebd., S. 25.

<sup>10</sup> Vgl. Thomas Stretch Dowse: A Case of Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1881), 827; S. MacKenzie: Anorexia Nervosa vel. Hysterica, in: *Lancet* (1881), 613-614; D. DeBerdt-Hovell: Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1888), 949; A. M. Edge: A Case of Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1888), 818; W. J. Collins: Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1894), 203; Lockhard Stephens: Case of Anorexia Nervosa; Necropsy, in: *Lancet* (1895), 31-32; C. F. Marshall: A Fatal Case of Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1895), 149-150; J. W. Carr: A Case of Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1911), 534. William Smoult Playfair allerdings hielt Gulls *Anorexia nervosa* für eine Variante der Neurasthenie, vgl. W[illiam] S[moult] Playfair: Note on the So-Called „Anorexia Nervosa“, in: *Lancet* (1888), 817-818.

<sup>11</sup> William W. Gull: Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1888), 516-517, S. 517.

sich als behandelnder Arzt die Erzählerfunktion in dieser Fallgeschichte zu. Indem er die Kranke zu seiner Gegenspielerin macht, sichert er ihr als Figur in seinem Text eine Handlungsautonomie, die sie von den Patientinnen in Gulls Texten unterscheidet.

In Lasègues Text wird die Krankheit mit einer Kriegserklärung verglichen: „Die Krankheit wurde erklärt“<sup>12</sup>. Die Kranke liege „auf der Lauer [à l'affût]“<sup>13</sup>, die „Kampfhandlungen haben begonnen [on a commencé les hostilités]“<sup>14</sup>, und die Kranke nehme sich das Recht heraus, sie mit einer „erbarmungslosen Ausdauer [ténacité implacable]“<sup>15</sup> fortzuführen. Der Erzähler durchschaut die Taktik der Kranken trotz ihrer Dissimulationstechniken:

Die Kranke, weit davon entfernt schwächer oder bekümmert zu werden, stellt eine Art der Lebhaftigkeit zur Schau [déployer], die man sonst von ihr nicht gewohnt ist; man könnte sogar sagen, dass sie für die letzten Phasen Vorsichtsmaßnahmen trifft [prend ses précautions] und sie entfaltet Argumente, derer sie sich sicher bedienen wird.<sup>16</sup>

Sowohl „déployer“ als auch „prendre ses précautions“ sind militärische Vokabeln. An anderer Stelle heißt es, die Kranke entziehe sich ihrem Kranksein, indem sie einen „uneinehmbaren Optimismus [optimisme inexpugnable]“<sup>17</sup> demonstriere.

Die Familienmitglieder – die bei keiner anderen Fallgeschichte so stark berücksichtigt sind – werden mit ihrer Beschwichtigungs-Politik unfreiwillig zu Komplizen:

Die Familie hat nur zwei Methoden zur Verfügung, derer sie sich stets erschöpfend bedient: Bitten und Drohen, und die beiden gleichermaßen als Prüfstein dienen. In der Hoffnung Appetit zu wecken werden stets neue Delikatessen bei Tische gereicht [...]. Man fleht, man verlangt es als einen Gefallen, als einen aufrechten Liebesbeweis, daß die Kranke sich fügt und einen Bissen mehr zu sich nimmt von der Mahlzeit, die sie bereits für beendet erklärt hat.<sup>18</sup>

---

<sup>12</sup> Charles Lasègue: De l'anorexie hystérique, in: *Archives Générales de Médecine* (1873), 385-403, S. 386.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Ebd., S. 391. „La malade loin de s'affaiblir, de s'attrister déploie une façon d'alacrité qui ne lui était pas ordinaire, on pourrait presque dire qu'elle prend ses précautions pour les périodes ultérieures et qu'elle prépare des arguments dont elle ne manquera pas de se servir.“

<sup>17</sup> Ebd., S. 395.

<sup>18</sup> Ebd., S. 392. „La famille n'a à son service que deux méthodes qu'elle épuise toujours: prier ou menacer, et qui servent l'une et l'autre comme de pierre de touche. On multiplie les délicatesses de la table dans l'espérance d'éveiller l'appétit [...]. On supplie, on réclame comme une faveur, comme une preuve souveraine d'affection que la malade se résigne à ajouter une seule bouchée supplémentaire au repas qu'elle déclare terminé.“

In Lasègues Text finden sich nicht nur militärische Bilder. Mit der Figur eines „gemeinsamen Werks“ wird ein weiteres Bildfeld aufgerufen:

Die Anorexie wird nach und nach der einzige Gegenstand aller Sorgen und Gespräche. Sie bildet allmählich eine Art von Atmosphäre um die Kranke, die sie einhüllt und der sie an keiner Stunde des Tages entkommt. Die Freunde gesellen sich zu den Eltern, jeder trägt zum gemeinsamen Werk bei [...].<sup>19</sup>

Die Krankheit als „geistige Perversion [*perversion intellectuelle*]“<sup>20</sup> wird als ein „Werk“ aufgefasst, eine Zeichenordnung, die mit der des Arztes konkurriert und die er als Interpret zerstören und ersetzen muss.<sup>21</sup> Wenn so die Krankheit als Text gesehen wird, kann ein Satz der Kranken zum Symptom werden: „Ich leide doch nicht, mir geht es gut [...]. Diesen Satz habe ich so oft von den Kranken wiederholt bekommen, dass er für mich inzwischen ein Symptom ist, fast ein Zeichen.“<sup>22</sup> Da in Lasègues Untersuchung diese Textmetaphorik mit der Militärmeteraphorik konkurriert, bleibt es unentscheidbar, ob der *Satz* der Kranken „Ich leide doch nicht, mir geht es gut“<sup>23</sup> ein von ihr gewähltes Mittel kriegerischer Verstellung – des „uneinnehmbaren Optimismus“<sup>24</sup> – ist oder ob die Kranke (wie andere Nervenleidende ihrer Zeit) ihren „falschen Assoziationen“<sup>25</sup> erliegt.

Lasègues Beobachtung der Kranken und ihrer Familie und die komplexe Darstellung des Krankheitsverlaufs bleibt jedoch eine Ausnahme. Sein Text ist einer der wenigen, der die Anorektikerin zu einer handelnden Figur macht; in den anderen medizinischen Quellen ist der Arzt Hauptakteur. Auch wenn sie sich auf ihn berufen, übernehmen vor allem deutschsprachige Autoren nur Lasègues nosologische

---

<sup>19</sup> Ebd. „L’anorexie devient peu à peu l’objectif unique des préoccupations et des conversations. Il se forme ainsi une façon d’atmosphère autour de la malade qui l’enveloppe et à laquelle elle n’échappe à aucune heure de la journée. Les amis se joignent aux parents, chacun contribue à l’œuvre commune [...].“

<sup>20</sup> Ebd., S. 395.

<sup>21</sup> Vgl. Gisela Steinlechner: *Fallgeschichten: Krafft-Ebing, Panizza, Freud, Tausk*, Wien: WUV-Universitätsverlag, 1995, S. 62. Siehe auch Kathryn Montgomery Hunter: *Doctor’s Stories. The Narrative Structure of Medical Knowledge*, Princeton: Princeton University Press, 1991; Julia Epstein: *Altered Conditions. Disease, Medicine, and Storytelling*, New York: Routledge, 1995.

<sup>22</sup> Lasègue: *De l’anorexie hystérique* [1873], S. 395. „Je ne souffre pas donc, je suis bien portante [...]. Cette phrase je l’ai entendue répéter tant de fois par les malades que maintenant elle représente pour moi un symptôme, presque un signe.“

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Ebd.

<sup>25</sup> Steinlechner: *Fallgeschichten*, S. 62.

Klassifikation der Krankheit.<sup>26</sup> In ihrer Darstellung folgen sie eher dem Modell Sir William Gulls.

### 3. Ätiologien

Wie Sir William Gull und Charles Lasègue gehen auch deutsche, englische und französische Mediziner nach 1873 davon aus, dass die Patientinnen tatsächlich keinen Hunger verspüren, sondern Ekel vor der Nahrungsaufnahme. Mit Ausnahme der Darstellung in einer Fallgeschichte des Charcot-Schülers Pierre Janet vom Anfang des 20. Jahrhunderts<sup>27</sup> werden die Kranken nicht als Personen geschildert, die nicht essen wollen, sondern als unfähig zur Nahrungsaufnahme.<sup>28</sup> Auch in der eingangs zitierten Fallgeschichte Binswangers leidet Fräulein B. unter Nahrungsekel; sie klagt sogar über Schmerzen bei der Nahrungsaufnahme.<sup>29</sup> Sieht man sich jedoch die gesamte Fallgeschichte an, so haben die Schmerzen in diesem Fall eine wichtige dramaturgische Funktion: Binswangers Rolle als Arzt, der seine Patientin füttert, wäre eine andere, wenn diese die Nahrungsaufnahme verweigerte, auch wenn sie gar keine Schmerzen hätte. Ekel und Schmerzen bei der Nahrungsaufnahme tragen entscheidend dazu bei, dass die Anorexie im späten 19. Jahrhundert als Krankheit wahrgenommen wird und in die nosologischen Schemata der Nervenleiden, wie im vorigen Kapitel beschrieben, passt.

Der Wiener Medizinprofessor Moritz Rosenthal dokumentiert in seiner Abhandlung *Magenneurosen und Magencatarrh sowie deren Behandlung* folgende Fälle:

Eine 24jährige zarte Blondine, seit 6 Jahren verheiratet, dysmenorrhöisch und steril (Antiflexio uteri), litt bereits als Mädchen an hochgradiger Nervosität und Migräne, doch nicht an manifesten hysterischen Beschwerden. Nach einer Reihe von Gemüthserschütterungen büsste sie rasch ihren Schlaf und Appetit ein; jeglicher Speisegenuss rief schmerzhaftes Spannen und Drücken im Magen hervor. Am wohlsten fühlte sich die Patientin, wenn sie selten und nur ganz wenig zu sich nahm.<sup>30</sup>

---

<sup>26</sup> Vgl. unter anderem Moritz Rosenthal: *Magenneurosen und Magencatarrh sowie deren Behandlung*, Wien/Leipzig: Urban und Schwarzenberg, 1886, S. 13. Siehe auch Tilmann Habermas/Walter Vandereycken/Ron van Deth: Die Anorexia nervosa in der deutschsprachigen medizinischen Literatur des 19. Jahrhunderts, in: *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie* 40 (1990), 466-473, S. 468.

<sup>27</sup> Pierre Janet: *Les obsessions et la psychasthénie* [1903], 3. Auflage, Paris: Alcan, 1919.

<sup>28</sup> Wie Edward Shorter schreibt, löste diese Aussage der Patientinnen eine frühere ab, nach der sie Schmerzen bei der Nahrungsaufnahme verspürten. Durch die verbesserten Diagnoseinstrumente seien Läsionen der Verdauungsorgane zunehmend leicht auszuschließen gewesen. Vgl. Shorter: *Great Increase*; Shorter: *Von der Seele*.

<sup>29</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 337.

<sup>30</sup> Rosenthal: *Magenneurosen* [1886], S. 15.

Ein 20 Jahre altes, zartes, chlorotisches, schlecht menstruiertes Mädchen litt seit Jahren an Verdauungsschwäche. Im letzten Jahre bewirkten Aufregungen und Nachtwachen eine hochgradige Verschlimmerung; Patientin verlor jede Eßlust [...] und wurde sehr mager und schwach.<sup>31</sup>

Rosenthal beruft sich auf Lasègue und stellt fest: „[s]tarke Gemüthsbewegungen sind [...] häufig als ursächliches Moment zu beschuldigen“<sup>32</sup>. Während Lasègue einige der „Gemüthsbewegungen“ stichwortartig nennt – „ein wirkliches oder eingebildetes Hochzeitsprojekt, eine Verstimmung wegen irgendeiner Vorliebe oder sogar ein mehr oder weniger bewußtes Verlangen“<sup>33</sup> –, findet sich nichts davon in Rosenthals Text. Er berichtet zwar in der ersten Fallgeschichte von „Gemüthserschütterungen“ und in der zweiten von „Aufregungen“ und „Nachtwachen“, jedoch nicht davon, was sie ausgelöst hat. In diesem Text zeigt sich deutlich, dass die Anorexie nach einem ähnlichen Schema wie die anderen Nervenleiden rezipiert und daher zumeist auch nicht als eigenständige Krankheit begriffen wird. Es liegt ein Modell zugrunde, das somatisch fundiert ist. Es legt nahe, dass sich „Gemüthserschütterungen“ direkt niederschlagen, das Nervensystem buchstäblich erschüttert werde.

Die Erschütterung eines – oft durch defizitäre Nahrungszufuhr bereits anfälligen – Nervensystems wird auch als Folge von traumatischen Erlebnissen beschrieben.<sup>34</sup> In den *Poliklinischen Vorträgen* des Leiters der Pariser Salpêtrière, Jean-Martin Charcot, findet sich folgender Auftritt eines „jungen Mädchens in Begleitung seiner Mutter“<sup>35</sup>:

Charcot: Seit wann ist sie krank?

Die Mutter: Sie war zufällig dabei, wie ein Kind von einem Eisenbahnwagen zerquetscht worden ist.

Charcot: Das Kind ist gestorben?

Die Mutter: Augenblicklich. [...]

Charcot: Was hat sie damals geäußert?

Die Mutter: Sie hat geschrien: „Ich fürchte mich, schrecklich!“ Und am nächsten Tag hat sie geäußert, dass ihr von dem Anblick Arme und Beine wie abgeschlagen waren. [...]

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Ebd., S. 13.

<sup>33</sup> Lasègue: De l'anorexie hystérique [1873], S. 386. „[...] un projet réel ou imaginaire de mariage, [...] une contrariété afférente à quelque sympathie ou même à quelque aspiration plus ou moins consciente [...]“.

<sup>34</sup> Zum Übergang von der somatischen zur psychosomatischen Deutung des Traumas vgl. Esther Fischer-Homberger: *Die traumatische Neurose. Vom somatischen zum sozialen Leiden*, Bern u.a.: Huber, 1975.

<sup>35</sup> Jean Martin Charcot: *Poliklinische Vorträge*, autorisierte deutsche Ausgabe übersetzt von Sigmund Freud, Bd. 1: Schuljahr 1887/88, Leipzig/Wien: Deuticke, 1892, S. 261.

Charcot: (Zu dem Mädchen:) Mein Kind, sehen Sie noch manchmal im Traum die Scene, wie das Kind zerquetscht wird?

Die Kranke: Ich habe wiederholt davon geträumt, aber nicht jede Nacht.

Charcot: An was leiden Sie also jetzt hauptsächlich?

Die Kranke: Ich kann nicht essen.<sup>36</sup>

Durch Charcots Deutung („Das ist gerade so, als ob die hysterogene Zone ihren Sitz im Magen aufgeschlagen hätte.“<sup>37</sup>) wird zwar eine Verbindung zwischen der traumatischen Szene und Anorexie hergestellt. Es ist ein Schockerlebnis, das die Anorexie auslöst. Diese Verbindung erhält jedoch nicht den Status einer *psychologischen* Erklärung.<sup>38</sup>

„Gemütsbewegungen“ werden auch als Folge körperlicher Veränderungen beschrieben. Ein weiterer Fall Charcots – das „Mädchen aus Angoulême“ – war „seit fünf oder sechs Monaten stark gewachsen [...] und [verweigerte] seither hartnäckig [...], Nahrung zu sich zu nehmen, obwohl bei ihr weder eine Schlingstörung noch ein Magenleiden bestand“<sup>39</sup>. Über Julie R., die zehn Jahre später von E. Brissaud und A. Souques in der Salpêtrière behandelt wird, heißt es: „Sie war kräftig zu jener Zeit und wohltaug. Weil man sie Dickerchen nannte, sagte sie zu sich, ‚gut, ich werde mich zwingen abzunehmen.‘“<sup>40</sup> Durch das Stilmittel der erlebten Rede, das die Autoren hier verwenden, wird im Text deutlich – selbst wenn es nicht eine explizite Folgerung der Autoren ist –, dass der Anorexie der Julie R ... ein psychischer Vorgang voraus geht.

Otto Binswanger zitiert in seinem 1904 erschienenen Handbuch *Die Hysterie* nicht nur die europäische Debatte (Gull, Lasègue, Charcot, Huchard, Stiller, Dowse, Fenwick und Sollier), er unterscheidet außerdem zwischen durch „Perversion der [...] Organgefühle“ ausgelöster Anorexie und einer durch Vorstellungen ausgelösten Form. Während der ersten Konzeption weiterhin das somatische Modell zugrunde liegt, werden mit dem zweiten Ansatz auch psychische Auslöser in seine Anorexiekonzeption integriert. Die Gewichtspublie versteht Binswanger dabei als

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> Fischer-Homberger: *Die traumatische Neurose*, S. 102.

<sup>39</sup> Jean Martin Charcot: *Neue Vorlesungen über die Krankheiten des Nervensystems insbesondere über Hysterie*, autorisierte deutsche Ausgabe übersetzt von Sigmund Freud, Leipzig/Wien: Deuticke, 1886, S. 194.

<sup>40</sup> E. Brissaud/A. Souques: Délire de maigreur, in: *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* 7 (1894), 237-337, S. 239. „[...] [E]lle était à cette époque forte et bien portante. [...] Lorsqu'on l'appelait boulotte, ‚c'est bien, disait-elle intérieurement, je vais m'efforcer de maigrir.‘“

die „einfachste Form dieser durch Vorstellungen verursachten Anorexia nervosa“<sup>41</sup>. Laut Binswanger sei sie „nur eine pathologische Steigerung jener auch bei gesunden jungen Mädchen und Frauen gar nicht selten vorkommenden eitlen Besorgnis, zu dick zu werden und dadurch die Schönheit einzubüssen“<sup>42</sup>. Mit den Worten „eingezwängt“ und „unterdrückt“ evoziert Binswanger Assoziationen an das Korsett, mit Hilfe dessen seine Zeitgenossinnen vermeiden wollten, zu dick zu erscheinen: „[D]ie Nahrungsaufnahme wird, indem das natürliche Hungergefühl *eingezwängt* und *unterdrückt* wird, allmählich verringert, bis schliesslich der Appetit thatsächlich verloren geht und die sehnlichst herbeigewünschte Abmagerung in überreichem Maasse stattfindet.“<sup>43</sup> Janet berichtet in einem auf Englisch publizierten Vortragsband, dass Charcot bei einer Patientin ein rosafarbenes Band um die Taille geschnürt gefunden habe: „He obtained following confidence; the ribbon was a measure which the waist was not to exceed.“<sup>44</sup>

Als weitere „Vorstellungen“ werden „hypochochrische Vorstellungen, dass vieles Essen ungesund sei“ genannt: „Körper und Geist [könnten] bei einer möglichst geringen Nahrungsaufnahme nur gewinnen [...]“<sup>45</sup> „Sehr häufig wird diese hypochochrische Geistesrichtung von den Patienten durch bestimmte Liebhabereien, diätische Curen, vor allem durch vegetarianische Lebensweise eingeleitet, um auf diesem Wege von pathologischen Empfindungen (Kopfdruck, Schwindel u.s.w.)

---

<sup>41</sup> Otto Binswanger: *Die Hysterie*, Specielle Pathologie und Therapie Bd. 12, hg. von Hermann Nothnagel, Wien: Alfred Hölder, 1904, S. 611.

<sup>42</sup> Ebd., S. 611f.

<sup>43</sup> Ebd. Gewichtsphobie ist im heutigen Bild der *Anorexia nervosa* zentral. Allerdings wird Gewichtsphobie heute – wie Tilmann Habermas erklärt – nicht unbedingt als Ausdruck eines pervertierten Schönheitsideals („Koketterie“) gedeutet, sondern als der Versuch, die Grenze zwischen „Ich und Nicht-Ich“ durch „zusammengezogene Körpergrenzen“ zu verstärken, vgl. Tilmann Habermas: *Zur Geschichte der Magersucht. Eine medizinpsychologische Rekonstruktion*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1994, S. 35.

<sup>44</sup> Pierre Janet: *The Major Symptoms of Hysteria*, New York: Hafner, 1920, S. 234. Janet kritisiert jedoch, dass diese Ideen überbewertet werden: „This is what certainly happened to Charcot, who used to seek everywhere for his rose-coloured ribbon and the idea of obesity“; Janet: *The Major Symptoms of Hysteria*, S. 234f. Auch Louis Schnyder tut in einem Aufsatz von 1913 die Furcht zu dick zu werden als „Fassadengrund“ ab; vgl. Louis Schnyder: Anorexieformen des Pubertätsalters, in: *Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte* 43 (1913), 353-357, S. 356. Ulrike Thoms zeigt, dass das Schönheitsideal für Frauen bereits im 19. Jahrhundert Schlankheit vorschrieb. Vgl. Ulrike Thoms: Dünn und dick, schön und häßlich. Schönheitsideal und Körpersilhouette in der Werbung 1850-1950, in: Peter Borscheid/Clemens Wischermann (Hgg.): *Bilderwelt des Alltags. Werbung in der Konsumgesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Hans-Jürgen Teuteberg*, Studien zur Geschichte des Alltags Bd. 13, Stuttgart: Steiner, 1995, 242-282.

<sup>45</sup> Binswanger: *Hysterie* [1904], S. 611.

befreit zu werden.“<sup>46</sup> Einen weiteren „Vorstellungskreis“<sup>47</sup> sieht Binswanger im „Widerspruchsgeist“<sup>48</sup> und dem damit zusammenhängenden Wunsch, „als ein besonders geartetes Menschenkind zu erscheinen“<sup>49</sup>.

Neben der Fallgeschichte „Nadia“ aus Janets *Les obsessions et la psychasthénie* (1919)<sup>50</sup> ist es allein der Berner Psychotherapeut Louis Schnyder, der komplexere psychische Erklärungen für die Nahrungsabstinenz, die über die von Binswanger beschriebenen „Vorstellungskreise“ hinausgehen, angibt.<sup>51</sup> Sigmund Freud führt in der Einleitung zu seinen gemeinsam mit Josef Breuer veröffentlichten *Studien über Hysterie* (1895) Anorexie nur als „banalstes Beispiel“ für eine Konversionshysterie an.<sup>52</sup> Der Ekel in diesen Fallgeschichten richtet sich jedoch nicht auf das Essen an sich, sondern werde vielmehr durch einen „schmerzliche[n] Affekt“<sup>53</sup> hervorgerufen,

---

<sup>46</sup> Ebd. Siehe auch den Aufsatz zum ‚Diätwahn‘ des 19. Jahrhunderts von L. Margaret Barnett: „Every Man His Own Physician“: Dietic Fads, 1890-1914, in: Harke Kamminga/Andrew Cunningham (Hgg.): *The Science and Culture of Nutrition 1840-1940*, Clio Medica 32, Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 1995, 155-178.

<sup>47</sup> Binswanger: *Hysterie* [1904], S. 611.

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> Ebd. Der Wunsch, Aufmerksamkeit zu erregen, ist laut Brumberg das im späten 19. Jahrhundert vorherrschende Erklärungsmodell. Auch diese Erklärung passt in die Schemata des 19. Jahrhunderts, sie wurde für alle Formen hysterischen Verhaltens herangezogen. Vgl. Brumberg: *Todeshunger*, S. 137.

<sup>50</sup> Janet: *Les obsessions et la psychasthénie*, S. 34f. Janet verortet die Psychasthenie als Störung zwischen Neurasthenie und Hysterie. Bei ihm spielen psychische Momente als Auslöser und Symptom sowie in der Therapie eine wichtige Rolle. Janet selbst sieht seine Theorie als vergleichbar mit der Psychoanalyse: „They spoke of ‚psychoanalysis‘ where I had spoken of ‚psychological analysis‘. They invented the name ‚complex‘, whereas I had used the term ‚psychological system‘ [...]. They spoke of ‚catharsis‘ where I had spoken of the ‚dissociation of fixed ideas‘ or of ‚moral disinfection‘. The names differed, but the essential ideas I had put forward [...] were accepted without modification.“ Pierre Janet: *Psychological Healing. A Historical and Clinical Study*, 2 Bde., London: George Allen & Unwin, 1925, S. 601f. Zit. nach Sonu Shamdasanie: Claire, Lise, Jean, Nadia, and Gisèle. Preliminary Notes towards a Characterisation of Pierre Janet’s Psychasthenia, in: Marijke Gijswijt-Hofstra/Roy Porter (Hgg.): *Cultures of Neurasthenia from Beard to the First World War*, Clio Medica 63, Amsterdam/New York: Rodopi, 2001, 363-385, S. 364.

<sup>51</sup> Louis Schnyder: Le cas de Renata. Contribution à l’étude d’hystérie, in: *Archives de Psychologie* 12 (1912), 201-262.

<sup>52</sup> Josef Breuer/Sigmund Freud: *Studien über Hysterie* [1895], Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1991, S. 28. Zu Freuds Desinteresse an der Anorexie siehe Esther Fischer-Homberger: Ess-Störungen in Sigmund Freuds Psychoanalyse, in: Dies.: *Hunger-Schmerz-Geschlecht: Brüche und Fugen im Bild von Leib und Seele*, Bern: eFeF Verlag, 1997, 13-60. Fischer-Homberger argumentiert, dass Essen in allen Phasen der Werkgenese ein blinder Fleck Freuds gewesen sei. Freud habe Hunger und Essen nicht als sinnliche Erfahrung an sich verstanden, die als solche gestört werden könne, sondern alle Essstörungen als auf sexuelle Störungen hinweisend verstanden. Die Autorin erklärt dies einerseits aus dem Umgang mit Essen in der Moderne, Freuds Vernachlässigung des Essens sei zeittypisch und entspreche der „Funktionalisierung von Essen“ im ausgehenden 19. Jahrhundert. Vgl. ebd., S. 16. In seinen Texten herrsche „Geschmacks- und Geruchlosigkeit“ vor – allein negative Erfahrungen, ekelhafte Speisen werden anschaulich beschrieben.

<sup>53</sup> Breuer/Freud: *Hysterie* [1895], S. 28.



der während des Essens entstehe, jedoch unterdrückt werde. Interessanterweise misst Freud allerdings gerade dem Essverhalten besondere Bedeutung zu. Die Anorexie seiner Patientin Emmy v. N. beispielsweise werfe das „hellste Licht auf den Charakter der Kranken und auf die Entstehungsweise ihrer Zustände“<sup>54</sup>. In einem für Wilhelm Fließ bestimmten Manuskript stellt er eine Verbindung zwischen Anorexie und Sexualität her. Für ihn ist die „berühmte Anorexia nervosa bei jungen Mädchen [...] eine Melancholie bei unentwickelter Sexualität [...]“<sup>55</sup>. Er parallelisiert den „Appetitverlust“ mit dem „Verlust von Libido [im Sexualen]“<sup>56</sup>. Wie auch in seiner Erklärung der Anorexie als Phänomen einer Konversionshysterie hat die Anorexie in Freuds Darstellung eine Bedeutung, die über sie selbst hinausweist.

#### 4. Therapien

Sowohl Gull als auch Lasègue plädierten für eine Isolierung der Kranken von ihren Angehörigen – eine Maßnahme, deren Wirkung auch bei anderen Nervenleiden geschätzt wird. So schreibt S. Weir Mitchell in seinem Buch *Fat and Blood*:

Man trenne die Patientin einmal von ihrer körperlichen und geistigen Umgebung, die ein Theil ihres Lebens und ihrer Krankheit geworden ist, die dadurch bewirkte Veränderung wird sich wohlthätig für sie selbst erweisen, und für die nun folgende Behandlung eine mächtige Unterstützung bilden.<sup>57</sup>

Auch der Leiter der Pariser Salpêtrière, Jean-Martin Charcot, hält Isolierung für ein Wundermittel. Als Grund dafür impliziert er jedoch weniger die Herauslösung aus den bisherigen Lebensgewohnheiten, sondern eher eine Einschüchterung der Patientinnen. Den Eltern seiner anorektischen Patientin, „das Mädchen aus Angoulême“, erklärt er, es bestehe nur dann die Möglichkeit zur Heilung, wenn sie ihr Kind verließen. „Die Isolierung war also erreicht, ihre Resultate zeigten sich rasch und *in wunderbarer Weise*.“<sup>58</sup> Das Mädchen habe gegessen, bis „Kräfte,

---

<sup>54</sup> Ebd., S. 99.

<sup>55</sup> Sigmund Freud: Melancholie. Manuskript G [1895], in: Ders.: *Aus den Anfängen der Psychoanalyse 1887-1902*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1962, S. 92.

<sup>56</sup> Ebd.

<sup>57</sup> S. Weir Mitchell: *Die Behandlung gewisser Formen von Neurasthenie und Hysterie*, Berlin: August Hirschwald, 1887, S. 25. Vgl. auch Brumberg: *Todeshunger*, S. 146.

<sup>58</sup> Charcot: *Neue Vorlesungen* [1886], S. 196.

Appetit, Körperfülle [...] nicht mehr viel zu wünschen übrig [liessen]“<sup>59</sup>, und sie folgendes „Geständnis“ macht:

So lange Papa und Mama mich nicht verlassen haben, mit anderen Worten, so lange Sie nichts durchgesetzt hatten [...] glaubte ich, dass meine Krankheit nicht gefährlich sei und da ich einen Ekel vor dem Essen hatte, ass ich nicht. *Aber als ich sah, dass Sie der Herr geworden sind, bekam ich Furcht*; ich habe trotz meiner Abneigung zu essen versucht, und dann ist es allmählich gegangen.<sup>60</sup>

Auch der französische Arzt Paul Sollier hält die Wirkung des „Familienmilieus [*milieu familial*]“<sup>61</sup> für äußerst schädlich – „weil die Familie wegen ihrer Charakterschwäche, ihrem Mangel an Festigkeit gegenüber der Kranken die Bemühungen des Arztes nach und nach zerstört [...]“<sup>62</sup>. Wie Charcot versteht er seine Methode als „Einschüchterungsmethode [*methode d'intimidation*]“<sup>63</sup>. Die Kranke befinde sich in der „absoluten Macht [*en son pouvoir absolu*]“ des Arztes und sie dürfe „keinerlei Verkehr [*aucune communication*]“ mit ihrer Familie haben, so lange sie nicht äße.<sup>64</sup> Hypnose und künstliche Ernährung mit der Sonde lehnt Sollier allerdings ab.<sup>65</sup> „Bizarre Inszenierungen [*mises en scène bizarres*]“<sup>66</sup> – das Zeigen der Sonde (wie ein Folterwerkzeug) zur Abschreckung – seien „unter der Würde eines Arztes [*n'est pas de la dignité d'un médecin*]“<sup>67</sup>.

---

<sup>59</sup> Ebd.

<sup>60</sup> Ebd.

<sup>61</sup> Paul Sollier: Anorexie hystérique, in: *Revue de médecine* 11 (1891), 625-650, S. 643.

<sup>62</sup> Ebd. „[...] car la famille [...], qui par sa faiblesse de caractère, son manque de fermeté dans la direction de la malade, détruit au fur et à mesure tous les efforts du médecin.“ Otto Binswanger blendet diese Dimension vollkommen aus. Für ihn bedeutet Isolierung vor allem, den Kranken von schädlichen Reizen fernzuhalten: „Für diese Kranke heisst die Isolierung eine absolute geistige und körperliche Ruhe, Fernhaltung aller Reize, welche die erschöpfte Hirnthätigkeit in irgendeiner Weise zu Leistungen anregen, die ‚hemmend‘ auf unsere Forderung, eine gewaltsame und tiefgreifende Umwälzung der gesamten Ernährungsvorgänge hervorzurufen, wirken können.“ Otto Binswanger: Ueber das Weir-Mitchell'sche Heilverfahren, in: *Therapeutische Monatshefte* 1 (1887), 254-259, 291-296, S. 257.

<sup>63</sup> Sollier: Anorexie hystérique [1891], S. 643.

<sup>64</sup> Ebd., S. 645.

<sup>65</sup> Ebd., S. 647.

<sup>66</sup> Ebd., S. 646.

<sup>67</sup> Ebd. Anton Stichel hingegen befürwortet die Zwangsernährung: „Manchen Kranken ist diese Procedur gar nicht unangenehm, im Gegentheil, sie machen sich nicht im Geringsten etwas daraus, ja sie empfinden es sogar als angenehm, haben sie doch nicht den ihnen so widerlichen Geschmack der Speisen zu empfinden, sie haben nicht dieses lästige Ekelgefühl, welches sie sonst beim Kauen der Speisen empfinden.“ Anton Stichel: Beitrag zur Behandlung nervöser Störungen des Verdauungstrakts, in: Hugo Gugl/Anton Stichel (Hgg.): *Neuropathologische Studien*, Stuttgart: Enke, 1892, 41-123, S. 60.

In der Regel werden Anorektikerinnen mit einer unspezifischen Ernährungstherapie ‚geheilt‘, die von S. Weir Mitchell entwickelt wurde. Diese ‚methodische Mastcur‘<sup>68</sup> beinhaltet, wie bereits im vorigen Kapitel geschildert, ‚systematische Überernährung‘ sowie ‚[a]bsolute Ruhe‘, Massage und ‚Electricität‘<sup>69</sup>. Dabei hält Binswanger Patientinnen, die unter *Anorexia nervosa* leiden, für diese Kur besonders geeignet. Bei diesen Kranken ist besonders schlüssig, dass ‚Speisepläne‘ ärztliche Rezepte sind, mit denen die Speisen wie Medikamente ‚verordnet‘ werden. Auch die Ruhigstellung der Patientinnen erscheint Binswanger im Falle der Anorektikerinnen angebracht:

Schwerste Fälle werden aller selbstthätigen Willensäußerung oder mechanischen Hülfeleistung enthoben werden müssen; Waschen, Essen, Umbetten u. s. w. wird nur durch die Pflegerin ohne alles Zuthun der Kranken vermittelt, alles Aufrichten, Umwenden, sogar lautes Sprechen wird verhindert werden müssen. Ich habe hier solche Fälle im Auge, bei welchen die Abmagerung und Einschränkung der vegetativen Functionen einschliesslich der Circulation und Athmung einen solch hohen Grad erreicht hat, dass jeder Kraftaufwand vermieden werden muss. Es handelt sich hier vornehmlich um solche Kranke, bei denen die Nahrungsaufnahme längere Zeit fast ganz aufgehoben war, deren *skelettartige Abmagerung* das Leben direct bedroht erscheinen lässt.<sup>70</sup>

Die ‚Heilerfolge‘ seien ‚erstaunliche‘, bemerkt Binswanger. ‚Die erste Kranke ist von all ihren Leiden völlig genesen, wog 1 Jahr nach Beendigung der Cur 108 Pfund; [...]‘<sup>71</sup>

Während Binswanger in seinen früheren Texten seine therapeutischen Maßnahmen auf den Körper konzentriert, eine ‚erzieherische Aufgabe des Nervenarztes‘<sup>72</sup> allenfalls erwähnt wird, so hebt er in seinem 1904 erschienenen Handbuch *Die Hysterie* hervor, dass die ‚Mastcur‘, um eine ‚zielbewußte Psychotherapie‘ ergänzt, die ‚schönsten Erfolge‘ zeige.<sup>73</sup> Im gleichen Buch geht Binswanger auch davon aus, dass die Anorexie auf bestimmte Vorstellungen zurückzuführen sei.<sup>74</sup> Hier wird nicht nur deutlich, dass trotz dieser Ergänzung Binswangers Therapien wenig mit heutigen Vorstellungen von Psychotherapie zu tun haben, sondern dass ihnen vielmehr noch

---

<sup>68</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 27.

<sup>69</sup> Mitchell: *Neurasthenie und Hysterie* [1887], S. 1.

<sup>70</sup> Binswanger: Das Weir-Mitchell'sche Heilverfahren [1887], S. 258.

<sup>71</sup> Ebd.

<sup>72</sup> Ebd., S. 296. Diese Aufgabe für Ärzte wird vor allem in populären Zeitschriften betont, wie Heinz-Peter Schmiedebach zeigt. Heinz-Peter Schmiedebach: *The Public's View of Neurasthenia in Germany: Looking for a New Rhythm of Life*, in: Marijke Gijswijt-Hofstra/Roy Porter (Hgg.): *Cultures of Neurasthenia from Beard to the First World War*, *Clio medica* 63, Amsterdam/New York: Rodopi, 2001, 219-238, S. 227.

<sup>73</sup> Binswanger: Das Weir-Mitchell'sche Heilverfahren [1887], S. 614.

<sup>74</sup> Binswanger: *Hysterie* [1904], S. 611f.

immer die Vorstellung zugrunde liegt, die Nerven bedürften der Ernährung, um „Gemüthserschütterungen“ standhalten zu können.<sup>75</sup> Binswanger geht es weniger darum, die psychischen Ursachen der Nahrungsabstinenz zu beseitigen, sein Ziel ist vielmehr, die Patientinnen zum Essen zu überreden. So schlägt er in seinem Handbuch folgende therapeutische Rede an die Kranken vor:

[...] all diese rein seelischen Krankheitserscheinungen werden immer schlimmer werden, je länger Sie hungern, denn gerade die Nervensubstanz bedarf der Zuführung reichlichen und kräftigen Nahrungsmaterials. Von den Leistungen Ihres Nervensystems hängt die Art Ihres Empfindens und Ihrer Gefühle und, was das Wichtigste ist, Ihre Willenskraft ab.<sup>76</sup>

Wenn Binswanger von „Psychotherapie“ spricht, verwendet er ein ähnliches Vokabular wie bei seiner Beschreibung der Vorzüge der Hypnose, die für ihn ohnehin die wichtigste Voraussetzung für den Erfolg einer „Psychotherapie“ bei der Anorexie wie bei anderen Nervenleiden darstellt. Die Kranken seien in ein „hypocondrisches Denksystem verstrickt“,<sup>77</sup> schreibt er in seinem Lehrbuch der Neurasthenie. Nur wenn sie mit „einem Schlage in völlig veränderte Daseinsbewegungen versetzt“<sup>78</sup> würden, habe der Arzt die Möglichkeit, „seinen Willen dem Patienten in vollem Umfange zu induzieren“<sup>79</sup>. Mit „induzieren“ lässt Binswanger die Inkorporation des Willens anklingen: Die Patientin muss also die Worte des Arztes aufnehmen wie Nahrung oder Medizin.

### 5. Patientinnen und Ärzte

Wie bei der – im Unterschied zur eher ‚männlichen‘ Neurasthenie – zumeist als ‚weiblich‘ konnotierten Hysterie<sup>80</sup> handelt es sich auch bei der Anorexie von Anfang an um eine Frauenkrankheit.<sup>81</sup> So schränkt bereits Gull – auch wenn er männliche Kranke grundsätzlich nicht ausschließt und sogar Fälle beobachtet haben will – die

---

<sup>75</sup> Ebd., S. 869.

<sup>76</sup> Ebd.

<sup>77</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 392.

<sup>78</sup> Binswanger: *Hysterie* [1904], S. 869.

<sup>79</sup> Ebd.

<sup>80</sup> Link-Heer analysiert in einem Aufsatz den fehlgeschlagenen Versuch, die Hysterie zu einer geschlechtsneutralen Krankheit ‚umzuschreiben‘. Vgl. Ursula Link-Heer: „Männliche Hysterie“. Eine Diskursanalyse, in: Ursula Becher/Jörn Rüsen (Hgg.): *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988, 364-396.

<sup>81</sup> Vgl. Ron van Deth/Walter Vandereycken: The Striking Age-Old Minority of Fasting Males in the History of Anorexia Nervosa, in: *Food and Foodways* 7 (1997), 119-130. Siehe auch Kapitel IV. „Hungerkünstler“, S. 97ff.

Gruppe der Betroffenen auf junge Mädchen zwischen 16 und 23 Jahren ein.<sup>82</sup> In ihrer leichten Variante geht die Anorexie mit den Weiblichkeitsklischees der Epoche ohnehin konform. Wie die leichte Hysterie ist auch die leichte Anorexie nicht krankhaft, sondern gehört zu den zeittypischen Vorstellungen von Weiblichkeit.<sup>83</sup> Die „exhaltirten hysterischen und chlorotischen jungen Mädchen“, für deren Anschauung die „Mädchenpensionate [...] uns [...] eine reiche Ausbeute [liefern]“<sup>84</sup>, wie der Kinderarzt Otto Soltmann schreibt, scheinen schon an und für sich für diese Krankheit disponiert. So beobachtet auch Bertold Stiller:

Ich habe in meiner Clientèle eine Anzahl von Frauen, die neuropathisch angelegt, ohne charakteristische Zeichen von Hysterie, sich monatelang in jeder Beziehung des besten Wohls erfreuen, um mit oder ohne ein deutlich veranlassendes Moment, meist im Frühjahr, anfangen, fast plötzlich nervös zu werden. [...] In solchen Zuständen nun ist Anorexie eines der ersten und auffälligsten Symptome.<sup>85</sup>

Auch in der Dramaturgie der Fallgeschichten werden die Geschlechterverhältnisse immer wieder in Szene gesetzt, indem der Übergang von einem kranken abgemagerten Mädchen zu einer heiratsfähigen Frau geschildert wird. Der Arzt ist dabei derjenige, der diesen Übergang – wie in der eingangs zitierten Fallgeschichte Otto Binswangers – überhaupt erst ermöglicht. So wird in Binswangers Fallgeschichte aus einem „Mädchen“, dessen Grad der Abmagerung ausführlich beschrieben wird, durch die tatkräftige Intervention des Arztes eine heiratsfähige Frau mit einem mehr als doppelt so großen Gewicht. Von einer anderen Patientin Binswangers heißt es, dass sie nach der Heilung ein „kräftige[s] Kind“<sup>86</sup> gebar. In

---

<sup>82</sup> Vgl. Gull: *Anorexia Nervosa* [1873], S. 22. Die Altersgrenzen variieren in den Quellen um mehrere Jahre nach oben und unten. Es werden offenbar sowohl jüngere als auch ältere Fälle behandelt. Elaine Showalter bezeichnet *Anorexia nervosa* als erste spezifische psychiatrische Erkrankung von Frauen nach einer neuen Wissenschaftsdefinition. Vgl. Elaine Showalter: *The Female Malady*, New York: Pantheon Books, 1985, S. 127. Showalter sieht auch bei den Patientinnen durchaus Verbindungen zu anderen Formen weiblichen Protestes. Die Anorektikerinnen bedienen sich dabei der ironischen Übersteigerung: Das Bild der sich aufopfernden viktorianischen Heldin übersteigerte sie ins Extreme. „Thus, in the rigid control of her eating, the anorexic expressed her fear of adult sexual desire and enacted an exaggerated form of the deadening life of the dutiful daughter.“ Ebd., S. 129.

<sup>83</sup> Vgl. Bettina Pohle: *Kunstwerk Frau. Inszenierungen von Weiblichkeit in der Moderne*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1998. Die Krankheit mit dem bezeichnenden Namen „Schwindsucht“ ähnele in diesem Punkt dem Krankheitsbild der Anorexie um 1900: Zur Passivität der Frau um 1900 gehöre oft die Krankheit, eine Phantasie, die im Bild der Schwindsüchtigen kulminiere: „Die an ‚Schwindsucht‘ sterbende Frau hat in ihrer zerbrechlichen körperlichen Verfassung wiederum Ähnlichkeit mit dem Kind. Sie ist unschuldig in ihrer ätherischen Körperlichkeit und sich ihrer Schönheit, die von Krankheit definiert wird, nicht bewußt.“ Ebd., S. 64.

<sup>84</sup> Otto Soltmann: *Anorexia cerebialis und centrale Nutritionsneurosen*, in: *Jahrbuch für Kinderheilkunde* 38 (1894), 1-13, S. 5.

<sup>85</sup> Bertold Stiller: *Die Pathologie des Appetits*, in: *Archiv für Verdauungs-Krankheiten mit Einschluss der Stoffwechselfathologie und der Diätetik* 21 (1915), 23-34, S. 30.

<sup>86</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 330.

einer vom französischen Doktoranden George Noguès zitierten Fallgeschichte wird berichtet: „Die geheilte Mlle J. hat sich inzwischen verheiratet.“<sup>87</sup> Die Heirat ist nicht nur ein Beleg dafür, dass die Patientin „vollständig geheilt“<sup>88</sup> ist – sie figuriert in Texten als Schlussbild einer gelungenen Therapie.

Die Mediziner widmen dem abgemagerten Körper besondere Aufmerksamkeit: „[D]ie Kranken sind ohne Uebertreibung nichts als lebende Skelette“, schreibt Jean-Martin Charcot, „die Muskeln des Halses sind gelähmt, das Haupt rollt wie eine tote Masse auf dem Kissen, die Glieder sind kalt und cyanotisch [...]; [...]“<sup>89</sup>. Wie auch bei Binswanger („totenkopffartig“, „skelettartig“) ist das zugrunde liegende Bild das einer ‚lebenden Leiche‘. „[M]an fragt sich erstaunt, wie bei einem solchen Verfall noch Leben bestehen kann!“<sup>90</sup>, schließt Charcot seine Beschreibung ab. Liest man allerdings diese Körperbeschreibungen in ihrem narrativen Zusammenhang, so haben sie eine weitere Funktion. Die Beschreibungen ausgehungerner Mädchenkörper bilden den düsteren Hintergrund, vor dem die Therapiererfolge der Ärzte um so heller leuchten.<sup>91</sup> So erscheint Charcots Heilung umso bemerkenswerter: Nach nur zwei Monaten war seine Patientin „fast [...] vollkommen geheilt [...]; Kräfte, Appetit und Körperfülle liessen nicht mehr zu wünschen übrig“<sup>92</sup>.

Diese spektakulären Heilungserfolge illustrieren auch die Abbildungen – Photographien und Gravuren, die den Fallgeschichten beigefügt sind. Gull bebilderte seine drei 1873 veröffentlichten Fälle jeweils mit einer Gravur im kranken und im geheilten Zustand. Im kranken Zustand werden die Kranken abgewandt und in sich gekehrt sowie schlicht gekleidet und frisiert porträtiert. Im geheilten Zustand wenden sich die jungen Frauen nicht nur dem Betrachter zu, sie sind auch mit allen Requisiten von Weiblichkeit ausgestattet und demonstrieren so ihren reibungslosen

---

<sup>87</sup> George Noguès: *L'Anorexie mentale, ses rapports avec la psychophysiologie de la faim. Thèse pour le doctorat en médecine*, Toulouse: Dirion, 1913, S. 138. „Mlle J. guérie, s'est mariée depuis.“

<sup>88</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 330.

<sup>89</sup> Charcot: *Neue Vorlesungen* [1886], S. 194.

<sup>90</sup> Ebd.

<sup>91</sup> In gewisser Weise wird auch hier im Sinne Elisabeth Bronfens Bedeutung über einen verlöschenden weiblichen Körper erzeugt. Vgl. Elisabeth Bronfen: *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*, München: Verlag Antje Kunstmann, 1994.

<sup>92</sup> Charcot: *Neue Vorlesungen* [1886], S. 196.

Übergang von einem Krankheitszustand außerhalb von Zeit und Ort in die bürgerliche Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts.<sup>93</sup>

Besonders auffällig ist diese Inszenierung in der Fallgeschichte Gulls von 1888 (siehe Abb. 1 und 2): „The case was so extreme that, had it not been photographed and accurately engraved, some assurance would have been necessary that the appearances were not exaggerated, or even caricatured which they were not“, heißt es im Text. Die erste Abbildung zeigt die ‚Kranke‘ mit nacktem Oberkörper, ohne entwickelte Brüste und mit abgewandtem Gesicht. Die ‚Geheilte‘ hingegen wird nur drei Monate später in zeittypischer mädchenhafter Kleidung präsentiert, die die ‚Weiblichkeit‘ ihres Körpers durch den Faltenwurf des Kleides unterstreicht.<sup>94</sup> Zudem scheint sie den Betrachter direkt anzuschauen. Dies legt nahe, dass es auf den Abbildungen weniger um die Darstellung eines Therapieprozesses als vielmehr um die eines Resozialisierungsprozesses geht. Sie zeigen, dass Therapie als Resozialisierung verstanden wurde. Gull illustrierte hier genau jenen *plot*, den auch Binswanger in seiner Fallgeschichte schildert: Aus dem „Mädchen“ – bei Gull sogar mit einem vorpubertären Körper ausgestattet – wird eine heiratsfähige Frau.<sup>95</sup>

Anders in drei Fallgeschichten, die in den 1890er Jahren in der französischen Zeitschrift *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* veröffentlicht wurden. Hier findet sich ein anderes Bild der Anorexie.<sup>96</sup> Dr. Wallet berichtet von zwei Fällen,

---

<sup>93</sup> Gull: Anorexia Nervosa [1873]. Vgl. auch Brumberg: *Todeshunger*, S. 177f. Georges Didi-Hubermann zeigt, dass nach medizinischen Photos für die Veröffentlichung angefertigte Gravuren diejenigen Elemente hervorheben, die für das Krankheitsbild zentral sind. Vgl. Georges Didi-Hubermann: *Die Erfindung der Hysterie. Charcot und die photographische Ikonographie der Salpêtrière*, München: Fink, 1997, S. 48ff.

<sup>94</sup> Dies sei laut Gunnar Schmidt typisch für die frühe Medizinphotographie: „Die Preisgabe der Schwäche und Verwundbarkeit sowie die prekäre Verwandtschaft von Wissen und Verletzung, in ihrem doppelten Verweis auf das Biologische und Soziale, konnten in der Bildinszenierung allerdings durch einen einfachen Kunstgriff in einen positiven Gehalt verkehrt werden. Eine der wichtigen Funktionen der Photographie war es, Heilungserfolge zu dokumentieren. Dies geschah mit Hilfe von Vorher-Nacher-Bildern. Auf diesen Bildern gibt es ein wiederkehrendes Merkmal: Auf dem Nachher-Bild, das die Heilung zeigt, tragen die Menschen eine feinere, vornehmere, gepflegtere Kleidung als auf dem Vorher-Bild und verbergen oftmals sogar die vormalige Nacktheit. Das Subjekt ist nicht nur medizinisch, sondern auch als Gesellschaftswesen wieder hergestellt: Die doppelte Wunde ist geschlossen.“ Gunnar Schmidt: *Anamorphotische Körper. Medizinische Bilder vom Menschen im 19. Jahrhundert*, Köln u.a.: Böhlau, 2001, S. 100.

<sup>95</sup> Vgl. Erin O’Connor: Pictures of Health: Medical Photography and the Emergence of Anorexia Nervosa, in: *Journal of the History of Sexuality* 5 (1995), 535-572, S. 565. O’Connor hebt die doppelte Funktion der Abbildungen hervor. Zum einen dienten die Abbildungen als Medium der Evidenz, als „Bilder, die für sich selbst sprechen“, ebd. S. 569. Gull hatte, so O’Connor, den Bildern nur wenig hinzuzufügen, seine Texte kommen mit einigen Befunden aus, ebd. Gleichzeitig rekurriere Gull auf eine normative Auffassung von Weiblichkeit, die sich in einer bestimmten Körperfülle repräsentiere. Sei diese erreicht, gelte die Kranke als therapiert, ebd. S. 543.

<sup>96</sup> Zur photographischen Praxis der Salpêtrière siehe Didi-Hubermann: *Die Erfindung der Hysterie*.

Mlle B. und Mlle V., deren abgemagerte Körper auch photographisch reproduziert sind. Mlle B.s Oberkörper ist entblößt in Vorder- und Rückansicht abgedruckt, ihr Gesicht wurde unkenntlich gemacht. Mlle V. ist in vier Abbildungen zu sehen: Das erste Bild zeigt sie in der Tracht ihrer Klosterschule im „normalen Zustand“, die anderen drei im Zustand der Abmagerung. Da offenbar für eine Abbildung auch ihr Gesichtsausdruck wichtig war, wurden nur die Augenhöhlen geschwärzt. Die anderen beiden Aufnahmen zeigen die abgemagerten Schulterblätter, sowie die Patientin im Profil.

Beide Bildtafeln dienen einem anderen Zweck als die Gravuren zu Gulls Publikation in *Lancet*. Zum einen illustrieren sie Wallets Krankheitstheorie, die Kranken litten unter gestörter Selbstwahrnehmung, sie fänden sich selbst nicht zu mager.<sup>97</sup> Die extremen Spaziergänge, die „Luftsprünge“ und „Purzelbäume“<sup>98</sup> dienten als „heimtückisches Mittel“<sup>99</sup> der Abmagerung.

Ähnlich verhält es sich mit zwei anderen Abbildungen aus dem Atelier Albert Londe, *Directeur de la Photographie* der Salpêtrière. Zwar handelt es sich auch um eine Vorher-Nachher-Darstellung, die Bildunterschriften lauten „Avant le traitement.“ – „Après le traitement.“ (Abb. 3 und 4). Doch die Patientin ist anders in Szene gesetzt. Sie ist jeweils in Rückenansicht halb entkleidet abgebildet, ihre Pose – die Hände ruhen auf einer Stuhlkante vor ihr – ist auf beiden Bildern die gleiche. Bei der Kranken sieht man die hervortretenden Schulterblätter und die Wirbel der Wirbelsäule sehr stark, während nach der Behandlung alles von Fleisch und Fett eingehüllt zu sein scheint. Die erste Abbildung dient zudem der Dokumentation des Körperzustandes<sup>100</sup>: „Es ist fast die Morphologie eines Skeletts. Die Tafel XLI befreit uns von längeren Kommentaren, wenn man darüber hinaus bedenkt, dass das gesamte Körpergewicht nur 29 Kilogramm beträgt.“<sup>101</sup>

Hier dient die erste Photographie ähnlich wie bei Gull der Sichtbarkeit der Schwere der Krankheit am Grad der Abmagerung, die zweite Abbildung repräsentiert jedoch

---

<sup>97</sup> „Elle ne croyait pas que cet état d'extrême maigreur fut déplaisant et que la coquetterie eut dû l'engager à s'arrêter plus tôt dans cette voie.“ M. Wallet: Deux cas d'anorexie hystérique, in: *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* 5 (1892), 276-280, S. 278.

<sup>98</sup> Ebd., S. 277.

<sup>99</sup> Ebd., S. 276.

<sup>100</sup> Photographie als „museales Verfahren“ beschreibt Didi-Hubermann als eine von drei Funktionen, die diese Technik für die Salpêtrière innehatte. Zudem diente sie als experimentelles Verfahren sowie dem Unterricht. Vgl. Didi-Hubermann: *Die Erfindung der Hysterie*, S. 40.

<sup>101</sup> Brissaud/Souques: *Délire* [1894], S. 332.



nicht primär den Therapieerfolg des Arztes. Vielmehr soll hier auch die rasche Ab- und Zunahme des Körpergewichts in Folge einer fixen Idee festgehalten werden, von der im Text die Rede ist: „Die Schnelligkeit des *restitutio ad integrum* hat nur eine Analogie in der Schnelligkeit der Abmagerung. Unter dem Einfluss einer fixen Idee, eines Erschöpfungsdeliriums [*délire d'inanition*], sieht man die Hysterikerin mit einer außergewöhnlichen Leichtigkeit abmagern [...]“.<sup>102</sup>

Eine im Verhältnis zu den Brustbildern drastischere Aufnahme ist der Publikation von Georges Gasne, *Chef de clinique à la Salpêtrière*, beigegeben: Es handelt sich um eine Ganzkörperaufnahme einer entkleideten Patientin.<sup>103</sup> Der Effekt des nackten Körpers ist jedoch ein anderer als auf der Abbildung bei Gull, wirkt die Kranke doch betont entkleidet, da sie noch ein Amulett trägt und die Haare sorgsam hochgesteckt sind (Abb. 5). Auch hier dient die Abbildung der Evidenz der Krankheit, deren möglichen dramatischen Verlauf Gasne schon am Anfang des Textes deutlich macht: „Es ist immer interessant, einen Fall von hysterischer Anorexie zu veröffentlichen. Das Syndrom ist unter den meisten Medizinern relativ unbekannt, und Dr. Gilles de la Tourette hat gerade wieder auf die Schwere hingewiesen, weil es so wenig bekannt ist: Man kann an hysterischer Anorexie sterben.“<sup>104</sup>

Die Abbildungen zeigen die national unterschiedliche Wahrnehmung der Krankheit. Zwar dient der abgemagerte Körper sowohl in den englischen als auch in den französischen Zeitschriften als Beweis für die Schwere der Krankheit. Die Inszenierung der Kranken sowie die Anordnung der Bilder war jedoch anders. Während Gull an dem somatischen Modell festhält und die Heilung des Körpers mit der Resozialisierung gleichsetzt, deutet sich in den beiden französischen Fallgeschichten ein Wandel in der Auffassung der Krankheit an. Psychische Faktoren spielen eine stärkere Rolle. Die Abbildungen zeigen – etwa in der Fallgeschichte von Brissaud und Souques –, die umgekehrte Perspektive, nämlich wie gravierend die Wirkung einer „fixen Idee“ sein können. Sie kann die Abmagerung bis zu einer „Morphologie eines Skeletts“<sup>105</sup> bewirken. Das hat Konsequenzen auf die Therapie.

---

<sup>102</sup> Ebd., S. 337.

<sup>103</sup> Insofern lässt sich auch hier eine zunehmende Dramatik der Abbildungen feststellen. Ähnlich ist es auch bei der britischen Zeitschrift *Lancet*: Auf die Brustbilder in Gulls erster Publikation folgen Abbildungen, die immer größere Bereiche des Körpers zeigen, und schließlich Ganzkörperaufnahmen. Siehe dazu O'Connor: *Pictures of Health*, S. 540.

<sup>104</sup> Georges Gasne: *Un cas d'anorexie hystérique*, in: *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* 13 (1900), 51-56, S. 51.

<sup>105</sup> Brissaud/Souques: *Délire* [1894], S. 332.

Weder im Text noch auf den Abbildungen wird von einer Wiederherstellung von Weiblichkeit ausgegangen. Es ist nicht von Heirat und Schwangerschaft die Rede, die Abbildung von Julie R. „[a]près le traitement“ zeigt zwar gerundete Körperformen, nicht aber eine gesellschaftliche reintegrierte Frau, wie es auf den Gravuren bei Gull der Fall ist.

### 6. Das Problem der geistigen Nahrung

Im Kapitel „Nervennahrung“ wurde gezeigt, wie den Medizinerinnen falsche und übermäßige Lektüre im Bezug auf die Nervosität zunehmend problematisch erscheint. Diese Frage ist bei der Therapie der Anorektikerinnen akut. Auch hier spielt die Vorstellung, dass Lesen wie Essen ein Inkorporationsvorgang sei und beide in einem Konkurrenzverhältnis zueinander stehen, eine Rolle. Dabei ist auffällig, dass die hungernden Patientinnen (und in diesem Zusammenhang tauchen auch die wenigen Patienten auf) als besonders fleißige Personen geschildert werden, die lieber lesen als essen:

Frl. O., 22 Jahre alt; [...] Nahrungsaufnahme schon in den Schuljahren mangelhaft wegen Appetitlosigkeit, infolgedessen immer schlecht genährt. Im 16. Jahr Eintritt der Periode [...], zur gleichen Zeit starke geistige Ueberanstrengung (Vorbereitung zur Abgangsprüfung auf die höhere Töchterschule); Abkürzung des Nachtschlafs (Pat. stand schon um 5 Uhr morgens auf, um zu lernen); völlige Appetitlosigkeit, Gefühl von Völle und Druck im Magen bei Aufnahme von geringen Nahrungsmengen; rasche Abmagerung, Unterbrechung des Schulunterrichts, Landaufenthalt.<sup>106</sup>

Fräulein F., die 16-jährige Patientin im österreichischen Sanatorium „Mariagrün“ bei Graz, habe, so der Arzt Anton Stichel, schon mit vier Jahren die Zeitung gelesen. „[L]ernte Alles spielend, riesiges Gedächtniss; mit acht Jahren begann der regelmässige Unterricht. Grosses Sprachtalent“<sup>107</sup>, notiert er. Julie R., Patientin von Brissaud und Souques, „arbeitete, als sie ‚le Cid‘ analysierte, sechs Stunden ohne

<sup>106</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 238. Hilde Bruch *Der goldene Käfig*, das Buch, das die Magersucht in den 1970er Jahren popularisierte, nimmt das Klischee der besonders intelligenten Anorektikerin wieder auf. Vgl. Hilde Bruch: *Der goldene Käfig. Das Rätsel der Magersucht* [1978], Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1982. Auch „nervösveranlagte“ Kinder werden oft als zunächst sehr wissbegierig beschrieben, hörten jedoch im Unterschied den Anorektikerinnen auf einmal mit dem Lernen auf. Vgl. Hermann Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre. Nervenleiden und Erziehung. Die ersten Zeichen der Nervosität im Kindesalter. Drei Vorträge*, 2. Auflage, Berlin: S. Karger, 1907. Zur Magerkeit als Zeichen seelisch-geistiger Überanstrengung siehe auch Ulrike Thoms: Körperstereotype. Veränderungen in der Bewertung von Schlankheit und Fettleibigkeit in den letzten 200 Jahren, in: Clemens Wischermann/Stefan Haas (Hgg.): *Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung*, Stuttgart: Steiner, 2000, 281-308, S. 292.

<sup>107</sup> Stichel: *Nervöse Störungen* [1892], S. 66.

sich zu bewegen“<sup>108</sup>. Über George Noguès Mlle J. heißt es: „Mlle J. ist ein intelligentes Mädchen, das immer sehr gelehrig [*studieuse*] war. [...] Den größten Teil der Nacht liest sie.“<sup>109</sup> Als gefährlich pathogen wird auch das Wissen in den Büchern angesehen, die „Vorstellungen“<sup>110</sup> werden aus den Büchern genährt. Mlle J. glaube, so Noguès, an die Ehe als die „Vereinigung zweier Seelen“ und wünscht sich ein „höheres Wesen“ als Ehemann.<sup>111</sup> „Was mit der Natur oder dem Körper zusammenhängt, lässt sie zutiefst unbeteiligt.“<sup>112</sup> Über eine Patientin des Sanatoriums „Mariagrün“ heißt es, sie „*studirte Bücher, wie man mager werden könnte*“<sup>113</sup>.

Für die Anorektikerinnen sind Bücher nicht nur wie für andere Nervöse die „einzige geistige Nahrung“<sup>114</sup>, sondern deren „geistige *Leibspeise*“<sup>115</sup> im Wortsinne: Sie ist an die Stelle der nährenden Speisen getreten. Also ist bei der Therapie von solchen Kranken im Besonderen darauf zu achten, das Lesen entweder ganz zu verbieten oder rigoros zu kontrollieren. Während die Ernährung auf ein Maximum erhöht wird, zur „systematische[n] Ueberernährung“<sup>116</sup>, ist die „Lectüre auf ein Minimum zu reduciren“<sup>117</sup>.

Diese Restriktionen zu therapeutischen Zwecken beziehen sich nicht nur auf die möglicherweise falsche oder übermäßige Lektüre, sondern schließen auch die Korrespondenz mit den Angehörigen ein. Anton Stichel erklärt:

In der Correspondenz dürfen nicht Dinge erwähnt werden, welche die Kranken aufregen könnten; die Briefe sollen sich einfach mit wenigen Worten auf Thatsachen beschränken, *denn nervöse Kranken [sic] lesen allerlei zwischen den Zeilen heraus*, wenn eine gewisse Knappheit mangelt. *Die Lectüre ist auf ein Minimum zu reduciren*, ja bei Fällen wo cerebrasthenische Beschwerden vorhanden, gar zu untersagen.<sup>118</sup>

<sup>108</sup> Brissaud/Souques: *Délire* [1894], S. 329.

<sup>109</sup> „Mlle J. est une jeune fille intelligente qui fut toujours très studieuse. [...] Elle passe la plus grande partie de ses nuits à lire.“ Noguès: *L'Anorexie mentale* [1913], S. 138.

<sup>110</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 296.

<sup>111</sup> Ebd.

<sup>112</sup> Ebd. „Ce qui est de la nature, du corps la laisse profondément indifférente.“

<sup>113</sup> Ebd.

<sup>114</sup> Oppenheim: *Nervenkrankheit und Lektüre* [1907], S. 8.

<sup>115</sup> Ebd.

<sup>116</sup> Mitchell: *Neurasthenie und Hysterie* [1887], S. 1.

<sup>117</sup> Stichel: *Nervöse Störungen* [1892], S. 58.

<sup>118</sup> Ebd.

Der nächste Satz dieses Textes macht deutlich, was Stichl für eine angemessene Lektüre hält beziehungsweise was an die Stelle der Lektüre treten soll: „Die Abfassung eines *Speisebogens* ist unbedingt nöthig“<sup>119</sup>. Hier gilt es „[...] nöthigenfalls mit aller Strenge darauf [zu] dringen, daß die *verordnete* Menge von Speisen genossen wird“<sup>120</sup>. Während also die kranke Mlle J. anstatt zu essen unmäßig viel liest oder Stichls Patientin die Anregungen zum Abmagern aus Büchern bezieht, wird nun die Lektüre reduziert und durch Ernährung ersetzt.

Wie Stichl beschränkt auch Binswanger die Kontrolle der zugeführten Informationen nicht nur auf das Lesen von Büchern, für ihn betrifft sie auch die Korrespondenz. Die Isolation der Nervenkranken im Sanatorium ermöglicht es dem Arzt, deren Kommunikation mit den jeweiligen Angehörigen zu kontrollieren. Der Arzt solle, so Binswanger den Patientinnen und Patienten Briefe der Angehörigen vorlesen und die Antwort „vermittel[n]“<sup>121</sup> deren. „Diese Art des Briefwechsels ist ein vorzügliches Mittel, um das Vertrauen der Kranken zu gewinnen und sich einen Einblick in ihre seelischen Zustände zu verschaffen“<sup>122</sup>, erklärt Binswanger. Als ein anderes Mittel seien Postkarten „statthaft“<sup>123</sup>: „Auf diese Weise bekommen die Patienten kurze, regelmäßige Nachrichten über die täglichen Ereignisse, die *Mitteilung von Gefühlsausgüssen* ist hierbei auf beiden Seiten ausgeschlossen.“<sup>124</sup> Mit Korrespondenz in Form „offene[r] Karten“<sup>125</sup> oder dem Vorlesen von Briefen geht also eine Reduktion sprachlicher Inhalte einher: „[M]an ist bei dieser Art von Korrespondenz sicher, daß nicht zu viel und nicht zu inhaltsreich geschrieben wird [...]“<sup>126</sup>, betont Binswanger.

Nur wenn physische Nahrung ausreichend zugeführt worden sei, so die Annahme dieser Texte, dürfe auch geistige Nahrung genossen werden. Umgekehrt könne ein Übermaß an Sprache den Heilungserfolg, also die Gewichtszunahme, gefährden. Stichls Patientinnen dürfen daher nur dann lesen, wenn sie zugenommen, das heißt

---

<sup>119</sup> Ebd.

<sup>120</sup> Ebd.

<sup>121</sup> Ebd.

<sup>122</sup> Otto Binswanger: Ernährungskuren bei Nervenkrankheiten, in: F. Penzoldt/R. Stintzing (Hgg.): *Handbuch der Speciellen Therapie der Inneren Krankheiten*, Bd. 5, Jena: Gustav Fischer, 1896, 73-78, S. 53.

<sup>123</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 393.

<sup>124</sup> Ebd.

<sup>125</sup> Binswanger: Ernährungskuren [1896], S. 53.

<sup>126</sup> Ebd.

gegessen haben: „Sobald die Kranken unter dieser Diät und bei diesem Regime zunehmen, kann man *entsprechend der Zunahme* Zugeständnisse, was Unterhaltung anbelangt, gestatten, sei es Besuche zu empfangen, *leichte* Lektüre, eventuell das Bett mit dem Ruhebett zu vertauschen.“<sup>127</sup>

Wie die Mediziner Hermann Oppenheim, Karl Pelman und Pädagoge Christian Ufer gibt auch Otto Binswanger in seinem 1904 erschienenen Handbuch *Die Hysterie* Ratschläge nicht nur für die richtigen Bücher, sondern auch für deren kontrollierten Konsum. So rät Binswanger nervenkranken Patienten dazu, „geographische und historische Werke“ zu „[e]xerpieren“, statt sie gedankenlos zu ‚verschlingen‘.<sup>128</sup> So sei eine „genaue Dosierung“<sup>129</sup> möglich. Binswanger empfiehlt (als könne man vom fremden Leben lernen) „gute Memoirenliteratur“: Für Frauen seien Friedjof Nansens Buch *In Eis und Nacht* oder die Memoiren der Freifrau von Bunsen empfehlenswert und für Männer „bieten Bismarck’s Gedanken und Erinnerungen oder seine Briefe *köstliche* Ausbeuten dar“<sup>130</sup>.

Ähnlich dem neuen Nahrungsverständnis, demzufolge Speisen genau abgewogen werden konnten und in Nährstoffe zerlegbar sind werden in den medizinischen Texten nun auch Schrift und deren Inhalt als quantifizierbar dargestellt. Leichte und schwere Nahrung korrespondieren mit leichter oder schwerer Lektüre, nahrhafte Speisen mit „inhaltsreichen“<sup>131</sup> Büchern oder Briefen. Die medizinischen Texte implizieren, dass nur eines von beiden in großen Quantitäten oder reichhaltigem Inhalt konsumiert werden könne. Sind die geistigen Speisen zu inhaltsreich oder unverdaulich, werden sie zu einer Gefahr für die physische Ernährung.

„Nicht alle Bücher lesen sich auf die gleiche Art“, schrieb Walter Benjamin. „Romane zum Beispiel sind dazu da, verschlungen zu werden. Sie zu lesen ist eine Wollust der Einverleibung. [...] Mag man beim Essen, wenn es sein muß, die Zeitung lesen. Aber niemals einen Roman. Das sind Obliegenheiten, die sich schlagen.“<sup>132</sup> Der literarische Topos des ‚Verschlingens von Literatur‘ wird in den

---

<sup>127</sup> Stichtl: *Nervöse Störungen* [1892], S. 63.

<sup>128</sup> Binswanger: *Hysterie* [1904], S. 889.

<sup>129</sup> Ebd.

<sup>130</sup> Ebd., S. 890.

<sup>131</sup> Binswanger: *Ernährungskuren* [1896], S. 53.

<sup>132</sup> Walter Benjamin: *Kleine Kunst-Stücke* [ca. 1929-1933], in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV,1, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991, 435-470, S. 436.

medizinischen Texten nicht nur zur Illustration gewählt. Diese rhetorische Figur bekommt in den Fallgeschichten eine konkrete Bedeutung in der Ätiologie der Krankheit und produziert spezifische Therapieformen.

### 7. Fazit

Der französische Arzt George Noguès, der in seiner 1914 verfassten Dissertation die Texte der Debatte des späten 19. Jahrhunderts zusammenfasst, begründet – in einer sprachlich etwas umständlichen Weise – die Wahl seines Themas mit der Faszination, die von den Anorektikerinnen ausgegangen sei:

Oft beeindruckt vom Anblick eines dieser ‚durchscheinenden‘ Wesen in den ersten Tagen ihrer Absonderung [isolement], nachdem wir den lange anhaltenden täglichen Kämpfen beigewohnt haben, die der Arzt mit diesen dem Anschein nach so schwachen so atonischen Kranken durchzustehen hat [...], glaubten wir in dem Moment, in dem wir ein Thema für die Doktorarbeit haben wählen müssen, die Anorektikerinnen zu kennen.<sup>133</sup>

Die Formulierung „glaubten wir [...] zu kennen“ impliziert dabei, dass die Beschäftigung mit den Anorektikerinnen diese Kenntnisse wieder in Frage gestellt hat. Immer wieder greift Noguès in seinem Text auf Ausdrücke wie „beeindruckend [*impressionnant*]“ zurück. In seiner Dissertation findet sich jenes Moment der Irritation, die auch auf den Photographien der abgemagerten jungen Frauen in der *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* auszumachen sind.

Auch Jean-Martin Charcot hatte in einem bereits zitierten Text mehrere Ausrufungszeichen benötigt, um den außergewöhnlichen Grad der Abmagerung hervorzuheben:

[...] die Kranken sind *ohne Uebertreibung* nichts als lebende Skelette. Und was für ein Leben! Eine tiefe Stumpfheit hat die anfangs vorhandene natürliche Aufregung abgelöst, Gehen und Stehen sind seit langer Zeit unmöglich geworden, die Kranken sind an's Bett gebannt, in dem sie sich kaum zu bewegen vermögen, die Muskeln des Halses sind gelähmt, das *Haupt rollt wie eine todte Masse* auf dem Kissen, die Glieder sind kalt und cyanotisch; man fragt sich erstaunt, wie bei einem solchen Verfall noch das Leben bestehen kann!<sup>134</sup>

Es zeigt sich, dass die Abmagerung in Folge pathologischer Anorexie nicht nur als eine Art Kunstwerk aufgefasst wird. Vielmehr wird sie wie das damals auf Jahrmärkten populäre Schauhungern der Hungerkünstler, deren Abmagerung

<sup>133</sup> „Souvent *impressionné* par la vue d'un de ces *êtres ‚diaphanes‘* aux premiers jours de son isolement, ayant assisté aux longues luttes quotidiennes que doit soutenir le médecin avec ces malades en apparence si faibles, si atones; ayant pu suivre, [...] nous avons cru, au moment où nous avons dû choisir un sujet de thèse, connaître les anorexiques.“ Noguès: *L'Anorexie mentale* [1913], S. 7.

<sup>134</sup> Charcot: *Poliklinische Vorträge* [1892], S. 194.

ebenfalls durch Ärzte kontrolliert wird,<sup>135</sup> selbst als eine Art Hungerkunst zelebriert. Der anorektische Körper brauche, um etwas zu bedeuten, um ein Zeichen zu sein, den anderen als Zuschauer, argumentiert auch Maud Ellmann in ihrem Essay *Die Hungerkünstler*. So gilt nicht nur für den französischen Doktoranden Noguès, dass „die Auszehrung des Körpers, die auf eine schroffe Ablehnung des Anderen hinzuweisen scheint, gleichzeitig auch ein seltsamer Versuch [ist], diesen zu verführen“<sup>136</sup>.

Einsichten in die Selbstwahrnehmung von Anorektikerinnen allerdings lassen die medizinischen Texte nicht zu. In diesen Quellen ist allein die historische Sicht der Ärzte auf den kranken Körper junger Mädchen festgehalten. Diese Perspektive erschwert es auch, Verbindungen zur heutigen Magersucht herzustellen. Die Konzeption der Anorexie der Mediziner ist, auch wenn das somatische Modell in einigen Texten von Ansätzen psychosomatischer Deutungen abgelöst wird, von der Nosologie der Nervenleiden geprägt. So schwingt im Hintergrund einiger Texte das Bild mit, dass die Nerven ernährt werden müssen und umgekehrt vor allem jener Mangel beseitigt werden müsse, um die Patientinnen in kürzester Zeit wiederherzustellen. Dass die Patientinnen nicht unter Nahrungsekel leiden könnten, sondern jene rigide Appetitkontrolle praktizierten, die heute als differentialdiagnostisches Kriterium der Magersucht angesehen wird, scheint in der Kultur des späten 19. Jahrhunderts buchstäblich undenkbar. Auch der in der heutigen Auffassung der Krankheit zentrale Aspekt der Gewichtsphobie findet sich allenfalls als „Koketterie“ wieder.

Bei einem Aspekt allerdings scheint es eine Kontinuität in der Beschreibung zu geben: Auch wenn die klinische Entität *Anorexia nervosa* in der Beschreibung Gulls eine geschlechtsneutrale Diagnose darstellt, ist in der Rezeption des Textes – wie auch die alternativ benutzte Bezeichnung *Anorexie hystérique* unterstreicht – diese Form der Selbstaushungerung ein Leiden junger Mädchen und Frauen. Die Vorstellungen von Weiblichkeit und Krankheit sind in der Kultur des späten 19. Jahrhunderts für die ‚Entdeckung‘ und Beschreibung der Anorexie konstitutiv.

---

<sup>135</sup> Vgl. Vandereycken/van Deth/Meermann: *Hungerkünstler, Fastenwunder, Magersucht*, S. 117. Peter Payer: *Hungerkünstler in Wien. Eine verschwundene Attraktion (1896-1926)*, Wien: Sonderzahl, 2001. Siehe Kapitel IV. „Hungerkünstler“, S. 103-115.

<sup>136</sup> Maud Ellmann: *Die Hungerkünstler. Hungern, Schreiben, Gefangenschaft*, Stuttgart: Reclam, 1994, S. 35.

Auch wenn Sigmund Freud 1895 von der „berühmten Anorexia nervosa bei jungen Mädchen“<sup>137</sup> spricht, so war die Krankheit durchaus keine (quantitativ) weit verbreitete Diagnose. Dennoch finden sich Fallgeschichten bei fast allen psychiatrischen oder neurologischen Schulen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. In literarischen Texten dieser Zeit gibt es hingegen keinen Fall einer radikalen Selbstaushungerung einer jungen Frau. Hungern, freiwilliges Fasten scheint vielmehr ein Thema männlicher Autoren gewesen zu sein. Zumindest für die deutschsprachige Literatur kann man also nicht davon ausgehen, dass *Anorexia nervosa* ein Leitmotiv weiblichen Schreibens im 19. Jahrhundert war, wie es im feministischen Klassiker *The Madwoman at the Attic* für die englischsprachige Literatur angenommen wird.<sup>138</sup> Asketische Praktiken, Hungern, um Schreiben zu können, spielen – wie das folgende Kapitel zeigen wird – in den Texten von Autoren eine größere Rolle.

---

<sup>137</sup> Freud: Melancholie [1895], S. 92.

<sup>138</sup> Vgl. Sandra Gilbert/Susan Gubar: *The Madwoman at the Attic. The Women Writer and the Nineteenth Century Imagination*, New Haven: Yale University Press, 1979. Für den französischen Roman des 19. Jahrhunderts hat Patricia McEachern einige Fälle teilweise radikaler Nahrungsabstinenz mit der Folge radikaler Abmagerung ausgemacht. McEacherns These ist, dass in Romanen der französischen Literatur die spätere Diagnose *Anorexia nervosa* antizipiert werde. Dabei sieht die Autorin das Krankheitsbild von Gull und Lasègue bis heute als recht konsistente Diagnose, die sich durch Merkmale wie Androgynität, Überangepasstheit und eine bestimmte Familienkonstellation auszeichne. Patricia A. McEachern: *Deprivation and Power: The Emergence of Anorexia Nervosa in Nineteenth-Century French Literature*, Westport: Greenwood, 1998.



## IV. Hungerkünstler – Ansichten männlichen Fastens

### 1. Einleitung

*Anorexia nervosa*, *Bulimina nervosa* und andere Essstörungen werden zwar heute zunehmend auch bei Männern diagnostiziert, dennoch handelt es sich in epidemiologischer Perspektive noch immer um eine Frauenkrankheit.<sup>1</sup> Wie im vorigen Kapitel gezeigt, ist die Beschreibung der Krankheit im ausgehenden 19. Jahrhundert von geschlechtsspezifischen Stereotypen nicht abzulösen. Freiwillige Nahrungsabstinenz wurde bei Männern anders wahrgenommen, ihr Fasten als willentliche Entscheidung gedeutet. Diese geschlechtsspezifische Wahrnehmung der Nahrungsabstinenz und des abgemagerten Körpers ist besonders auffällig bei der medizinischen Verwertung der Darbietungen von „Hungerkünstlern“ in den 1880er Jahren, die hier als Komplement zur Repräsentation der Anorexie in der Medizin analysiert wird.

Die geschlechtsspezifische Codierung von Essen wird auch im Verhältnis von Schriftstellern zum Essen deutlich. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand das Bild des mageren Poeten, der sich seine Werke durch den Verzicht auf leibliches Wohl abringt. Knut Hamsuns Roman *Hunger* (1890) schließt an dieses Bild an: Für seinen Protagonisten und Ich-Erzähler ist Schreiben buchstäblich eine brotlose Kunst. Doch Hamsuns Text ist mehr als ein Text über einen hungerleidenden Künstler. Er ist die konsequente Umsetzung von Hamsuns Erzählprogramm. Ekel und diätetische Praktiken in den Werken literarischer Autoren sind ein weiterer Schwerpunkt dieses Kapitels, das zeigen soll, wie Essen beziehungsweise Hungern und Schreiben um die Jahrhundertwende in einer spezifisch historischen Konfiguration lokalisiert werden können, die – wie dann die Lektüre dieser Texte zeigen wird – auch im Werk von Franz Kafka und Robert Walser Spuren hinterlassen hat.

---

<sup>1</sup> Ron van Deth/Walter Vandereycken: The Striking Age-Old Minority of Fasting Males in the History of Anorexia Nervosa, in: *Food and Foodways* 7 (1997), 119-130, S. 119. Walter Vandereycken und Ron van Deth argumentieren, in historischer Perspektive hätte die Zahl der weiblichen Fastenden die der männlichen immer übertroffen. Das habe gleichermaßen kulturelle, gesellschaftliche und biologische Gründe. Zum einen seien Frauen stärker diskriminiert gewesen und hätten so stärker vom Fasten als Medium der Befreiung profitiert. Zum anderen sei der weibliche Körper auch besser für das Fasten geeignet. Männer hätten weniger spektakuläre Erfolge mit dem Fasten erzielt.

## 2. Junge Männer, die von Austern leben

In den medizinischen Texten zur *Anorexia nervosa* wird zumeist von „Kranken“ gesprochen, da es gilt, die neue Krankheit als geschlechtsneutrale, allgemein gültige Diagnose festzuschreiben. In den Abhandlungen und Lehrbüchern finden sich auch Fallgeschichten mit männlichen Protagonisten. Dennoch stellt die Diagnose Anorexie bei Jungen oder Männern die Mediziner vor einige Probleme. Vor allem die Ätiologie der Krankheit differiert bei den Anorektikern.

In einem Artikel über „Periodisches Erbrechen (gastrische Krisen)“ Ernst von Leydens, zum Zeitpunkt der Veröffentlichung Professor für Medizin an der Universität Straßburg, findet sich die Geschichte eines 18-jährigen Hamburgers, der „im Geschäft seines Vaters sehr angestrengt worden“ war, so dass er, obwohl eigentlich gesund, ein nervöses Magenleiden entwickelte.<sup>2</sup> Die Nachricht vom Tod eines Verwandten habe ihn dermaßen erschreckt, dass er nichts mehr habe essen können.<sup>3</sup> Es folgt die Schilderung einer Odyssee durch verschiedene Kur-einrichtungen: Zur Riviera sei er nicht gelangt, da er das Essen in den Hotels unterwegs nicht vertragen habe, Carlsbad und Ischl seien „fruchtlos“ geblieben.<sup>4</sup> Im Gegenteil, „die Empfindlichkeit des Magens, der Widerwille gegen Speisen steigerte sich, die Schwäche und die Abmagerung erreichte einen bedenklichen Grad“<sup>5</sup>. Erst die Obduktion habe gezeigt, dass der junge Mann nicht unter einem Magenleiden litt, vielmehr wurde eine „Kleinheit des Herzens“ und die „Enge der Aorta“ festgestellt, die jedoch erst in Folge der Unterernährung entstanden sein könnten, so Ernst von Leyden.<sup>6</sup>

Wie in dieser Fallgeschichte ist Nahrungsabstinenz und Appetitlosigkeit bei männlichen Kranken in der Regel Folge eines Übermaßes an Arbeit. Zwar ist geistige Überanstrengung auch bei den Patientinnen als Krankheitsursache nicht untypisch, da sie oft als Mädchen beschrieben werden, die statt zu essen exzessiv lesen.<sup>7</sup> Bei den Patienten ist es jedoch der Regelfall. Zudem werden die Patientinnen

---

<sup>2</sup> Ernst von Leyden: Über periodisches Erbrechen (gastrische Krisen) nebst Bemerkungen über nervöse Magenaffectionen, in: *Zeitschrift für klinische Medizin* 4 (1882), 605-615, S. 608.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Siehe oben, Kapitel III. „Patientinnen“, S. 90f.

von der Krankheit regelrecht befallen, während die Patienten ihre Ernährung meist langsam umstellen. In einer Fallgeschichte, die sich in der Dissertation von George Noguès findet, wird berichtet, dass Monsieur M., ein Bekannter des Autors, durch die Vorbereitung seines *concours* so eingenommen gewesen sei, dass er, immer in Eile, das Essen vernachlässigt habe.<sup>8</sup> Er habe deshalb nur noch an „irgendwelchen Straßenecken“ gegessen. Schließlich sei ihm selbst das zu mühsam geworden und er habe nunmehr allein zwölf Austern pro Tag zu sich genommen. Als der *concours* schließlich kam, sei M. zu geschwächt gewesen, um daran teilzunehmen und habe stattdessen im Bett liegen müssen und beschlossen, dass ihm nun im liegenden Zustand auch vier Austern genügen müssten.<sup>9</sup> Die Familie habe ihn schließlich aufs Land gebracht – aber auch diese neue Lebensform gelang es M. in sein Ernährungssystem einzuordnen: Die Austern seien durch Eier ersetzt worden. M. überredete, laut Noguès, sogar seine Frau, die gleiche Existenzweise zu pflegen wie er.<sup>10</sup> Als er schließlich an einer Bronchien- und Lungenentzündung erkrankte, habe er überhaupt nicht mehr gegessen.<sup>11</sup>

Im Unterschied zu Fallgeschichten von weiblichen Kranken geht Noguès in seiner Studie auf die Speisenauswahl der männlichen Kranken detailliert ein; sie erscheint als bestimmter Lebensstil, als individuelles Ernährungssystem akzeptabel. Auch wenn sich die Austernkost als kontraproduktiv erweist und M. seine Prüfung gerade nicht absolvieren kann, so erscheint im neutralen Protokollstil des medizinischen Textes die Nahrungsabstinenz als selbst gewählter Ernährungs- und Lebensstil. Während junge Frauen den medizinischen Texten zufolge *Anorexia nervosa* bekommen können wie andere einen Schnupfen, scheinen Männer ihren Appetit und ihre Ernährung selbst zu kontrollieren. Bei ihnen werden – auch wenn sie letztendlich ebenfalls als krank diagnostiziert werden – bizarre Ernährungsgewohnheiten eher respektiert als bei Frauen.

In der Monographie des Wiener Arztes Moritz Rosenthal, *Magenneurosen und Magencatarrh sowie deren Behandlung* (1886), wird die Diagnose „nervöse

---

<sup>8</sup> George Noguès: *L'Anorexie mentale, ses rapports avec la psychophysiologie de la faim. Thèse pour le doctorat en médecine*, Toulouse: Dirion, 1913, S. 163.

<sup>9</sup> Ebd., S. 164.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Ebd., S. 165.

Anorexie“ als grundsätzlich geschlechtsneutrale Diagnose betrachtet.<sup>12</sup> Dennoch finden sich in seinem Buch nur Fallgeschichten von Frauen, einer „zarte[n] Blondine“<sup>13</sup> etwa oder von einem „schlecht menstruirte[n] [...] Mädchen“<sup>14</sup>. Sogar in historischer Perspektive handelt es sich laut Rosenthal um eine Frauenkrankheit:

Bereits in früheren Jahrhunderten, namentlich in den religiös überreizten Epochen des Mittelalters wird von „fastenden Jungfrauen“ berichtet, welche *auf Kosten des unterdrückten Nahrungsbedürfnisses* den *Schein* der Heiligkeit erlangten.<sup>15</sup>

Wie in der Hysteriedebatte wird deutlich, dass die Krankheit an der Frau „klebt“<sup>16</sup> und nicht ohne weiteres auf Jungen und Männer mit „nervösen Magenaffektionen“<sup>17</sup> übertragbar ist, selbst wenn deren Nahrungsabstinenz extreme Züge annimmt. Diese mutet zwar bizarr an, ist aber erklärbar – etwa durch die Überforderung<sup>18</sup>.

Auch der Konnex zwischen Ernährung und Nerven wird bei Frauen stärker hervorgehoben als bei Männern. In der deutschen Übersetzung von Silas Weir Mitchells *Fat and Blood* als *Die Behandlung gewisser Formen der Neurasthenie und Hysterie* (1887) wird diese Unsicherheit deutlich. Das englische Wort „patient“ wird teilweise geschlechtsneutral mit „Kranke“ oder „Patienten“ übersetzt, teilweise jedoch auch als „Patientinnen“. Manchmal alterniert der Übersetzer sogar innerhalb eines Absatzes.<sup>19</sup> Die Mastkur erscheint Mitchell bei Männern schwerer durchführbar als bei Frauen. So warnt der Autor in seiner Schrift:

---

<sup>12</sup> „Die *nervöse Anorexie* tritt in der Regel nur im jugendlichen Lebensalter, zwischen dem 15. - 25. Jahre auf. Sie ist vorzugsweise bei den bemittelten Ständen und beim weiblichen Geschlechte anzutreffen, doch wurde von Fenwick [...], in neuerer Zeit von Gull und Charcot, dieses *nervöse Magenleiden* auch bei Jünglingen beobachtet.“ Moritz Rosenthal: *Magenneurosen und Magencatarrh sowie deren Behandlung*, Wien/Leipzig: Urban und Schwarzenberg, 1886, S. 13. Im Zusammenhang mit „Jünglingen“ ist signifikanterweise vom „Magenleiden“ die Rede und nicht mehr von „Anorexie“. Auch in der Fallgeschichte Ernst von Leydens wird zunächst von einem Magenleiden ausgegangen. Leyden: *Über periodisches Erbrechen* [1882], S. 608.

<sup>13</sup> Rosenthal: *Magenneurosen* [1886], S. 15.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Ebd., S. 13. Interessanterweise impliziert Rosenthal hier, die Frauen hätten freiwillig gefastet, um zu betrügen. Damit widerspricht er der von ihm angeführten Ätiologie, nach der die Patientinnen die „Eßlust“ verlieren oder unter „Spannen und Drücken“ des Magens leiden, wenn sie äßen. Rosenthal: *Magenneurosen* [1886], S. 15.

<sup>16</sup> Ursula Link-Heer: „Männliche Hysterie“. Eine Diskursanalyse, in: Ursula Becher/Jörn Rüsen (Hgg.): *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988, 364-396, S. 366.

<sup>17</sup> Leyden: *Über periodisches Erbrechen* [1882], S. 605.

<sup>18</sup> Zur Überforderungsdebatte siehe Anson Rabinbach: *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne* [1990], Wien: Turia + Kant, 2001, S. 176-181.

<sup>19</sup> Vgl. etwa: „Wenn es mir gelingt, zuerst die moralische Atmosphäre zu verändern, die für *die Patientin* die Brutstätte neuen Leidens gewesen ist; wenn ich dann *sein* Körpergewicht reichlich vermehren, *seine* Gefäße mit rothem Blut füllen kann, dann bin ich sicher, *ihn* von einem Heer von

Fälle von äusserster Neurasthenie bei Männern, gepaart mit Ernährungsstörungen, erfordern in diesem Punkte grösste Vorsicht des ärztlichen Handelns; aus irgend welchem Grunde wird eben die Langeweile der Ruhe und Isolirung [sic] von Frauen weit besser vertragen als von dem andern Geschlecht.<sup>20</sup>

Otto Binswangers „Ernährungskuren“ hingegen sollten zwar für Männer und Frauen gleichermaßen anwendbar sein, der Autor schränkt deren Geltungsbereich nicht ein. Allerdings sind es auch hier in der Kasuistik in der Hauptsache Frauen oder Mädchen, die behandelt werden. Sie erscheinen als Normalfall – wie etwa in der bereits zitierten Fallgeschichte des Fräulein B., in der der Arzt Otto Binswanger seine Patientin selbst füttert.<sup>21</sup>

Den *plots* der Fallgeschichten liegt das jeweils unterschiedliche Verhältnis von Frauen und Männern zum Essen zugrunde, auf das auch Joan Jacobs Brumberg in ihrer *Geschichte der Anorexia nervosa* hinweist. Während man Männern eine stärkere Fähigkeit zur Selbstkontrolle naturgemäß zuordnete, mussten Frauen diese immer wieder unter Beweis stellen, indem sie öffentlich bei Tisch ihre Fähigkeit zur Mäßigung demonstrierten.<sup>22</sup> Die differierenden Krankheitsbilder bei Männern und Frauen lassen so diese allgemeinen Zuschreibungen aufscheinen: größere Selbstkontrolle und willentliche Entscheidung für eine bestimmte Kost einerseits und mangelnde Selbstkontrolle, Ernährungsmarotten und Beeinflussbarkeit durch Lektüre andererseits.

---

Schmerzen, Plagen und mannigfachen Beschwerden vollkommen befreit zu haben.“ S. Weir Mitchell: *Die Behandlung gewisser Formen von Neurasthenie und Hysterie*, Berlin: August Hirschwald, 1887, S. 23.

<sup>20</sup> Ebd., S. 26. Daniel Paul Schreber, dessen *Aufzeichnungen eines Nervenkranken* (1903) Einblick in seine Wahnwelt gewährten, versuchte sich dem „Fütterungssystem“ seiner Anstalt (das hier keinesfalls als Mastkur angesehen werden soll) durch den „Hungertod“ zu entziehen. Daniel Paul Schreber: *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* [1903], Frankfurt am Main: Syndikat, 1972, S. 44f. Dies ist jedoch nicht die einzige Dimension seines „Ernährungsdispositivs“, wie Thomas Pekar zeigt: „[I]rdische Speisen“ zu essen sei eine „Schwäche“ und laufe den Anweisungen der Geister entgegen. Insofern lässt sich Schrebers Wunsch, eines Hungertods zu sterben, auch als eine Radikalisierung und Unterminierung der pädagogischen Theorien seines Vaters qua Übererfüllung sehen. In diesen leibfeindlichen Theorien stellt Daniel Gottlob Moritz Schreber den Geist über den Körper. Thomas Pekar: *Das Essen und die Macht. Zum Diätdispositiv bei Daniel Paul Schreber und Franz Kafka*, in: *Colloquia Germanica* 27 (1994), 333-349.

<sup>21</sup> Siehe oben Kapitel III. „Patientinnen“, S. 71.

<sup>22</sup> Zum sozialgeschichtlichen Hintergrund: Joan Jacobs Brumberg: *Todeshunger. Die Geschichte der Anorexia nervosa vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt am Main u.a.: Campus, 1994, S. 135. So sollten Frauen im 19. Jahrhundert bei Tisch möglichst wenig essen; vor allem Fleisshessen war mit Fleissheslust assoziiert. Die Sozial- und Kulturgeschichte der Gourmandise in Frankreich, die Frauen ausschloss, erzählt Karin Becker: *Der Gourmand, der Bourgeois und der Romancier. Die französische Esskultur in Literatur und Gesellschaft des bürgerlichen Zeitalters*, Analecta Romanica Heft 60, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 2000.

Das Geschlecht spielte jedoch nicht nur bei Fragen der Ernährung und der Diät eine Rolle. Wie Jakob Tanner konstatiert, ist selbst die Lehre vom Stoffwechsel nicht geschlechtsneutral. Die Physiologie des Stoffwechsels in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts basierte auf verschiedenen Körperbildern von Männern und Frauen – und perpetuierte Annahmen über deren unterschiedlichen Kalorienbedarf.<sup>23</sup> Das liegt nicht zuletzt daran, dass der männliche Körper als ‚Normalkörper‘ Gegenstand der Physiologie wurde. Wenn nicht mit Tiermodellen gearbeitet wurde, so diente den Medizinern entweder der eigene Körper oder der Körper von Leistungssportlern als Anschauungsobjekt.<sup>24</sup> Eine Randerscheinung sind die Experimente, die die wissenschaftliche Medizin unter Mitwirkung von so genannten „Hungerkünstlern“ durchführte. Diese waren auf einen männlichen Protagonisten zugeschnitten; insgesamt gab es nur sehr wenige Hungerkünstlerinnen und die wurden als Nachahmerinnen der Männer gesehen.<sup>25</sup>

Die Folgen der Inanition sind zwar auch an den abgemagerten Mädchenkörpern sichtbar,<sup>26</sup> dennoch fehlt hier die Berechenbarkeit des Experiments.<sup>27</sup> Setzten die Fallgeschichten über nervöse oder hysterische Anorexie die Konstellation Patientin – Arzt in Szene,<sup>28</sup> so ist es das Ziel der „Experimente am Menschen“<sup>29</sup> den gesunden

---

<sup>23</sup> Jakob Tanner: *Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890-1950*, Zürich: Chronos, 1999, S. 78.

<sup>24</sup> Philipp Sarasin: Der öffentlich sichtbare Körper. Vom Spektakel der Anatomie zu den „curiosités physiologiques“, in: Philipp Sarasin/Jakob Tanner (Hgg.): *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998, 419-452, S. 444.

<sup>25</sup> „Der Concurrentzkampf tobt auf allen Gebieten menschlichen Lebens; die Frau ist in vielen Berufsclassen zur gefürchteten Rivalin des Mannes geworden und nun haben die weiblichen Emancipations-Gelüste sogar die brotloseste aller Künste – die Hungerkunst, die bisher von Männern allein ausgeübt wurde, streitig gemacht.“ *Illustriertes Wiener Extrablatt* v. 23.7.1905, zitiert nach Peter Payer: *Hungerkünstler in Wien. Eine verschwundene Attraktion (1896-1926)*, Wien: Sonderzahl, 2001, S. 20.

<sup>26</sup> Vgl. auch die Abbildungen und Photographien, siehe Kapitel III. „Patientinnen“, S. 87-91.

<sup>27</sup> So heißt es in der Rede Hermann Senators vor der Berliner medicinischen Gesellschaft: Man wolle „eine Grundlage [...] zur Beurtheilung der Vorgänge in Krankheiten [...] [bekommen], wie soll man denn sonst wissen, was auf Rechnung der Krankheit und was auf Rechnung der Initiation kommt?“ *Verhandlungen ärztlicher Gesellschaften. Berliner medicinische Gesellschaft. Sitzung vom 23. März 1887*, in: *Berliner Klinische Wochenschrift* 24 (1887), 290-292, S. 291.

<sup>28</sup> Inwiefern die Geschlechterverhältnisse Einfluss auf die Diagnose haben, zeigt auch Franziska Lamott: „Daher liegt die Vermutung nahe, daß sich die weitgehende Vermeidung der beschämenden Diagnose [der Hysterie bei Männern] einer unbewussten Komplizenschaft zwischen Arzt und Patient verdankt, ganz besonders innerhalb der eigenen Klasse.“ Franziska Lamott: *Die vermessene Frau. Hysterien um 1900*, München: Fink, 2001, S. 113.

<sup>29</sup> So der Untertitel von Luigi Lucianis Monographie über die wissenschaftliche Beobachtung des Hungerkünstlers Succi. Luigi Luciani: *Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen*, Hamburg/Leipzig: Leopold Voss, 1890.

menschlichen (Normal-)Körper wissenschaftlich zu fassen. Diese öffentliche Demonstration der „Wissenschaft des Lebens“<sup>30</sup> durch die öffentliche Zurschaustellung eines Hungernden ist Gegenstand des nächsten Abschnitts.

### 3. Ein Gewinn für die Wissenschaft

„Sie sind ohne Zweifel Alle durch die politischen Zeitungen schon davon unterrichtet, dass Herr Cetti, der die Ehre hat, sich Ihnen hier vorzustellen, eine 11tägige Hungerperiode gestern abgeschlossen hat, [...]“<sup>31</sup>, mit diesen Worten begrüßt Herman Senator, medizinischer Geheimrat und Leiter der Berliner Poliklinik, die anderen Mitglieder der *Berliner medizinischen Gesellschaft*. Dieser Hinweis auf die mediale Vorinformation zeigt das Problem der Gesellschaft, die sich am 23. März 1887 zu einer seltsamen Sitzung zusammenfand. Vorgestellt wurde nämlich der norwegische Hungerkünstler Francesco Cetti, der in Berlin in „Castans Panoptikum“ in der Kaiserpassage an der Friedrichstraße unter Beobachtung einiger prominenter Mitglieder der *medizinischen Gesellschaft* öffentlich gehungert hatte. Die Doppelvorstellung als Experiment und Show ist aus verschiedenen Gründen nicht unumstritten. Zum einen hatte es am Eröffnungstag einen öffentlichen Skandal gegeben und die Veranstaltung war von der Polizei verboten worden,<sup>32</sup> denn den Ärzten wurde vorgeworfen, den möglichen Tod Cettis in Kauf zu nehmen.<sup>33</sup> Zum anderen kritisierten Mediziner und Journalisten das Experiment und bezweifelten, dass es dem Erkenntnisfortschritt diene.<sup>34</sup> Die „Verhandlungen der Berliner medizinischen Gesellschaft“ (1887) sowie die späteren Publikationen der Ergebnisse – „Bericht über die Ergebnisse des an Cetti ausgeführten Hungerversuchs“ (1887) und „Untersuchungen an zwei hungernden Menschen“ (1893) – zeigen, wie in Folgendem deutlich werden soll, dass einerseits der Wissenschaftszweig der

---

<sup>30</sup> Ebd., S. XII.

<sup>31</sup> Verhandlungen [1887], S. 290.

<sup>32</sup> Ebd., S. 291.

<sup>33</sup> „Das Debut eines Hungerkünstlers“, *Berliner Zeitung* Nr. 118 v. 11.3.1887, siehe auch *Volks-Zeitung* Nr. 60 v. 12.3.1887 und *National-Zeitung* Nr. 147 v. 12.3.1887.

<sup>34</sup> Ebd. Zweifel hegte auch der Autor der *Vossischen Zeitung*: „Man kann schon jetzt getrost die Vermuthung aussprechen, daß die vermeintliche *wissenschaftliche Ausbeute* [gesp.] dieses bizarren Versuchs *keine nennenswerthe* sein wird.“ *Vossische Zeitung* Nr. 127 v. 17.3.1887.

Physiologie sich wie die Hungerkunst des Spektakels bedient und andererseits die Darbietungen der Hungerkünstler wie ein Experiment aufgebaut sind.<sup>35</sup>

Das Berliner Ereignis folgte dabei dem Modell anderer Hungervorführungen. Die meisten Hungerkünstler, die im späten 19. Jahrhundert auftraten, ließen ihr Hungern durch Ärzte kontrollieren.<sup>36</sup> Der „Hungerdoktor“ Henry Tanner, Prototyp der späteren „Hungerkünstler“, trat 1880 den Beweis an, der Mensch könne 40 Tage ohne Nahrung auskommen. Er konnte die Zweifel an seinem für ihn außerordentlich lukrativen Hungern jedoch nicht zerstreuen.<sup>37</sup> Nicht zuletzt aus diesem Grund bemühten sich seine europäischen Nachahmer von Anfang an um medizinische Überwachung. Allerdings war mit dieser Kooperation auch das Ziel von Tanners öffentlicher Demonstration in ihr Gegenteil verkehrt. Ging es ihm darum zu beweisen, dass der Mensch auch eine Seele habe und nicht nur auf Körperfunktionen zu reduzieren sei, so stellten seine Nachahmer gerade diese zur Schau. In ihrer strategischen Allianz mit der Physiologie wurde das Funktionieren der „Maschine Mensch“ besonders anschaulich. Auch Cetti habe den Kontakt mit der Wissenschaft gesucht, heißt es in der Publikation der Ergebnisse als Supplementband von *Virchows Archiv*: „Dieser [der öffentlichen Schau] glaubte er dadurch, dass er sich einer ärztlichen Beobachtung unterwarf, grösseren Werth, auch wohl größere Zugkraft zu verleihen.“<sup>38</sup> Einige Zeit zuvor hatte eine ähnliche Veranstaltung in Italien stattgefunden: Der „Hungerabenteurer Succi“ hatte unter der Betreuung des

---

<sup>35</sup> Das ist auch bei den anderen Hungerkünstlern der Fall, vgl. Payer: *Hungerkünstler in Wien*, S. 26. Eine Überblicksdarstellung über die Physiologie bietet John V. Pickstone: *Physiology and experimental medicine*, in: R. C. Olby/G. N. Cantor/J. R. R. Christie/M. J. S. Hodge (Hgg.): *Companion to the History of Moderne Science*, London/New York: Routledge, 1990, 728-742.

<sup>36</sup> Eine Übersicht über die Geschichte der Hungerkunst, die in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine gewisse Blüte erlebte, dann für eine Zeit in den Hintergrund trat und sich in der Zeit der Weltwirtschaftskrise erneut einer kurzen Konjunktur erfreute, ist die Darstellung von Walter Vandereycken/Ron van Deth/Rolf Meermann: *Hungerkünstler, Fastenwunder, Magersucht. Eine Kulturgeschichte der Eßstörungen*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1992. Siehe auch Peter Payers detaillierte Studie mit dem Schwerpunkt auf Wien: Payer: *Hungerkünstler in Wien*.

<sup>37</sup> Vandereycken/van Deth/Meermann: *Hungerkünstler, Fastenwunder, Magersucht*, S. 101f. Auch Luigi Luciani, der kurz auf Tanners Schauhungen hinweist, nennt die Experimente „berüchtigt“; Luciani: *Das Hungern [1890]*, S. 75. In Saltarinos *Artistenhandbuch Fahrend Volk* wird ausführlich über den „Hungerdoktor“ Tanner berichtet. Saltarino: *Fahrend Volk. Abnormitäten, Kuriositäten und interessante Vertreter der wandernden Künstlerwelt*, Leipzig: Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, o. J., S. 100-102. Tanners Experiment wird auch in den Zeitungen als Bezugsgröße genannt, siehe u.a. *Berliner Zeitung* Nr. 118 v. 11.3.1887 (Abend-Ausgabe), *Berliner Zeitung* Nr. 121 v. 13.3.1887 (Morgen-Ausgabe), *Berliner Tageblatt* Nr. 128 v. 11.3.1887 (Morgen-Ausgabe).

<sup>38</sup> Curt Lehmann/Friedrich Mueller/Immanuel Munk/Hermann Senator/Nathan Zuntz: *Untersuchungen an zwei hungernden Menschen*, in: *Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin* 131 Supplementheft (1893), 1-228, S. 2.



florentinischen Professors für Physiologie Luigi Luciani gehungert, der dann die Ergebnisse in einer umfassenden Monographie veröffentlichte.<sup>39</sup>

In Berlin findet die Vorführung in „Castans Panoptikum“ statt, das für die Zwecke der Wissenschaft wie die der Hunger-Show umgestaltet wird: Mit einem Gitter ist hier ein Raum „eingefriedet“<sup>40</sup>, den auch das Publikum sehen kann. In diesem umzäunten Bereich, in dem sich der Hungerkünstler hauptsächlich aufhält, befinden sich eine Waage, ein Apparat zur Untersuchung der Respiration, Messgefäße für den Harn und andere für die Untersuchung notwendige Gerätschaften.<sup>41</sup> Die von den Ärzten durchgeführten Messungen der Temperatur, Pulsfrequenz, Respirationsfrequenz, Gewicht, Wasseraufnahme, der Größe der Organe und der Dicke des Unterhautfettgewebes, des Hämoglobingehaltes des Bluts, der Zusammensetzung der Sekretionen Schweiß, Speichel und Harn und des Gesamtumsatzes an Eiweiß und Fett, des Kraftwechsels in „Calorien“<sup>42</sup> finden also vor Augen des Publikums statt und nicht im Schlafkabinett, das durch eine Tür von dem Raum abgetrennt war. Die neuen Apparaturen wie etwa der „Zeiss-Thoma’sche Apparat“ oder das „Fleischel’sche Hämatometer“ sind zwar nach dem polizeilichen Verbot nicht mehr für das breite Publikum, doch aber durch die ausgewählten Besucher, zu besichtigen und zu bestaunen.<sup>43</sup> Die Berliner Zeitungen berichten ausführlich über Messungen und Messergebnisse.<sup>44</sup> Auch wenn die Hungervorführungen so gleichzeitig der Medizin zur Demonstration ihrer eigenen Potenz dienen, die Ärzte ihrerseits die Medien nutzen, bleibt die Haltung der Ärzte

---

<sup>39</sup> Luciani: *Das Hungern* [1890].

<sup>40</sup> Saltarino: *Fahrend Volk* [o. J.], S. 101.

<sup>41</sup> Lehmann/Mueller/Munk/Senator/Zuntz: *Untersuchungen* [1893], S. 3.

<sup>42</sup> Hermann Senator/Nathan Zuntz/Curt Lehmann/Immanuel Munk/Friedrich Müller: Bericht über die Ergebnisse des an Cetti ausgeführten Hungerversuchs, in: *Berliner Klinische Wochenschrift* 24 (1887), 425-435, S. 426ff; Lehmann/Mueller/Munk/Senator/Zuntz: *Untersuchungen* [1893], S. 7-17.

<sup>43</sup> Ob Cetti, weil an ihn „mit Röhren und Schläuchen die verschiedensten Apparate angeschlossen wurden“ als Vorwegnahme eines „Cyborgs“ gesehen werden kann, wie Astrid Lange-Kirchheim es für Succi erklärt, erscheint jedoch problematisch, dienen die Maschinen doch der Messung der verschiedenen Körperfunktionen. Auch in der zeitgenössischen Wahrnehmung der Berliner Hungervorführung behalten die Maschinen wie auch der Körper des Hungerkünstlers ein Eigenleben. Vgl. Astrid Lange-Kirchheim: Nachrichten vom italienischen Hungerkünstler Giovanni Succi. Neue Materialien zu Kafkas „Hungerkünstler“, in: Johannes Cremerius/Gottfried Fischer/Ortrud Gutjahr/Wolfram Mauser/Carl Pietzcker (Hgg.): *Größenphantasien*, Freiburger literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse Bd. 18, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1999, 315-340, S. 318.

<sup>44</sup> Das *Berliner Tageblatt* Nr. 130 v. 12.3.1887 schildert dreistündige Messprozeduren. Die *Vossische Zeitung* Nr. 134 v. 21.3.1887 (Abendausgabe) gibt Auskünfte über den Hämoglobingehalt und die ermittelte Zahl der weißen Blutkörperchen.

gegenüber der Öffentlichkeit ambivalent. Hermann Senator beklagt sich in der Rede vor der *Berliner medizinischen Gesellschaft*, dass die Ärzte und der Hungerkünstler von den Medien regelrecht „bestürmt“ und „belagert“ worden seien, einzelne Berichterstatter sogar unter der „Barrière“ hindurchkriechen, „um sich Nachrichten über Herrn Cetti und den Fortgang der Untersuchungen zu verschaffen“<sup>45</sup>. In der Darstellung der Ärzte stellt dies eine Gefährdung der Ergebnisse dar, wirken sich doch die „Unzuträglichkeiten“ und „Aufregungen“ auf den „Stoffwechsel“ aus, dessen Untersuchung im Mittelpunkt der Studien stand.<sup>46</sup> Die Aussagen lassen sich allerdings auch dahingehend interpretieren, dass die Öffentlichkeit die „Barrière“ zur Wissenschaft unterläuft und damit deren Deutungsautorität in Frage stellt. Eine Wiederholung des Versuchs mit einem anderen Probanden findet daher unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt.<sup>47</sup>

Nicht nur Publikum und Medien sind ein problematischer Faktor des Experiments, auch der Proband Cetti ist eine nicht vollständig kalkulierbare Größe. Hermann Waldemar Otto alias Saltarino zufolge war Francesco Cetti, Norweger italienischer Abstammung, eine eher unstete Existenz: „Erst als Musiker, dann als Antispiritist, Wetthungerer und – Luftschiffer thätig, hatte Cetti in all seinen artistischen Unternehmungen ganz ausnahmsweises Pech und er schlug sich immer recht kümmerlich durch die Welt.“<sup>48</sup> Trotz der vom Veranstalter lancierten Biographie fiel das Porträt in den Berliner Zeitungen kaum schmeichelhafter aus. Hervorgehoben wird stets Cettis Geltungsdrang und seine Eitelkeit.<sup>49</sup>

Um den spezifischen Körper des Hungerkünstlers Cetti als Modell für *den* menschlichen Körper betrachten zu können, wird er von den Ärzten als so ‚normal‘ wie möglich dargestellt:

Sie werden sich überzeugen, dass in der That *nicht viel Merkwürdiges* an ihm zu sehen ist, wenigstens nicht viel, was auf Rechnung der durchlebten Hungerperiode zu setzen wäre und insbesondere, dass er durchaus *kein abschreckendes Aeussere* [sic] hat. Ich erwähne dies,

---

<sup>45</sup> Verhandlungen [1887], S. 291.

<sup>46</sup> Senator/Zuntz/Lehmann/Munk/Müller: Bericht über die Ergebnisse [1887], S. 425.

<sup>47</sup> Lehmann/Mueller/Munk/Senator/Zuntz: Untersuchungen [1893], S. 1.

<sup>48</sup> Saltarino: *Fahrend Volk* [o. J.], S. 102.

<sup>49</sup> So berichtet die *National-Zeitung* vom großen Spiegel in Castans Panoptikum, in dem sich Cetti sich betrachten kann. Er habe seine Fastenzeit in Balltoilette mit gebrannten Locken begonnen. *National-Zeitung* Nr. 147 v. 12.3.1887. Siehe auch *Berliner Tageblatt* Nr. 128 v. 11.3.1887 und *Volks-Zeitung* Nr. 60 v. 12.3.1887.

weil im Publicum vielfach die Meinung verbreitet gewesen ist, dass solch ein Hungerkünstler das *allerabschreckendste Beispiel* darbieten müsse.<sup>50</sup>

Unklar bleibt, warum zu einer Zeit, in der Hungern durchaus keine Seltenheit war, also auch abgemagerte und ausgemergelte Menschen ein alltägliches Bild waren, ein Hungerkünstler das „allerabschreckendste Beispiel“ sein soll.<sup>51</sup> Möglicherweise hängt dies mit Cettis Existenz als Schausteller zusammen, die zum bürgerlichen Leben der untersuchenden Ärzte im Gegensatz steht.<sup>52</sup> „Hungerkünstler“ wird allerdings durchaus als Profession gesehen und nicht durch Anführungsstriche etc. ironisiert. Im Laufe der Zeit, das heißt von Publikation zu Publikation, erscheint der Hungerkünstler jedoch dubioser: Ist er zunächst noch „anscheinend gesund“<sup>53</sup>, macht er in der nächsten Publikation nur noch den „*Eindruck* eines ganz gesunden Menschen“<sup>54</sup>. Er sei mager, „von lebhaftem Temperament“<sup>55</sup>, „aus gesunder Familie und nicht hereditär belastet“<sup>56</sup>, heißt es dort. In der Beschreibung in der finalen Veröffentlichung als Supplementband von *Virchows Archiv* sind die Angaben deutlich distanzierter. So heißt es dort: „Cetti ist [...] *nach seiner Angabe* aus gesunder Familie stammend. Seine Eltern leben noch, er selbst *will* nie ernstlich krank *gewesen sein*, hat über keinerlei Beschwerden zu klagen und *will sich* vollkommen *wohl fühlen*.“<sup>57</sup> Hier findet sich auch im Unterschied zu den vorigen Veröffentlichungen ein nicht gerade schmeichelhaftes Psychogramm des Hungerkünstlers.:

Er hat von früher Jugend an ein unstätes [sic] Leben geführt und sich mit verschiedenartigen Künsten und Schaustellungen beschäftigt, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Er hat ein lebhaftes Temperament, und eine gewisse Eitelkeit, namentlich den Wunsch, die öffentliche

<sup>50</sup> Verhandlungen [1887], S. 291. Eine ähnliche Strategie macht Jutta Person auch Lucianis Publikation über Succi aus. Person zeigt die doppelte Perspektive, die Luciani unterläuft: „Einerseits wird der Hungerkünstler als Abnormität betrachtet, andererseits muss er als normal eingeordnet werden, um mit ihm einen ordnungsgemäßen Probanden zu haben.“ Jutta Person: Abnormität und Irrsinn – Das Spektakel des Hungerkünstlers Succi, in: Torsten Hahn/Jutta Person/Nicolas Pethes (Hgg.): *Grenzgänge zwischen Wahn und Wissen. Zur Koevolution von Experiment und Paranoia 1850-1910*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 2002, 240-254, S. 242.

<sup>51</sup> So heißt es in der *Berliner Zeitung*: „Zu der Hungerkur des Franzisko [sic] Cetti, die derselbe gegen Eintrittsgeld unternehmen wollte, wobei ihm indeß die Polizei einen Strich durch die Rechnung machte, dürfte die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß es leider in Berlin viele Leute giebt, die dieses Geschäft viele Jahre hindurch ausüben, ohne daß sie etwas dafür bekommen.“ Nr. 121 v. 13. März 1887 (Morgen-Ausgabe).

<sup>52</sup> Zur „Bürgerlichkeit“ des Versuchskörpers siehe Sarasin: Der öffentlich sichtbare Körper, S. 444.

<sup>53</sup> Verhandlungen [1887], S. 291.

<sup>54</sup> Senator/Zuntz/Lehmann/Munk/Müller: Bericht über die Ergebnisse [1887], S. 425.

<sup>55</sup> Ebd.

<sup>56</sup> Ebd.

<sup>57</sup> Lehmann/Mueller/Munk/Senator/Zuntz: Untersuchungen [1893], S. 5.

Aufmerksamkeit zu erregen, in den Zeitungen besprochen zu werden u. dergl. Sobald Besuch [...] anwesend war, nahm er seine Kräfte möglichst zusammen, um die Wirkungen des Fastens als möglich gering erscheinen zu lassen; war der Besuch beendet, so ‚klappte er zusammen‘.<sup>58</sup>

Cettis eigene Motivation ist aus den medizinischen Publikationen schwer rekonstruierbar. Die beteiligten Mediziner versuchen explizit davon abzusehen: „aus welchen Motiven, kann uns ja gleichgültig sein“<sup>59</sup>, heißt es über Cettis Absicht, „30 Tage zu hungern, und zwar unter vollständiger Garantie, dass er in der That an Nahrung nichts zu sich nähme“<sup>60</sup>. Unterstellt wird ihm schließlich doch neben Geltungssucht ein rein materielles Interesse. Eine Vorstellung von einer besonderen Kunstfertigkeit des *Hungerkünstlers* kommt allerdings weder in der Selbstaussage Cettis in den „Verhandlungen“ noch in den Texten des Mediziners zum Ausdruck.<sup>61</sup> Cetti betont, dass „kein pekuniäres Interesse dabei“<sup>62</sup> gewesen sei als er die Idee zum Fastenexperiment hatte. Vielmehr habe er als junger Mann vom Fastenexperiment Tanners gehört und der Gedanke daran habe ihn nicht mehr losgelassen: „[W]ährend die meisten Menschen damals dachten, es wäre Humbug [...] hielt [ich] es für wahr, trotzdem ich keine Beweise dafür hatte, und ich dachte mir, dass es auch mir möglich sein würde, das durchzusetzen.“<sup>63</sup> Die besondere Leistung der Darbietung Cettis ist so seine Willenskraft, die über die Grenzen des Menschenmöglichen hinausgeht.<sup>64</sup> Im Unterschied zu Kafkas Erzählung „Ein Hungerkünstler“ (1922), die im nächsten Kapitel betrachtet wird, in der die Hungerkunst tatsächlich als Kunst betrachtet wird, spielt diese Sichtweise bei der Berliner Vorführung keine Rolle.

Eher kann man die Repräsentation der Körper der Hungerkünstler in diesen und anderen Hungerexperimenten mit der Funktion der Körper von Leistungssportlern als physiologischem Studienobjekt vergleichen, die Philipp Sarasin analysiert hat. Auch

---

<sup>58</sup> Ebd.

<sup>59</sup> Verhandlungen [1887], S. 291.

<sup>60</sup> Ebd.

<sup>61</sup> Geltungssucht, Profitstreben und die „Kunst“ des Hungerkünstlers werden nicht nur den Feuilletons belächelt, vgl. „Sonntagsplaudereien“ von Sigmund Haber im *Berliner Tageblatt* Nr. 147 v. 13.3.1887, der über die Frage reflektiert, ob Hungern in Berlin lukrativ sein könne. Die satirische Beilage zum *Berliner Tageblatt* und der *Volks-Zeitung Ulk* bringt einen Artikel mit dem Titel „Aus Francisco Cettis Hungeralbum“, darin heißt es: „Die Frage, wieviel ich täglich abnehme [gesp.] erscheint mir weit weniger interessant, als die wieviel ich täglich einnehme [gesp.].“ *Ulk* Nr. 11 v. 17.3.1887.

<sup>62</sup> Ebd., S. 292.

<sup>63</sup> Ebd.

<sup>64</sup> Trotz des Spotts über die Person Cettis berichten die Zeitungen auch vom Wagnis des Hungerns. Die *Berliner Zeitung* Nr. 135 vom 22.3.1887 (Morgen-Ausgabe) hebt hervor, das Hungern würde „einen anderen als Cetti aufs Äußerste [...] gefährden“.

die „Hungerkunst“ war nach den Prinzipien des sportlichen Wettkampfs organisiert, weshalb Saltarino in seinem Abschnitt über Hungerkünstler auch von der „Championship“ des Hungerns spricht,<sup>65</sup> in den Zeitungen vom „Fastensport“ die Rede ist.<sup>66</sup>

Wie Philipp Sarasin zeigt, waren diese Körper, die an die Grenzen des Menschenmöglichen vorstießen, Imago und Modell zugleich. Dabei waren Versuche am Menschen eher die Ausnahme: Die Physiologie bezog ihr Wissen über den Menschen aus Tierversuchen.<sup>67</sup> Frösche oder Hunde waren Modell für das Funktionieren *des normalen Körpers* und damit auch des eigenen. Die zu Demonstrationsobjekten der Wissenschaft gewordenen Körper der Leistungssportler dienten als Vorbild für einen „erhabenen Leib“, dem man sich durch Leiden und Selbstkasteiung zwar annähern konnte, der als Ziel jedoch un erreichbar blieb:

Der öffentlich sichtbare Körper war immer der fremde Körper – aber zugleich auch der Körper, also der ‚eigene‘, das heißt der Körper der Sünde, der Vesalschen Normalanatomie oder der offensichtlich menschenmöglichen Leistung. Dieser ‚eigene‘ Körper mit der überraschenden Leidens- bzw. Leistungsfähigkeit war dem kontingenten, individuellen, männlichen oder weiblichen Körper aber fremd, ein bloßes Versprechen, eine Imago, in der Moderne ein Phantasma von Gesundheit, Leistung, Beherrschung und Vollkommenheit.<sup>68</sup>

Dieses Muster findet sich auch in der Vorführung des Hungerkünstlers. Deshalb erschien die strategische Allianz zwischen Hungerkunst und Physiologie beziehungsweise wissenschaftlicher Medizin so plausibel. Die Identifikation des Publikums mit dem Körper des Hungerkünstlers als *dem* Körper, also auch als dem eigenen Körper, wurde durch den Modellcharakter der Hungerversuche noch unterstützt. Lernen konnte man vom Hungerkünstler und den Ärzten, was mit dem Körper passiert, wenn man hungert, wie sich die Ausscheidungen, die Atmung oder die Körperform verändern. Gleichzeitig demonstrierte der Hungerkünstler eine schier

---

<sup>65</sup> Saltarino: *Fahrend Volk* [o. J.], S. 99.

<sup>66</sup> Siehe auch der Artikel „Der Fastensport“ in *Das Echo* Nr. 239 v. 31.3.1887, S. 414, sowie *Ulk* Nr. 12 v. 24.3.1887 und *National-Zeitung* Nr. 147 v. 12.3.1887 (Morgen-Ausgabe). Sarasin stellt eine ähnliche Verbindung her: Sarasin: *Der öffentlich sichtbare Körper*, S. 444. Die Hungerkünstler waren allerdings alles andere als bürgerlich – auf dieses Seriositätsproblem wird in den Publikationen in Form von Charakterstudien reagiert. Lehmann/Mueller/Munk/Senator/Zuntz: *Untersuchungen* [1893].

<sup>67</sup> Verhandlungen [1887], S. 290. In einem Artikel in der Wochenzeitung *Die Nation* rechtfertigt Rudolf Virchow das Experiment mit Cetti damit, dass Tiere mit Menschen nicht genug vergleichbar seien: „Kann man wirklich noch glauben, Versuche an Hunden oder Kaninchen, an Hühnern oder Fröschen machten Beobachtungen am Menschen überflüssig?“ Rudolf Virchow: *Der Hungerversuch des Herrn Cetti*, in: *Die Nation* Nr. 26 v. 26.3.1887, S. 384. Siehe auch Sarasin: *Der öffentlich sichtbare Körper*, S. 422. Im Untertitel von Lucianis Publikation wird deshalb ausdrücklich darauf hingewiesen, dass es sich um ein Menschenexperiment handelt. Luciani: *Das Hungern* [1890].

<sup>68</sup> Sarasin: *Der öffentlich sichtbare Körper*, S. 449.

übermenschliche Selbstkontrolle: Er konnte seinen Hunger beherrschen und bis auf Durst und Atmung seine Triebe kontrollieren.<sup>69</sup>

Dass einige Hungerkünstler auf das religiöse Bilderrepertoire zurückgreifen, um Assoziationen an asketische Heilige zu wecken, erfolgt nicht nur aus Gründen des Marketing.<sup>70</sup> Vielmehr ist der öffentlichen Sichtbarmachung des Körpers das Bild eines erhabenen Leibes, eines durch Leiden und Leistung verklärten Körpers inhärent. Die Vervollkommnung des Körpers, in deren Dienst sich die Physiologie sieht, ist, wie Emil Du Bois-Reymond, bereits zu Lebzeiten ein berühmter Physiologe, sagt, „eigentlich die Metaphysik unserer Tage“<sup>71</sup>.

Während es aus heutiger Sicht heikel erscheint, dass ein Mensch in einem Kasten sitzt und vor den Augen der Öffentlichkeit lebt ohne zu essen, scheint das den Besuchern in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts keinesfalls zu intim gewesen zu sein.<sup>72</sup> So ist auch der Umgang mit den Ausscheidungen unkompliziert geregelt. Im Experiment haben sie den Status von reiner Stofflichkeit: Die Exkreme werden frisch untersucht<sup>73</sup> und sodann verkohlt, um sie in ihre medizinischen Bestandteile zu zerlegen.<sup>74</sup> Der wissenschaftliche Modell-Körper ist frei von Gestank und erregt

---

<sup>69</sup> Dabei sollte und brauchte der Zuschauer den Hungerkünstler nicht einmal nachahmen. Der Vorbildcharakter solcher Darbietungen des verklärten Leibs funktionierte nicht im direkten Sinne, sondern gleichsam als Übertragung, wie Sarasin es ausdrückt, als Metonymie, „als Verschiebung, welche die Differenz zwischen dem eigenen hinfälligen, irdischen Leib und dem sublimen göttlichen Körper offenhielt“. Ebd., S. 450.

<sup>70</sup> Dass die „pragmatische Allianz“ zwischen Hungerkunst und Wissenschaft durch „religiöse Metaphorik flankiert“ wird, betont Jutta Person. Diese Metaphern verwiesen auf die ältere Tradition der Askese. Dass sie den Hungerkünstler tatsächlich als „Vertreter einer älteren Wissensordnung“ erscheinen lassen, ist jedoch wegen ihres Zitat-Charakters fraglich. Vgl. Person: Abnormität und Irrsinn, S. 247. Wie Egger zeigt, greifen zu Beginn des 19. Jahrhunderts medizinische Texte, wenn es um Fälle von Nahrungsabstinenz auf Heiligenlegenden zurück, da diese für die Repräsentation des radikalen Fastens und des abgemagerten Körpers probate Beschreibungen bereithalten. Irmgard Egger: *Diätetik und Askese: Zur Dialektik der Aufklärung in Goethes Romanen*, München: Fink, 2001, S. 144.

<sup>71</sup> Emil Du Bois-Reymond: *Über die Übung: Rede, gehalten zur Feier des Stiftungstages der Militär-Ärztlichen Bildungs-Anstalten am 2. August 1881*, Berlin: Hirschwald, 1881, S. 8.

<sup>72</sup> Im September und Oktober 2003 fastete der „Illusionist“ David Blaine 44 Tage in einem Glaskasten über der Themse in London. Die Reaktionen auf Blaines Darbietungen weisen erstaunliche Ähnlichkeiten mit den Reaktionen auf die Hungerkünstler im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert auf. So polarisierte Blaine die Medien: Während die einen täglich vom Fortgang des Fastens berichteten, warfen die anderen ihm Scharlatanerie vor. Blaine provozierte, indem er buchstäblich nichts tat. Der Glaskasten wurde mit Eiern beworfen, unter dem Glaskasten wurde gegrillt, ein Cheeseburger wurde mit einem Modellhubschrauber zu Blaine gebracht. Kritiker wandten ein, Blaine beleidige ernsthaft Fastende wie die irischen Hungerstreikenden. Als seine Motivation bezeichnete er laut einem BBC-Bericht das Interesse an der Grenzerfahrung: Er wolle sich selbst überwinden. Dies sei das „Härteste“, was er jemals getan habe.

<sup>73</sup> Lehmann/Mueller/Munk/Senator/Zuntz: Untersuchungen [1893], S. 10.

<sup>74</sup> Ebd., S. 17f.

keinen Ekel. Die Spuren beginnender Abmagerung am Ende des Experiments scheinen keinesfalls als anstößig empfunden worden zu sein.<sup>75</sup>

Auch die Selbstaussage des Hungerkünstlers Cetti, wie in den „Verhandlungen der Berliner medicinischen Gesellschaft“ zitiert, sieht von der Qual des Hungerns und der Schwächung des Körpers ab und rekurriert auf Selbstkontrolle und Beherrschung des Willens, durch die man in den Zustand vollkommener und fast wunderbarer Appetitlosigkeit gerät:

Von dem Augenblick, wo ich mein Experiment anfang, bis zum Sonntag Abend habe ich nicht das Geringste an Appetit oder Hunger gefühlt [...]. [I]ch war frisch und munter, ich spielte und sang, am Sonntag habe ich sogar mit dem Arzt getanzt, und ich habe keine Schmerzen gehabt.<sup>76</sup>

Die Selbstkontrolle richtet sich also nicht auf das Aushalten des Hungers, sondern darauf, diesen erst gar nicht zu verspüren. Auch Cettis Aussage „[ich] habe [...] keine Angst gehabt, nicht im Geringsten“ überrascht – unklar bleibt, wovor er Angst gehabt haben könnte: vor dem Verhungern? davor, die Hungerperiode nicht durchzuhalten? Sie zeigt auch, wie spektakulär solche Hungervorfürungen gewesen sein müssen: Sie waren ein Experiment mit offenem Ausgang, es wurde, wie auch die Zeitungen berichteten, eine existentielle Situation geschaffen.

War bei früheren Fällen radikaler Nahrungsabstinenz die Frage des Betrugs akut und stand bei den Hysterie-Vorfürungen stets die Frage der Simulation im Raum<sup>77</sup> –, so äußern sich hier die Zweifel an der Integrität des Probanden auch in der Aussage zu Cettis Motivation, seine Hungervorführung in ein medizinisches Experiment umzuwidmen.

Er war oder *schien wenigstens* sehr überzeugt von der hohen wissenschaftlichen Bedeutung des von ihm ausgeführten Fastens und von dem grossen Verdienst, welches er sich damit um die Wissenschaft erwarb.<sup>78</sup>

In der ambivalenten Haltung gegenüber Cetti, der gleichzeitig Protagonist seiner von ihm inszenierten Hungervorführung und Proband in einem Hungerexperiment ist, doppelt sich die ambivalente Haltung gegenüber dem Gesamtereignis: Diese Zweifel

---

<sup>75</sup> Siehe die Abbildungen – „Momentphotographien“ – des abgemagerten zweiten Probanden. Ebd., S. o.A.

<sup>76</sup> Verhandlungen [1887], S. 292. Seine Aussage erinnert damit an die *Anorexia mirabilis* der frühen Neuzeit. Vgl. Brumberg: *Todeshunger*, S. 52ff; Vandereycken/van Deth/Meermann: *Hungerkünstler, Fastenwunder, Magersucht*, S. 61ff.

<sup>77</sup> Stefan Andriopoulos: *Besessene Körper. Hypnose, Körperschaften und die Erfindung des Kinos*, München: Fink, 2000, S. 75ff.

<sup>78</sup> Lehmann/Mueller/Munk/Senator/Zuntz: *Untersuchungen* [1893], S. 5.

unterlaufen in gewisser Weise die mehrfach geäußerte Betonung der wissenschaftlichen Bedeutung des Experiments.

Dass die Berliner Ärzte die Dauer der Hungervorführung verkürzen und sie schließlich ganz abbrechen, lässt sich (neben der Erfüllung der Auflagen des Kultusministers, das Leben Cettis nicht zu gefährden) dahingehend interpretieren, dass sie ihrer Deutungshoheit über das Experiment Nachdruck verleihen wollten. Das wird auch in ihrer Begründung deutlich:

Die Frage, wie lang ein Mensch hungern kann, hat für die Medicin, zumal für die praktische Medicin, sehr wenig Interesse. [...] [W]ie lange Jemand ohne Essen aushalten kann, das hängt hauptsächlich von dem Ernährungszustand des Betreffenden, von den Gewohnheiten und [sic] anderen Dingen ab.<sup>79</sup>

Das ist bei ihrem italienischen Kollegen anders: Luigi Luciani beschäftigte sehr wohl die Frage, wie lange ein Mensch hungern kann. Zudem sieht er das Experiment sowie seine nachfolgende Publikation als Chance, die Physiologie als Leitwissenschaft populär zu machen. Lucianis Text wie auch das Vorwort von Jakob Moleschott (einem Pionier der wissenschaftlichen Ernährungslehre, dessen Lehrstuhl in Rom Luciani später übernehmen wird) sind programmatische Texte für den wissenschaftlichen Materialismus, die sich an ein breites Publikum richten.

Mehrfach positioniert Luciani die Wissenschaft im Verhältnis zu Kunst und Literatur sowie zu Psychologie und Soziologie. Diese seien zwar für die „leichten Dünste und Luftgestalten“<sup>80</sup> zuständig, bemühten sich jedoch zunehmend, dem „Kultus der Wahrheit und Wirklichkeit“, der die Wissenschaft auszeichnet, „zu huldigen“<sup>81</sup>. Die Wissenschaft liefere jedoch den endgültigen Beweis – wie etwa bei der Diskussion der Möglichkeit eines Hungertods deutlich wird, den Luciani als rein literarisches Vorkommnis sieht: „Aber der Hungertod [gesp.] infolge bloß einfachen Fastens ist ein seltenes und wirklich ausnahmsweises Ereignis (was auch die Poeten und Romanschreiber dazu sagen mögen).“<sup>82</sup>

In Lucianis Text liefern die physiologischen Apparaturen und Messungen objektive, unangreifbare Fakten, die die Natur direkt wiedergeben. Der Körper, seine Substanzen und Ausscheidungen stellen dabei eine Art Aufzeichnungsmedium dar, das jede Veränderung registriert. Sogar Sexualität lässt sich nachweisen: als erhöhte

---

<sup>79</sup> Verhandlungen [1887], S. 291.

<sup>80</sup> Luciani: *Das Hungern* [1890], S. 4.

<sup>81</sup> Ebd., S. XII.

<sup>82</sup> Ebd., S. 229.



Menge Stickstoff im Urin. Die „Kurven des Stickstoffs“ erweisen sich als unhintergebar.<sup>83</sup>

Entsprechend hierzu vertraut Luciani in seinem Buch auch bei der Charakterisierung seines Probanden nicht auf die vorhandenen Dokumente wie ärztliche Gutachten und autobiographische Schriften Succis, die er ausführlich zitiert, sondern auf ein Gespräch mit Succi, das im Buch „fast *phonographisch* wiedergegeben“<sup>84</sup> wird. Dieses also wie mit einem modernen Aufzeichnungsmedium reproduzierte Gespräch soll die ‚Normalität‘ des Probanden dokumentieren.<sup>85</sup> Den letzten und damit endgültigen Beweis bringt jedoch kein Text, sei er noch so neutral oder ‚objektiv‘ aufgezeichnet, sondern der Körper des Probanden.

Die chemische Zusammensetzung der Ausscheidungen liefert den eindeutigen Beweis, dass Succi tatsächlich gehungert hat. Die für das Fasten jahrhundertlang virulente Frage des Betrugs kann so entschieden werden: „[O]bjektive Beweise“, gewonnen durch Messungen, schließen „jeden Verdacht gegen die strenge Ausführung des Fastens“ aus.<sup>86</sup> Kein Überwachungssystem (also auch absolutes Vertrauen in die Integrität des Überwachungspersonals<sup>87</sup>) ist so verlässlich wie der Körper und seine Chemie. Es wird so ein Bild des Körpers als experimentelle Anordnung (ähnlich den hybriden Organismen der Versuchstiere) entwickelt. Erhält der Proband etwa Gelatine, so ergeben die Ausscheidungen den Stoffverbrauch.<sup>88</sup> „Ohne Phosphor kein Gedanke“<sup>89</sup>, zitiert Luciani Jakob Moleschott, auch die Gehirntätigkeit ist Teil der Körperchemie. Gleichzeitig ist der Körper dem Phonographen vergleichbar. Wie in den Texten Hamsuns und Nietzsches deutlich werden wird, befördert die Physiologie ein Bild des Körpers als Aufzeichnungs- und

---

<sup>83</sup> Luigi Luciani betont, es spreche für die „Empfindungsfrische und Einbildungskraft“ Succis trotz seines geschwächten Zustandes, dass dieser selbst in seinem durch einen Wächter beobachteten „Kämmerchen“ ein „Frauenbild“ vor Augen hatte, „und der Traum nahm bald einen erotischen Charakter mit allen Folgen an!“ Ebd., S. 126.

<sup>84</sup> Ebd., S. 25.

<sup>85</sup> Die ‚Normalität‘ Succis wird auch immer wieder durch dessen Geschäftstüchtigkeit unterstrichen: „Während der langen Fastenzeit zeigte er sich fast immer bei guter Laune, war gesprächig, ohne jemals ausfallend zu werden sowohl gegen das Überwachungs-Personal, als auch gegen die Besucher und achtete mit nie sich verringernder Sorgfalt auf sein Geldinteresse, mit dem er sich fast ausschließlich zu beschäftigen schien.“ Ebd., S. 68.

<sup>86</sup> Ebd., S. 211. Auch bei Cetti konnte ein Verdacht auf Betrug durch Messungen ausgeräumt werden, siehe *Berliner Tageblatt* Nr. 143 v. 19.3.1887 (Abend-Ausgabe).

<sup>87</sup> Ebd.

<sup>88</sup> Ebd., S. 130.

<sup>89</sup> Ebd., S. 158.

Speichermedium, in das sich die verschiedenen Eindrücke einschreiben. Durch den Nahrungsentzug werden die Regeln der Körperchemie sichtbar gemacht.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die doppelte Inszenierung der freiwilligen Nahrungsabstinenz als physiologisches Experiment einerseits und als Hungershow andererseits zeigt die strukturelle Nähe zwischen bestimmten Experimenten der Physiologie und dem Showgeschäft. So bedient sich die Physiologie durchaus der Rhetorik des Spektakulären, um ihre Bedeutung als Leitwissenschaft zu festigen. Die Spektakel dienen der Physiologie zur Selbstdarstellung als „Wissenschaft vom Menschen“ *sui generis*. Zudem partizipiert die Physiologie am Publikumsinteresse an den Extremleistungen des Menschen; die Ärzte rücken sich selbst in die Nähe dieser Grenzgänger.

Die Hungervorführungen sind ihrerseits ohne die wissenschaftliche Medizin nicht denkbar. Die Inszenierung ist nach dem Modell des Experiments aufgebaut, auch wenn sie sich wie frühere Fastendarbietungen gleichzeitig aus dem Bilderrepertoire der Religion bedient.<sup>90</sup> Doch diese für das Publikum hergestellten Assoziationen, etwa bewusst inszenierte Parallelen zur Leidensgeschichte Jesu in den Vorführungen des Italieners Sacco,<sup>91</sup> dienen nur als Kulisse. Im Zentrum des Publikumsinteresses steht nicht der Wunderglaube<sup>92</sup>, sondern die Demonstration des Willens zur radikalen Selbstkontrolle des Hungerkünstlers, der den Hungerkünstler, den Hunger-„Champion“<sup>93</sup> mit den Leistungssportlern verbindet. Seine Leistung ist wie die der Sportler exakt kontrollier- und messbar. Der Wille, und nicht der Glaube, ermöglicht die Nahrungsabstinenz, die als Leistung verstanden wird und doch, zumindest nach Aussage des Hungerkünstlers Cetti, wunderbar leicht war.<sup>94</sup>

---

<sup>90</sup> Payer: *Hungerkünstler in Wien*, S. 26 und 63.

<sup>91</sup> Ebd.

<sup>92</sup> Bereits die „Fasting Girls“ wie Sarah Jacobs aus Wales oder Mollie Fancher aus Brooklyn waren nur noch eine Kopie jener Fälle von *Anorexia mirabilis*, die in der frühen Neuzeit sowie im 18. und frühen 19. Jahrhundert die Aufmerksamkeit von Ärzten und Theologen gleichermaßen erregt hatten. Dennoch zeigt sich in der aufgeregten Medienberichterstattung zum Fall Fancher, dass das religiöse Deutungsmodell neben naturwissenschaftlichen Erklärungen eine gewisse Persistenz besaß: In den Medienberichten konkurrierten die Ansichten, sie sei hysterisch, mit solchen, dass sie tatsächlich über übernatürliche Fähigkeiten verfüge; siehe etwa Abram H. Dailey: *Mollie Fancher, the Brooklyn Enigma. An Authentic Statement of Facts in the Life of Mary J. Fancher*, Brooklyn: Eagle, 1894, S. 147 versus 169f. Siehe auch Brumberg: *Todeshunger*, S. 78f.

<sup>93</sup> Saltarino: *Fahrend Volk [o. J.]*, S. 99.

<sup>94</sup> Verhandlungen [1887], S. 292.

Die Demonstration der Willenskraft unterscheidet die Vorführung der Hungerkünstler von der wunderbaren Appetitlosigkeit der „Fasting Girls“ genauso wie von der pathologischen Anorexie der Patientinnen. Nimmt man die Aussagen der „Fasting Girls“ wörtlich, so ist ihre Nahrungsabstinenz auf die Präsenz des Göttlichen zurückzuführen. Ihre Kritiker würden die Nahrungsabstinenz wohl eher mit deren Geltungsdrang, deren Wunsch, im Mittelpunkt zu stehen, begründen. Damit rücken sie in die Nähe der zweiten Gruppe, der Patientinnen. Auch diese geben an, nicht essen zu *können*.<sup>95</sup> Bei ihnen gibt es jedoch kein spirituellen Grund mehr, sie sind krank und damit ist – ob die Krankheit nun somatische oder psychogene Ursachen hat – oft extremes Fasten letztendlich durch etwas Größeres als sie selbst verursacht und die Verantwortung somit delegiert.

In der zeitgenössischen Wahrnehmung ist Hungerkünstlern und Patientinnen gemeinsam die Fokussierung auf den Körper und die körperlichen Auswirkungen des Hungerns. Die Untersuchung der psychischen Auswirkungen des Hungerns und die psycho-physische Interaktion sind Gegenstand eines anderen Hungerexperiments: Knut Hamsuns Roman *Hunger* aus dem Jahre 1890.

#### 4. „Die Mysterien der Nerven in einem ausgehungerten Körper“

Wie Heiko Uecker berichtet, wollte die deutsche *Monatsschrift für Nervenheilkunde und Psychiatrie* Knut Hamsuns Roman *Hunger* (1890) unmittelbar nach dessen Erscheinen in Norwegen als wissenschaftliches Dokument ins Deutsche übersetzen lassen.<sup>96</sup> Dies überrascht nicht, gelingt doch Hamsun in diesem Roman eine Erzählstruktur, die den Gedankenassoziationen eines durch Hunger geschwächten Körpers direkt zu entsprechen scheint. Tatsächlich wurde Hamsuns Text in einer Übersetzung von Marie von Borch in Fortsetzungen im ersten Jahrgang der naturalistischen Zeitschrift *Die Freie Bühne* veröffentlicht.<sup>97</sup> Nach der Klassifikation Luigi Lucianis ließe sich Hamsun zu der Art von Autoren zählen, die den wissenschaftlichen Geist der Zeit erkannt haben, jenen „Künstler[n], Litteraten,

---

<sup>95</sup> Siehe oben Kapitel III. „Patientinnen“, S. 77.

<sup>96</sup> Heiko Uecker: Anmerkungen zu Knut Hamsun und seinem Buch *Hunger*, in: Raimund Wolfert (Hg.): „*Alles nur Kunst?*“: *Knut Hamsun zwischen Ästhetik und Politik*, Wahlverwandtschaft – Der Norden und Deutschland Bd. 2, Berlin: Spitz, 1999, 15-40, S. 33.

<sup>97</sup> Gabriele Schulte: *Hamsun im Spiegel der deutschen Literaturkritik 1890 bis 1975*, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 1986, S. 14.

Psychologen und Soziologen[, die] dem Kultus der Wahrheit und Wirklichkeit [gesp.] huldigen und an den reinen Quell der Natur ihren *Durst* zu stillen, *Nahrung*, Kraft und Begeisterung zu schöpfen suchen“<sup>98</sup>.

Die Handlung von Knut Hamsuns Roman ist schnell zusammengefasst. Ein Ich-Erzähler läuft durch Kristiana, das heutige Oslo. Er hungert, versucht zu schreiben, kann jedoch kaum Texte verkaufen und hungert weiter. Er wohnt in wechselnden Unterkünften, versucht an Essen zu gelangen, das er dann wieder erbricht. Er nähert sich einer Frau an. Schließlich verlässt er die Stadt mit einem Schiff. Marie Herzberg, Übersetzerin und Literaturkritikerin in Wien, stellte 1890 in einem Aufsatz über Hamsun eine Verbindung zwischen Hamsun und den Hungerkünstlerversuchen her:

Seitdem Dr. Tanner durch sein vierzigtägliches Fasten ganz Europa in ungläubiges Staunen versetzte, ist das experimentale Hungern nahezu ein Sport geworden. Die Namen Cetti, Merlatti und Succi klingen uns allen bekannt ins Ohr. [...] Wir sind offenbar im Begriff zu immaterialisieren; üben wir noch ein paar Jahrhunderte, so lösen wir die Magenfrage auf die bequemste, die naheliegendste und daher unwahrscheinlichste Art: wir hören einfach auf, zu essen. Schon sind die ersten Schritte gethan. *Der Hunger wird geradezu populär*. Die Wissenschaft beschäftigt sich mit ihm. Gelehrte wie Chossat, Senator, Luciani studiren ihn. Die Kunst geht nach ihm aus. Die Literatur ist des knurrenden Hungers voll. Besonders die skandinavische.<sup>99</sup>

In ihrer Lesart „studirt [der Autor] vor Allem die eigenthümlichen Störungen, die ein lang fortgesetztes Hungern in unserem Geiste zuwege bringt“<sup>100</sup>, er ist für sie bei aller Orientierung an der Wissenschaft ein „Vivisektor der Seele“<sup>101</sup>. In anderen zeitgenössischen Rezensionen wird der „brutal packende Wirklichkeitssinn“ Hamsuns konstatiert. Hamsuns Text sei „grausig, physisch, ekelhaft, überflüssig brutal à la Zola“<sup>102</sup>.

Die Referenz zum französischen Schriftsteller Emile Zola ist insofern schlüssig, da dieser, wie er in seiner Romantheorie *Le roman expérimental* (1880) erklärt, (seine) Romane in Anlehnung an den Physiologen Claude Bernard als Experiment versteht. Das Experiment in der Literatur ist für ihn eine kontrollierte Beobachtung, bei der der Romancier Herr des Experiments bleibt. Eine Hypothese wird durch den

---

<sup>98</sup> Luciani: *Das Hungern* [1890], S. XII.

<sup>99</sup> Marie Herzfeld: Knut Hamsun, in: Dies.: *Menschen und Bücher. Literarische Studien*, Wien: Leopold Weiß, 1893, 54-71, S. 54.

<sup>100</sup> Ebd., S. 55.

<sup>101</sup> Ebd., S. 56.

<sup>102</sup> Uecker: Anmerkungen zu Knut Hamsun, S. 15.

Romanausgang verifiziert.<sup>103</sup> Auch *Hunger* lässt sich als Experiment verstehen, doch der Autor unterminiert den naturwissenschaftlich begründeten Experiment-Begriff Zolas; vermittels seines Erzählverfahrens wird – wie im Folgenden gezeigt werden soll – jede kontrollierende Instanz ausgeschaltet.

In der zeitgenössischen Kritik überrascht zudem das Wort „brutal“, wendet doch der Protagonist nach heutigen Maßstäben keinerlei physische Gewalt an. Die Formulierung erinnert in ihrer dem Text zugeschriebenen Drastik an die Äußerung Hermann Senators in den „Verhandlungen der Berliner medicinischen Gesellschaft“ (1887), ein Hungerkünstler habe weder ein „abschreckendes Äußeres“, noch sei er überhaupt das „allerabschreckendste Beispiel“.<sup>104</sup>

Auch wenn sich bereits kurz nach der Veröffentlichung noch eine weitere Wahrnehmung des Romans abzeichnet – nämlich gerade eine Abwendung vom Naturalismus<sup>105</sup> und eine metaphysische Deutung des Romans als Ausdruck einer „Erlösungssehnsucht“<sup>106</sup> sowie als Darstellung des Ausgesetztseins des Menschen in der Welt<sup>107</sup> –, so wird in der frühen Rezeption des Buches eine Art „Realitätseffekt“ des Romans deutlich. Wie in der folgenden Analyse deutlich werden soll, ist Hamsuns Text gerade keine reale, frei assoziierte Rede eines über seinem Hunger irre gewordenen Menschen, sondern deren Simulation. Das Thema des Hungerns stiftet eine Extremsituation<sup>108</sup> und ermöglicht ihm, Erzählverfahren zu verwenden, die später als spezifisch modern angesehen wurden.

---

<sup>103</sup> Emile Zola: *Der Experimentalroman* [1880], Leipzig: Zeitler, 1904. Einen Überblick über naturalistische Erzählverfahren gibt Jörn Stückrath: „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie“. Naturalistische Modelle der Wirklichkeit, in: Rolf Grimminger/Jurij Murasov/Jörn Stückrath (Hgg.): *Literarische Moderne. Europäische Literatur im 19. und 20. Jahrhundert*, Reinbek: Rowohlt, 1995, 140-168. Zum Begriff des Experiments siehe auch den Sammelband von Torsten Hahn/Jutta Person/Nicolas Pethes (Hgg.): *Grenzgänge zwischen Wahn und Wissen. Zur Koevolution von Experiment und Paranoia 1850-1910*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 2002.

<sup>104</sup> Verhandlungen [1887], S. 291.

<sup>105</sup> Uecker: Anmerkungen zu Knut Hamsun, S. 15.

<sup>106</sup> So eine expressionistische Rezension. Ebd., S. 16. Zur Rezeption des Textes siehe Schulte: *Hamsun im Spiegel der deutschen Literaturkritik*, S. 13-21.

<sup>107</sup> So eine existenzialistische Deutung. Ebd.

<sup>108</sup> Paul Auster: *The Art of Hunger* [1982], in: Ders.: *The Art of Hunger*, Los Angeles: Sun and Moon Press, 1992, 9-20, S. 12. Heinrich Detering zufolge ist Hunger eine „eben noch zureichende Rechtfertigung [...] der seelischen und erzählerischen Exaltationen [des Protagonisten]“. Heinrich Detering: „Mein Name sei der und der“: Subjektzerfall und Vernunftkritik in Hamsuns frühen Romanen, in: Raimund Wolfert (Hg.): *„Alles nur Kunst?“: Knut Hamsun zwischen Ästhetik und Politik*, Wahlverwandtschaft – Der Norden und Deutschland Bd. 2, Berlin: Spitz, 1999, 41-58, S. 46.

*Hunger* ist die literarische Umsetzung eines erzählerischen Programms, das Hamsun bereits vor der Veröffentlichung seines Romans darlegte:

Wie wär's, wenn die Literatur einmal anfinge, sich mehr mit seelischen Zuständen zu beschäftigen als mit Verlöbnissen und Bällen und Landpartien und Unglücksfällen. Man müßte darauf verzichten, ‚Typen‘ zu beschreiben [...], und dadurch [wird] man wohl einen Teil des Publikums verlieren, das nur liest, um zu sehen, ob sie sich kriegen. Aber anstelle dessen sollten wir in den Büchern *mehr individuelle Fälle* haben [...]. Wir würden dann etwas erfahren können über die heimlichen Bewegungen, die sich an den abgelegenen Stellen der Seele vollziehen, über die unberechenbare Unordnung der Wahrnehmungen [...], über die Wanderungen der Gedanken und Gefühle ins Blaue, das *Rauschen des Blutes*, das *Beten der Knochenröhren*, das *ganze unbewußte Seelenleben*. Und dann gäbe es weniger Bücher mit billiger, äußerer Psychologie, die niemals einen Zustand ganz aufreppeln, niemals ganz in die seelische Durchleuchtung hinabtauchen.<sup>109</sup>

Hamsun rückt hier die „unberechenbare Unordnung der Wahrnehmungen“ und das „Rauschen des Blutes“ genau wie das „ganze unbewußte Seelenleben“ und das „Beten der Knochenröhren“ in nächste Nähe. Seelische oder geistige Zustände haben so immer auch eine körperliche Dimension – sonst sind sie in der Literatur „billige, äußere Psychologie“. Dieses Programm liegt Hamsuns Roman zugrunde:

Ich habe versucht – keinen Roman, sondern ein Buch zu schreiben, ohne Heiraten, ohne Landpartien und Bälle beim Großkaufmann, ein Buch über die feinen Schwingungen einer empfindsamen Menschenseele, über das besondere, eigenartige Gemütsleben, die *Mysterien der Nerven in einem ausgehungerten Körper*.<sup>110</sup>

Hungern fungiert in *Hunger* als Katalysator, um Psyche und Körper einander noch mehr anzunähern. Schnittstelle zwischen Psyche und Körper sind die Nerven. Sie erweisen sich – wie auch im medizinischen Diskurs konstatiert – als durch Hungern und Essen stimulierbar. Essen und Hungern versetzen den Körper in unterschiedliche Zustände, die die Wahrnehmung verändern.

Der abgemagerte Protagonist ist zunächst „nervös und leicht empfänglich“<sup>111</sup>. Durch eine Mahlzeit gelingt es ihm jedoch, das Gefühl einer „satten Ruhe“ herzustellen, mit der Folge, dass sein „Mut sehr stark [wuchs]“ (11). Im Unterschied zu medizinischen Schriften dieser Zeit, die die therapeutische Wirkung des Essens in den Vordergrund stellen, verschafft der Verzehr von Speisen dem Protagonisten im Roman selten und nur für kürzeste Zeiträume die erwünschte Ruhe. Im Gegenteil, die Nerven werden in den Zustand der Erregung versetzt.<sup>112</sup> Nur im hungernden Zustand verfügt der

---

<sup>109</sup> Uecker: Anmerkungen zu Knut Hamsun, S. 21.

<sup>110</sup> Brief an Georg Brandes. Zitiert nach Uecker: Anmerkungen zu Knut Hamsun, S. 15.

<sup>111</sup> Knut Hamsun: *Hunger* [1890], übers. von Julius Sandmeier und Sophie Angermann, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1982, S. 8. Seitenangaben im Folgenden im Text.

<sup>112</sup> „Ich war in einer reizbaren Laune [...] und *erregt* von all dem Essen, das ich mit leerem Magen genossen hatte.“ Ebd., S. 12. „Dann war ich endlich aufgestanden und hatte wieder eine Tasse Milch

Protagonist über eine erhöhte Wahrnehmung und er wird durchlässig gegenüber Eindrücken. Er wird „von den kleinen, bedeutungslosen Zufälligkeiten *überfallen*“ (17), „[a]lle Dinge wirkten auf mich ein, alles was ich sah, gab mir neue Eindrücke“ (19), so „fremd“ er sich ist, „so vollständig eine Beute unsichtbarer Einflüsse“, so behauptet er doch, „[es] ging doch um mich herum nichts vor sich, ohne daß ich es bemerkte“ (14).

Durch das Hungern wird selbst das Hungergefühl in Frage gestellt. Nicht einmal der eigene Körper bleibt verlässlich; die Selbstwahrnehmung erweist sich als trügerisch. Treibt noch der Hunger den Protagonisten zur Metzgerei, so genügt ein einziger Eindruck, um die Esslust des „nervös[en]“ und „empfänglich[en]“ Protagonisten in Ekel zu verwandeln:

Beim Metzgerladen stand eine Frau mit einem Korb am Arm und spekulierte auf Würste zu Mittag [...]. *Nervös* und *leicht empfänglich*, wie ich in den letzten Tagen geworden war, machte das Gesicht einen widerlichen Eindruck auf mich; [...]. Ich verlor mit einemmal allen Appetit und fühlte ein Würgen (8).

Erst eine regelmäßige Ernährung wirkt sich positiv auf die Nervosität aus, allerdings kommt dem Protagonisten dafür auch seine Produktivität abhanden:

Es war gar nichts im Weg; ich bekam von meiner Wirtin jeden Tag ein wenig zu essen, morgens und abends einige Butterbrote, und meine *Nervosität* war beinahe verschwunden. [...] Es ging mir in jeder Beziehung viel besser, und es wunderte mich geradezu, daß ich meine Allegorie noch nicht fertig hatte. Ich verstand nicht, wie das zusammenhing (134).

Essen läuft dem Schreibprozess entgegen. Die gesteigerte psycho-physische Wahrnehmungsfähigkeit ist – wie bereits skizziert – vor allem auch auf das Hungern zurückzuführen.

Dass die Erzählweise dem Leser als reale assoziative Rede eines Hungernden erscheint, gelingt Hamsun durch die erzählerische Annäherung geistiger und körperlicher Zustände. Auf die Beschreibung von seelisch-geistigen Vorgängen folgen unmittelbar physische Reaktionen – zumeist Schilderungen der körperlichen Folgen des Hungerns:

Ich fühlte eine leuchtende Hitze in meinem Kopf, und es klopfte seltsam an meinen Schläfen. Das Wasser, das ich getrunken hatte, bekam mir höchst schlecht, und ich erbrach mich da und dort in die Straße (44).

Auch wenn Hamsun Psyche und Physis annähert, sind sie doch nicht identisch, sondern klaffen oftmals auseinander. Das „Ich“ ist bei Hamsun – wie Heinrich

---

zu mir genommen und gleich darauf ein Beefsteak. Ich war nicht hungrig; nur *meine Nerven* waren wieder stark *erregt*.“ Ebd., S. 105.

Detering anmerkt – der „Schnittpunkt diskursiver Fäden“<sup>113</sup>. Gefühle, Reaktionen des Körpers, Wünsche kommen gerade nicht zur Deckung, sondern bleiben asynchron. Dies soll an drei zentralen Passagen deutlich gemacht werden, in denen der Protagonist zu essen versucht:

Es war drei Uhr. Der Hunger begann einigermaßen schlimm zu werden, ich war matt und ging dahin und erbrach mich hie und da verstoßen. Ich schwenkte ab, zur Dampfküche hinunter, las die Tafel und zuckte aufsehenerregend mit den Schultern, als ob Pökelfleisch und Speck kein Essen für mich seien; [...].

Ein sonderbarer Schwindel fuhr mir mit einemmal durch den Kopf; ich ging weiter und wollte nicht darauf achten, es wurde aber schlimmer und schlimmer, und ich mußte mich zuletzt auf eine Treppe setzen. In meinem ganzen Gemüt ging eine Veränderung vor sich, als gleite etwas in meinem Inneren zur Seite oder als reiße ein Vorhang, ein *Gewebe*, in meinem Gehirn entzwei. Ich holte ein paarmal Atem und blieb erstaunt sitzen. [...] als ein Bekannter vorbeikam, erkannte ich ihn sofort, stand auf und grüßte (39f.).

Während der Körper seinen Dienst versagt, der Protagonist jede Kontrolle über seinen Körper und dessen Funktionen verliert, so gelingt doch die soziale Interaktion. Trotz des „sonderbare[n] Schwindels“, trotz der Änderungen im „Gemüt“, erkennt der Protagonist einen Bekannten und grüßt. Während die Körpermaschine durch das Hungern aus dem Takt gebracht wird, funktioniert der soziale Austausch, als handele es sich dabei um einen Automatismus.

Die Eigentümlichkeit und Unkontrollierbarkeit körperlicher Reaktionen wird besonders deutlich, wenn der von Hunger geschwächte Protagonist zu essen versucht:

Ich begann zu essen, wurde immer gieriger und schluckte große Stücke hinunter, ohne sie zu kauen. Wie ein Menschenfresser riß ich an dem Fleisch.

[...]

Als ich fertig war, ging ich sofort zur Türe. Ich fühlte bereits ein Würgen. [...]

Das Essen begann zu wirken, ich litt sehr darunter und konnte es nicht lange bei mir behalten. Ich ging und entleerte meinen Mund in jedem dunklen Winkel, an dem ich vorbeikam, kämpfte damit, dieses Würgen, das mich von neuem aushöhlte, zu unterdrücken, ballte die Hände und machte mich hart, stampfte auf das Pflaster und würgte wieder wütend hinunter, was herauf wollte – vergebens! Schließlich sprang ich in einen Torweg hinein, vornübergebeugt, blind von dem Wasser, das mir in die Augen drang, und entleerte mich wieder (97).

Hamsun setzt die Unkontrollierbarkeit des Körpers, das Eigenleben der Physis auch mit formalen Mitteln der Erzählung um. In der folgenden Passage, die gewissermaßen einen Tiefpunkt des Protagonisten markiert, da er in einer Fleischerei

---

<sup>113</sup> Detering: Subjektzerfall und Vernunftkritik, S. 44.



um einen Knochen gebeten hat, sind erzählendes und erlebendes Ich nicht zu trennen.<sup>114</sup> Die Erzählung im Imperfekt kollabiert ins Präsens:

Er [der Knochen] schmeckte nach nichts; ein erstickender Geruch von altem Blut stieg von ihm auf, und ich musste sofort erbrechen. Ich versuchte es wieder. Wenn ich es nur bei mir behalten könnte, würde es wohl seine Wirkung tun; es galt, den Magen zu beruhigen. Ich erbrach mich wieder. Ich wurde zornig, biß heftig in das Fleisch, zerterte ein Stückchen ab und würgte es mit Gewalt hinunter. Und es nützte doch nichts; sobald die kleinen Fleischbrocken im Magen warm geworden waren, kamen sie wieder herauf. [...] ich weinte, daß der Knochen naß und schmutzig wurde von den Tränen, erbrach mich, fluchte und nagte wieder, weinte, als wollte mir das Herz brechen, und übergab mich abermals.

Stille. Kein Mensch um mich her, kein Licht, kein Lärm. Ich *bin* in der gewaltsamsten Gemütsregung, *atme* schwer und laut und *weine* zähneknirschend, so oft ich diese kleinen Bissen Fleisches, die mich vielleicht ein wenig hätten sättigen können, von mir geben muß. Als gar nichts hilft, so sehr ich auch alles versuche, schleudere ich voll ohnmächtigen Hasses den Knochen gegen das Tor, rufe hingerissen von Wut, rufe und drohe heftig gegen den Himmel hinauf [...].

Stille (116f.).

Nach dieser durch die beiden Worte „Stille“ markierten Klammer findet erneut ein Tempuswechsel statt und die Erzählung kehrt ins Imperfekt zurück. Ebenso wenig wie es eine Vorgeschichte der im Roman erzählten Handlung gibt, gibt es eine Zukunft. Es gibt keinen zeitlichen Fixpunkt außerhalb der erzählten Zeit. Dieses Erzählverfahren trägt dazu bei, dass der Roman als realistische Darstellung der Erfahrungen eines Hungernden gesehen werden konnte.

Doch Hamsuns Buch ist nicht das assoziative Notat eines Hungerdeliriums, sondern bis hin zur Wahl der Worte und Metaphern wohl kalkuliert. So wie später etwa auch Robert Walser die „Nervensprache“ seiner Zeit in einer spielerischen Weise aufgreifen wird<sup>115</sup>, sind die Nerven bei Hamsun Teil komplexerer sprachlicher Bilder, so dass bereits in seinem Roman der wissenschaftliche Diskurs über Nerven und Nervenleiden sprachlich-literarisch unterlaufen wird. Dennoch dienen die Nerven nicht nur der Erzeugung figurativer Sprache,<sup>116</sup> sie haben auch immer eine konkrete Dimension. Die Nerven repräsentieren in Hamsuns Roman jene Schnittstelle, an der Körper und Gehirn, psychische Wahrnehmung und physisches Spüren miteinander verbunden sind. Ein visueller Eindruck schlägt sich physisch

<sup>114</sup> Eine Detail-Analyse von Hamsuns Erzählverfahren unternimmt Martin Humpál: *The Roots of Modernist Narrative: Knut Hamsun's Novels Hunger, Mysteries and Pan*, Oslo: Solum, 1998.

<sup>115</sup> Peter Utz: *Tanz auf den Rändern. Robert Walsers „Jetztzeitstil“*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998, S. 64. Siehe Kapitel VI. „Brotverabreichungsbeziehungen“ bei Robert Walser“, S. 182f.

<sup>116</sup> Vgl. etwa folgenden Vergleich: „Ich hatte es ganz deutlich bemerkt, immer wenn ich längere Zeit hungerte, war es gleichsam, als rinne mein Gehirn langsam aus dem Kopf und als würde er leer. Das Haupt war leicht und abwesend, ich fühlte seine Schwere nicht mehr auf meinen Schultern, und ich hatte das Gefühl, daß meine Augen allzuweit geöffnet glotzten, wenn ich jemand ansah.“ Hamsun: *Hunger* [1890], S. 18.

nieder: „Diese erhobene Axt [zunächst als „Ehrenbezeugung“ interpretiert] [...] fährt mir wie ein kalter Hieb durch die Nerven [...]“ (37). Über einen plötzlichen Impuls des Protagonisten, seine Papiere hervorzuziehen, heißt es: „Es war ein mechanischer Akt, ein unbewußtes Nervenzucken“ (49).

Auch in einem Bild für den Zustand seines Protagonisten stellt Hamsun die Nerven ins Zentrum:

Weshalb bekümmerte ich mich darum, was ich fressen sollte, was ich saufen sollte und in was ich diesen elenden Madensack, meinen irdischen Leib genannt, kleiden sollte? [...] *Gott hatte seinen Finger in mein Nervennetz gesteckt* und behutsam, ganz obenhin, *ein wenig Unordnung in die Drähte gebracht*. [...] Und es blieb ein offenes Loch von seinem Finger zurück, der Gottes Finger war, und Wunden blieben in meinem Gehirn von den Wegen seines Fingers (18).

An dieser Stelle bleibt es ambivalent, ob die „Unordnung“ in den „Drähten“ des Nervensystems nur durch den Hunger hervorgerufen wurde oder nicht vielmehr der Wunsch zu Hungern der „Unordnung“ folgt. Nicht zuletzt wegen dieser Ambivalenz konstatiert Paul Auster zu Recht, dass es sich bei *Hunger* weder um eine Sozialkritik handelt, noch der Protagonist aus Not hungere.<sup>117</sup>

Wie geschickt Hamsun Erzählweise und Erzähltes aufeinander bezieht, wird auch aus dem Metaphernreservoir deutlich, aus dem sich Hamsun bedient, um die Wahrnehmung seines Protagonisten zu charakterisieren: „eine fette, geschwollene Anzeige von frischgebackenem Brot des Bäckers Fabian Olsen“ heißt es da – und „die mageren grinsenden Buchstaben ‚Leichenwäsche bei Jungfer Andersen, rechts im Torweg‘“ (5). Auch das Büro des Redakteurs, von dessen Annahme von Texten der Protagonist lebt, ist durch diese Hungerwahrnehmung strukturiert, hier lauert „ein unmäßiger Papierkorb, der aussah, als könne er einen Mann mit Haut und Haar verschlingen“ (85). Und so ist das Leben der anderen in der Wahrnehmung des Erzählers strukturiert durch Essen und seine Zirkulation – wie etwa in jener bereits zitierten Passage, in der die Esslust in Ekel umschlägt: „Beim Metzgerladen stand eine Frau mit einem Korb am Arm und spekulierte auf Würste zu Mittag [...]. [...] *ihr Blick war noch voll von Wurst*, als sie sich zu mir drehte“ (8). Nach scheinbar

---

<sup>117</sup> Auster: *Art of Hunger*, S. 11. „The hero suffers, but only because he has chosen to suffer.“ Siehe auch Hamsun: „Ich sagte mir: Bekäme ich jetzt Essen, würde mein Kopf wieder verstört werden, ich würde das gleiche Fieber im Gehirn wieder bekommen und viele wahnsinnige Einfälle, mit denen ich kämpfen müßte. Ich vertrug kein Essen, ich war nicht so eingerichtet; es war dies eine Sonderheit an mir, eine Eigenheit.“ Hamsun: *Hunger* [1890], S. 36. Sowie: „Lieber zu Tode hungern. [...] Nicht einmal, als ich draußen stand und wieder einen Hungeranfall fühlte, bereute ich es, das Büro verlassen zu haben, ohne um diese Krone zu bitten.“ Ebd., S. 71.

gelungener sozialer Reintegration erklärt der Erzähler: „Wie wunderbar *schmeckte* es, wieder ein ehrlicher Mensch zu sein!“ (107).

Hamsun erzeugt ein Paradox, das auch als Selbstreflexion modernen Schreibens gesehen werden kann. Die Kehrseite der scheinbar realistischen, naturgetreuen und deshalb in einer wissenschaftlichen Zeitschrift publizierbaren Darstellung des Hungerns ist der Verlust jeder verlässlichen Wahrnehmung der Realität.<sup>118</sup> Selbst die Wahrnehmung des eigenen Körpers ist in *Hunger* kein Maßstab mehr, der Körper ist vielmehr Medium der neuen Wahrnehmung.

Diese Doppelbewegung zwischen Realismus und Realitätsverlust manifestiert sich auch in der Auslöschung des Erzählers als souveräne, externe Instanz. Erzählen und Erleben sind nicht differenzierbar. Immer wieder kollabiert das Imperfekt ins Präsens.<sup>119</sup> Nicht zuletzt wegen dieser Dimension ist Hamsuns Roman in seiner Rezeption als programmatischer Text verstanden worden. André Breton zitiert Hamsun im ersten Manifest des Surrealismus<sup>120</sup>; Paul Auster liest *Hunger* als Parabel auf das moderne Schreiben, den modernen Schriftsteller.<sup>121</sup>

### 5. Essen und Schreiben

Wie konnte also ein Hungernder, der an jedem seiner Projekte, sei es das Schreiben oder das Aufnehmen einer Liebesbeziehung, scheitert, zum Helden eines Romans werden? Wie Paul Auster konstatiert, ist das Hungern, das Leiden des Protagonisten selbst gewählt.<sup>122</sup> Er setzt sich einer Extremsituation aus und beobachtet die Folgen. Gleichzeitig (und trotz des „Realitätseffekts“) wird *Hunger* zum Tropus für den künstlerischen Schöpfungsprozess insgesamt. Zudem lässt sich der Roman als programmatischer Text auffassen, in dem jede Eindeutigkeit von Gefühlen

---

<sup>118</sup> Eine ähnliche Problematik wird auch in Hugo von Hofmannsthals „Chandos-Brief“ deutlich. Siehe in diesem Kapitel unten S. 127f..

<sup>119</sup> Zum Beispiel wie in der bereits zitierten Passage nach dem Wort „Stille“. Siehe oben, S. 121. Hamsun: *Hunger* [1890], S. 116f.

<sup>120</sup> Breton zitierte Hamsun im Hinblick auf sein „automatisches Schreiben“. Ihm geht es darum, Sätze, die „ans Fenster klopfen“, den „poetischen Baumaterialien *einzuverleiben*“: „Knut Hamsun bringt diese Art von Offenbarung, der ich *ausgesetzt* war, mit dem Hunger in Zusammenhang, und er hat vielleicht nicht unrecht. (Tatsache ist, daß ich zu dieser Zeit nicht regelmäßig jeden Tag gegessen habe.) Ohne Frage sind es genau dieselben Phänomene, von denen er [...] berichtet.“ André Breton: Erstes Manifest des Surrealismus [1924], in: Ders.: *Die Manifeste des Surrealismus*, Reinbek: Rowohlt, 1968, 9-43, S. 24.

<sup>121</sup> Auster: *Art of Hunger*.

<sup>122</sup> Ebd., S. 11.

destabilisiert wird und nicht einmal Hunger zu einer eindeutigen, intersubjektiven Empfindung wird. Mit einem Gefühl, das jeder Mensch kennen könnte, setzt Hamsun sein Individualitätskonzept in Szene. Jedes Gefühl hat eine physische Dimension. Hamsuns Beitrag zur Mythologie des hungernden Künstlers steht daher im Gegensatz zu jenem, das sich aus der Polarität von Geist und Körper speist und das sich etwa noch bei Rilke in mehreren Briefen zur Genese der Duineser Elegien findet. An die Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe schreibt der Dichter 1922:

Alles in ein paar Tagen, es war ein namenloser Sturm, ein Orkan im Geist (wie damals auf Duino), alles, was Faser in mir ist und Geweb, hat gekracht, – an Essen war nie zu denken, Gott weiß, wer mich genährt hat.  
Aber nun ists. Ist. Ist.  
Amen.<sup>123</sup>

Das christlich-religiöse Denken, das auch im Gedichtszyklus selbst aufscheint, stiftet den Kontext: Rilkes Nahrungsabstinenz schließt an Askeseemodelle an. Sie lässt sich auch mit dem Bild des mageren Poeten in Verbindung bringen, das zu Beginn des Jahrhunderts auftauchte und im Verlauf des Jahrhunderts verschiedene Transformationen erfuhr. Bereits zu Beginn des Jahrhunderts handelte es sich nicht nur um die Personifikation der sozialen Not der autonomen Künstler, die von keinem Mäzen mehr ‚genährt‘ werden.<sup>124</sup> Ein Bezugspunkt waren auch asketische Ideale, die Vorstellung, das Körperliche müsse überwunden werden, um das Geistige zu erreichen. Solche Ideale spielten auch den Konzepten der Diätetik um 1800 eine Rolle.<sup>125</sup> Aber nicht Mäßigung, sondern bizarre Ernährungsgewohnheiten gehörten zur Selbststilisierung des britischen Autors Lord Byron, über den berichtet wird, er habe ausschließlich von harten Keksen, in Essig gekochten Kartoffeln und Sodawasser gelebt.<sup>126</sup> Im Verlauf des Jahrhunderts erfuhr das Bild einen Aufschwung im Zusammenhang mit dem „tubercular look“ erklärt Susan Sontag in ihrem Essay *Illnes as Metaphor*: „When I was young“, wrote Théophile Gautier, „I could not have

---

<sup>123</sup> Brief vom 11. Februar 1922, in: Rainer Maria Rilke: *Briefe*, Bd. 3, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987, S. 742. Einen ähnlichen Brief schreibt er am selben Tag an Lou Andreas-Salomé, siehe Rilke: *Briefe*, S. 743.

<sup>124</sup> Maud Ellmann: *Die Hungerkünstler. Hungern, Schreiben, Gefangenschaft*, Stuttgart: Reclam, 1994, S. 50.

<sup>125</sup> Siehe hierzu ausführlich Egger: *Diätetik und Askese*.

<sup>126</sup> Hillel Schwartz: *Never Satisfied: a Cultural History of Diets, Fantasies, and Fat*, New York/London: Free Press/Collier Macmillan, 1986, S. 38. Byron kritisierte essende Frauen: „A woman should never be seen eating or drinking, unless it be lobster salad and champagne, the only truly feminine and becoming viands.“ Ebd.

accepted as a lyrical poet anyone weighing more than ninety-nine pounds‘.<sup>127</sup> Wie Sontag ironisch anmerkt, konzentrierte Gautier sein Magerkeitsgebot auf „lyrische Dichter“, Romanautoren könnten offenbar aus einem derberen Stoff gemacht sein.<sup>128</sup>

Tatsächlich könnte man den der Welt zugewandten, sie sich aneignenden Romancier, der in der Mitte des Jahrhunderts auf den Plan tritt, als Gegenbild verstehen. Er verschlingt Eindrücke wie Essen und ist (über)gewichtig. So argumentiert Karin Becker in ihrer umfangreichen Studie *Der Gourmand, der Bourgeois und der Romancier* über das Verhältnis der französischen Romanciers Honoré de Balzac, Gustave Flaubert, Emile Zola und Guy de Maupassant zum Essen und die Repräsentation von Speisen in ihren Romanen. Becker zufolge hatten jedoch auch diese Autoren ein ambivalentes Verhältnis zum Essen. Maupassant infizierte sich früh mit Syphilis und litt in der Folge unter Verdauungsstörungen. Bei Balzac alternieren Phasen, in denen er nach Beschreibungen von Zeitgenossen unmäßig aß, mit solchen, in denen er zurückgezogen und asketisch lebte.<sup>129</sup> Zeitgenossen sahen Balzacs Völlerei jedoch als „lebensbejahende Heiterkeit“; sein Essverhalten sei epochenkonform als männlich-aggressive Form der Weltaneignung interpretiert worden. Flaubert habe versucht, nicht nur den Schreibprozess durch verschiedene Leckerbissen zu stimulieren, er reflektierte stärker über Essen, was auch dadurch zum Ausdruck komme, dass er über sein Schreiben ebenfalls vermittels Essensmetaphorik nachdenkt: Er vergleicht den Schreibprozess und die vorbereitende Lektüre mit dem Verschlingen einer Fleischmahlzeit oder einer Verdauungsstörung. Das Schreiben sieht er als „Wiederkäuen“<sup>130</sup>. In einem Brief an Louise Colet bezeichnet er das Leben als „une indigestion continuelle“<sup>131</sup>. Bei Zola schließlich lasse sich in der letzten Lebensphase beobachten, wie das Modell bürgerlicher Genusskultur, deren sichtbarer Ausdruck das „embonpoint“, der Bauch, ist, ersetzt wird durch eine medizinisch fundierte Ideologie der Selbstkontrolle und Mäßigung auch im Hinblick auf die Ernährung. Unter den Folgen seiner Adipositas

---

<sup>127</sup> Susan Sontag: *Illness as Metaphor and Aids and Its Metaphors*, London: Penguin, 1991, S. 30.

<sup>128</sup> Ebd.

<sup>129</sup> Becker: *Der Gourmand, der Bourgeois und der Romancier*, S. 320.

<sup>130</sup> Ebd., S. 341.

<sup>131</sup> Ebd.

leidend, habe er nicht nur die Menge der konsumierten Speisen reduziert, sondern auch Fahrradtouren unternommen.<sup>132</sup>

Essen, so zeigt nicht nur das Beispiel Zolas, fiel zunehmend in den Einflussbereich der Medizin. Magerkeit und Korpulenz, gesunde und krankmachende Speisen wurden von den Medizin definiert. Die Medizin schloss an vorhandene Zuschreibungen an, wenn sie etwa zu große Magerkeit als Effekt geistig-seelischer Überanstregung beschrieb und entsprechende Diagnosen und Therapien bereitstellte. Dass um die Jahrhundertwende gerade Schriftsteller sich für die neuen medizinischen oder alternativ-medizinischen Ernährungskuren interessierten,<sup>133</sup> mag damit zusammenhängen, dass diese sich mit Bild des mageren Poeten und dem damit verknüpften Zusammenhang zwischen Essen und Schreiben verbinden ließen.<sup>134</sup>

#### 6. Verarbeiten und Verdauen, Ekel vor Sprache und Speisen

Jedoch nicht nur in diesem konkreten Sinn und als Teil der Lebensführung spielt das ‚Essen‘ für Autoren eine Rolle. Es wird auch im übertragenen Sinne benutzt – als Metapher nicht für die Produktion, sondern für die Rezeption von Literatur und Sprache. Sowohl Lesen als auch Essen sind Aneignungsweisen der Einverleibung, wobei zwischen beiden Unterschiede bestehen. Lesen ist eine Aneignungsweise, die den Gegenstand der Aneignung, das Buch, als solches bestehen lässt. Im Lesevorgang folgt der Lesende (zumeist) der Schrift, wenn er deren Sinn erfassen will. Essen hingegen bedeutet eine Einverleibung und Vernichtung einer Speise, die ihrerseits eine Reihenfolge des Verspeisens nur bedingt vorgibt.

Verarbeiten bedeutet, das Gelesene mit vorhandenem Wissen zu vergleichen und in bestehende Wissensbestände zu integrieren, eine Tätigkeit, die zumeist aktiv erfolgen muss. Verdauen bedeutet eine Zerlegung des Essens in verwertbare und nichtverwertbare Bestandteile als körperlicher Automatismus, wobei die einen der Erhaltung der Körperfunktionen dienen und die anderen ausgeschieden werden.

---

<sup>132</sup> Ebd.

<sup>133</sup> L. Margaret Barnett: „Every Man His Own Physician“: Dietic Fads, 1890-1914, in: Harke Kamminga/Andrew Cunningham (Hgg.): *The Science and Culture of Nutrition 1840-1940*, Clio Medica 32, Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 1995, 155-178.

<sup>134</sup> Auch Maud Ellmann sieht eine Konjunktur des Mythos vom hungernden Künstler im ausgehenden 19. Jahrhundert und zieht eine Verbindungslinie zur Wiederbelebung der Vampirlegende: „[B]eides verleiht der Furcht Ausdruck, von seiner eigenen Schöpfung aufgefressen, vom Schreiben ausgelugt, durch Wörter ausgeblutet zu werden.“ Ellmann: *Hungerkünstler*, S. 50.

Wie Hans Walter Schmidt-Hannisa gezeigt hat, ging der metaphorischen Rede vom Literaturverschlingen ein magisches Denken voraus, nach dem man Sprache essen könne wie Speisen. Die Verdauung bedeute eine Verarbeitung und Aneignung der geistigen Inhalte, dem Essenden erschließe sich der Sinn des Textes.<sup>135</sup> In einer Art „Urszene“ der Einverleibung von Schrift in Hesekeil wird das Verspeisen von Schriftrollen zu einem zugleich Geist und Körper sättigenden Akt. Die Süße der Schriftrollen befriedigt lustvoll und zugleich wird der Sinn des Textes erfasst.<sup>136</sup>

In Hugo von Hofmannsthal's *Ein Brief* (1902) wird ein solcher Zustand der genussvollen Einverleibung von Sprache und Speisen und Verarbeiten von Reizen und Verdauung geschildert.<sup>137</sup> Es ist das Gegenbild zu jener Sprachkrise von der die Hauptfigur Lord Chandos wie von einer Krankheit befallen ist:

[...] wenn ich auf meiner Jagdhütte die schäumende laue Milch in mich hineintrank, die ein struppiges Mensch einer schönen, sanftäugigen Kuh aus dem Euter in einen Holzleimer niedermolk, so war mir das nichts anderes, als wenn ich in der dem Fenster eingebauten Bank meines studio sitzend, aus einem Folianten süße und schäumende Nahrung des Geistes in mich sog. Das eine war wie das andere; [...] (47).

Dieses parallele Glück gelungener Ingestion und der Aufnahme von geistigen Inhalten ist nun außer Takt geraten. An seine Stelle ist ein „fiebriges Denken“ getreten; einzelne Gegenstände treten hervor, lassen sich in keine Wertung bringen – also weder verdauen noch verarbeiten.

Chandos' Zustand der ‚Übelkeit‘ wird wie eine Krankheit beschrieben. In diesem Schlüsseltext der literarischen Moderne ist – wie auch Mark Anderson konstatiert – eine der zentralen Metaphern die des Nahrungsekels.<sup>138</sup> Worte gleichen einer ungenießbaren Speise: „[D]ie abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen

---

<sup>135</sup> Hans Walter Schmidt-Hannisa: „Jetzt eß ich das Buch“. Szenarien der Einverleibung von Schrift, in: *KulturPoetik* 3 (2003), 226-245, S. 233f.

<sup>136</sup> Ebd., S. 235.

<sup>137</sup> Hugo von Hofmannsthal: *Ein Brief* [1902], in: Ders.: *Sämtliche Werke*, Kritische Ausgabe Bd. 31: *Erfundene Gespräche und Briefe*, Frankfurt am Main: Fischer, 1991, 45-55.

<sup>138</sup> Mark Anderson: *Anorexia and Modernism, or How I learned to Diet in All Directions*, in: *Discourse* 11 (1988/89), 28-41, S. 30. Weitere Literatur zu Hofmannsthal's Chandos-Brief: Dirk Göttliche: *Aufbruch in die Moderne. Hugo von Hofmannsthal's Chandos-Brief im Kontext der Jahrhundertwende*, in: Thomas Althaus/Stefan Matuschek (Hgg.): *Interpretationen zur neueren deutschen Literaturgeschichte*, Münster: Lit-Verlag, 1994; Jacques Le Rider: *Hugo von Hofmannsthal. Historismus und Moderne in der Literatur der Jahrhundertwende*, Nachbarschaften: humanwissenschaftliche Studien Bd. 6, Wien: Böhlau, 1997; Karl Pestalozzi: *Zur zeitgenössischen Rezeption des Chandos-Briefes*, in: Karl Pestalozzi/Martin Stern (Hgg.): *Basler Hofmannsthal-Beiträge*, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1991.

mir im Munde wie modrige Pilze“ (48f.). Die Folgen des Gebrauchs solcher Worte sind – hier bleibt Hofmannsthal im Bild –, dass Chandos „wie unwohl“ (49) wird.

Wird in Hugo von Hofmannsthal ein spezifisch moderner Ekel-Begriff verwendet, der sich mit zeitgenössischen medizinischen Ekeltheorien in Verbindung bringen lässt? Bei Hamsun sind Ekel und Appetit, Hunger und Satttheit keine Gegenpole einer differenzierbaren Skala, sondern werden überblendet: „Das einzige, was mich ein wenig störte, war trotz meines Ekels vor Essen der Hunger. Ich begann wieder einen schandbaren Appetit zu fühlen, eine innere gefräßige Eßlust, die ständig schlimmer wurde. Umbarmherzig nagte es in meiner Brust, vollführte eine schweigende, seltsame Arbeit da drinnen.“<sup>139</sup> Wenn man mit Winfried Menninghaus Ekel als eine solche Schwellenerfahrung zwischen bewusster Ablehnung und instinktiver Abwehrreaktion versteht,<sup>140</sup> dann diese Schwelle (und die Schwierigkeit einer Abgrenzung) auch bei Hamsun evident. In *Hunger* vermischen sich Ekel, Appetit, Hunger und „gefäißige Eßlust“ zu einem „nagenden Gefühl“, einer „schweigende[n], seltsame[n] Arbeit in der Brust“<sup>141</sup>.

Hamsun versucht, Gefühle wie Ekel, Hunger, Satttheit zu individualisieren – im Sinne seiner Programmatik, dass es in der Literatur weniger um „äußere Psychologie“ gehen, sondern „mehr individuelle Fälle“ geben müsse.<sup>142</sup> Auch der Titel des Buches lässt sich so gewissermaßen programmatisch lesen: Statt sich auf „Hunger“ als ein bei allen Menschen ähnliches Gefühl oder als soziales Problem zu berufen, geht Hamsun den Facetten des Gefühls nach, versucht „einen Zustand ganz aufzureppeln“<sup>143</sup>, wie es in seinem programmatischen Text heißt. Eine Dimension des Hungerns ist so der Ekel.

Für Rainer Maria Rilke ist Ekel in *Malte Laurids Brigge* (1910) ein nicht genauer zu spezifizierendes Gefühl. Ekel erscheint hier wie in den meisten medizinischen Texten als eine Steigerung der Anorexie und eine (Über-)Reaktion eines kranken Nervensystems:

Ich war etwas erschöpft nach alledem, man kann wohl sagen angegriffen [...]. Er wartete in der kleinen Cr merie, wo ich zwei Spiegeleier essen wollte; ich war hungrig, ich war den

---

<sup>139</sup> Hamsun: *Hunger* [1890], S. 114.

<sup>140</sup> Vgl. dazu Winfried Menninghaus: *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999, S. 7.

<sup>141</sup> Hamsun: *Hunger* [1890], S. 114.

<sup>142</sup> Uecker: Anmerkungen zu Knut Hamsun, S. 21.

<sup>143</sup> Ebd.



ganzen Tag nicht dazu gekommen zu essen. Aber ich konnte auch jetzt nichts mehr zu mir nehmen; ehe die Eier noch fertig waren, trieb es mich wieder hinaus in die Straßen, die ganz dickflüssig von Menschen mir entgegenrannen.<sup>144</sup>

Diese Appetitlosigkeit ist nicht nur Symptom des Nervenleidens, wegen dem sich der Protagonist schließlich in die Salpêtrière begibt, vielmehr lässt sich beobachten, wie Rilke das Bild des Essens in die Straßenszenerie hinein verlängert. Das Adjektiv „dickflüssig“ lässt das zerlaufende Eigelb assoziieren, das dem Essenden „entgegenrinnt“. Das Gefühl des Ekels wird hier für den Leser vermittelt des Bildes nachvollziehbar.

Vielleicht gerade *weil* es sich bei Ekel um eine so „starke Empfindung“ (Menninghaus) und scheinbar ein intersubjektiv verständliches Gefühl handelt, bleibt er in literarischen wie auch in medizinischen Texten undefiniert. Wie im Kapitel Patientinnen beschrieben, gilt er zumeist als Steigerung von Anorexie, also einer Appetitlosigkeit, die zumeist unspezifisch sich auf alle Nahrungsmittel gleichermaßen bezieht. Ekel erscheint in den medizinischen Texten als eine unmittelbare und unwillkürliche körperliche Erfahrung, die durch überreizte oder kranke Nerven begünstigt wird. Das gilt auch für die Therapie (und Prophylaxe) solcher Krankheiten: Die naturwissenschaftlich reformulierte Diätetik erweist sich gegenüber Geschmacksfragen als ignorant. Im Zentrum der Anorexie-Therapien stehen weniger Versuche, den Appetit durch geschmackvolle Speisen anzuregen, als vielmehr das Bestreben, Appetitlosigkeit zu umgehen und bestimmte, für gehaltvoll erachtete Speisekombinationen zu verabreichen. Bei den Mast- und Ernährungskuren geht es darum, etwa den Geschmack einförmiger breiähnlicher Nahrung durch die Zugabe von Kakao (zumeist selbst als Therapeutikum erachtet) überhaupt erst erträglich zu machen.<sup>145</sup>

Dass im medizinischen Diskurs Geschmacksfragen keine Rolle gespielt haben, wird deutlich, wenn man die zahlreichen Aufsätze und Bücher betrachtet, in denen der Arzt Wilhelm Sternberg genau dies kritisiert. Sternberg vertritt dabei durchaus eine Außenseiterposition, versucht seine Argumentation jedoch den Diskursregeln der Medizin anzupassen. Seine These erläutert er daher an Positionen der

---

<sup>144</sup> Rainer Maria Rilke: *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* [1910], Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1984, S. 46.

<sup>145</sup> Eine Folge dieser geschmacksneutralen Ernährung ist, dass gerade die Milchdiät für zahlreiche ehemalige Patienten von Heileinrichtungen „verekelt“ ist. Wilhelm Sternberg: Die Pathologie des Appetits. Die Hyperoxie, Anorexie und Paroxie, in: *Archiv für Verdauungs-Krankheiten mit Einschluss der Stoffwechselfathologie und der Diätik* 20 (1914), 469-477, S. 474.

Ernährungswissenschaft, deren Status als „exakte Wissenschaft“ er in Frage stellt.<sup>146</sup> Im Zusammenhang mit der Ernährungstherapie kritisiert er, die Medizin versuche, *Appetitlosigkeit* zu kurieren, obwohl sie keinen Begriff von „Appetit“ und damit auch nicht von „Ekel“ habe. Sie konzentriere sich allein auf den „objectiven Nahrungs-Bedarf“, also auf Nährwerte. Dabei gelinge es ihr weder, den Ekel der Kranken zu begreifen, noch deren Appetit zu stimulieren.

In seinem Aufsatz „Die Pathologie des Appetits“ versucht er so, den Appetit als Gefühl oder genauer als „Vorgefühl“ zu begreifen, das sich auf den Genuss bestimmter Speisen richtet. Im Unterschied dazu sei der Ekel der Wunsch, bestimmte Speisen *nicht* zu schmecken. In seiner Theorie sind Anorektiker nicht appetitlos und ekeln sich nicht vor *allem*, vielmehr haben sie den Wunsch, nichts zu schmecken. Durch eine bestimmte Küche ließe sich jedoch der Appetit stimulieren.

Zum Beweis dieser These setzte sich Sternberg auch mit der Vitaminlehre Casimir Funks auseinander. In seinem Text konstruiert er eine Analogie zwischen Vitaminen (im Sinne Funks) und Gewürzen.<sup>147</sup> Beide seien chemisch nicht positiv nachweisbar, doch ihr Fehlen mache sich in Mangelercheinungen (Avitaminose) beziehungsweise Appetitlosigkeit (Anorexia) bemerkbar, denn der Organismus mit seinem „chemischen Sinn“ funktioniere besser als die „empfindlichste chemische Methode“.<sup>148</sup> So sei auch der Geschmack einer Speise durch Kochen veränderbar, auch wenn sich dieser Geschmack chemisch nicht nachweisen lasse. Gerade diese Geschmacksveränderung sei jedoch bedeutsam, da sie einem Menschen eine Speise vereckeln könne,<sup>149</sup> was dann wiederum zu Mangelercheinungen führe. In einem Schaubild stellt er seine These noch einmal schematisch dar: Die medizinische „Diät“ ziele allein auf eine Behebung der Krankheit, die „Küche“ jedoch könne

---

<sup>146</sup> Ebd., S. 469. Sternberg vertritt seine Thesen in zahlreichen Publikationen: siehe unter anderem Wilhelm Sternberg: Nahrungsbedürfnis und Sprache, in: *Archiv für Verdauungs-Krankheiten mit Einschluss der Stoffwechselfathologie und der Diätik* 21 (1915), 497-501; Wilhelm Sternberg: Geschmack und Sprache, in: *Zeitschrift für Psychologie* 56 (1909), 105; Wilhelm Sternberg: *Kochkunst und ärztliche Kunst*, Stuttgart: Enke, 1909; Wilhelm Sternberg: *Die Küche in der klassischen Malerei*, Stuttgart: Enke, 1909; Wilhelm Sternberg: *Die Küche in der modernen Heilanstalt*, Stuttgart: Enke, 1909.

<sup>147</sup> „Es ist möglich, ja die Annahme ist wahrscheinlich und drängt sich auf, daß die Gewürze und Geschmacksmittel den „Vitaminen“ Funks nahestehen, wenn sie nicht etwa im eigentlichen Wesen gar identisch sein sollten“. Wilhelm Sternberg: Diät und diätetische Behandlung vom Standpunkte der Vitaminlehre und vom Standpunkte der Lehre der diätetischen Küche, in: *Archiv für Verdauungs-Krankheiten mit Einschluss der Stoffwechselfathologie und der Diätik* 20 (1914), 200-209, S. 207.

<sup>148</sup> Ebd., S. 201.

<sup>149</sup> Ebd., S. 204.

bereits die Vorgefühle der Krankheit wie Übelkeit beheben und könne daher – so Sternbergs Schluss – die Krankheit, die aus einer Fehlernährung resultiere, schon vorher vermeiden helfen.<sup>150</sup>

Der Arzt Bertold Stiller reagiert auf Sternbergs Theorien, indem er Auszüge aus seinem „fast verschollenen Buche“ aus dem Jahr 1886 über nervöse Magenkrankheiten erneut veröffentlicht.<sup>151</sup> Wie Sternberg betont auch er, dass sich Appetit und Ekel auf den Geschmack beziehen. Entgegen unserem heutigen Verständnis erklärt er, Appetit sei der Hunger auf bestimmte Speisen, dementsprechend sei auch der Ekel der „höchste Grad von Repulsion von Esslust“<sup>152</sup>. Ekel ist damit eine Steigerung der Anorexie, die er als eine Art Sättigungsgefühl klassifiziert. Im gesunden Zustand hat der Ekel in Stillers Text die Funktion, vor einer unverdaulichen Speise zu warnen. Er grenzt davon jedoch die pathologische Anorexie ab, die sich gerade nicht auf etwas Spezifisches richtet – also tatsächlich unabhängig vom Geschmack entsteht.<sup>153</sup>

### 7. Exkurs zu Verdauen und Verarbeiten bei Nietzsche

Auch Friedrich Nietzsche hat die strukturelle Ähnlichkeit von Verdauen und Denken, Magen und Geist zum Thema seiner Texte gemacht. Die Thematik in den Kontext seiner Philosophie zu stellen, wäre ein zu umfassendes Unterfangen, das im Rahmen dieser Arbeit nicht zu leisten ist.<sup>154</sup> Die folgende Skizze zeigt in den beiden Texten

---

<sup>150</sup> Ebd., S. 209.

<sup>151</sup> Bertold Stiller: Die Pathologie des Appetits, in: *Archiv für Verdauungs-Krankheiten mit Einschluss der Stoffwechselfathologie und der Diätik* 21 (1915), 23-34.

<sup>152</sup> Ebd., S. 27.

<sup>153</sup> Dass Stiller in der Wiederveröffentlichung ausgerechnet die ausführliche Diskussion der medizinischen Literatur zur *Anorexia nervosa* gekürzt hat, deutet Tilmann Habermas als Zeichen für das zunehmende Desinteresse an dieser Krankheit. Tilmann Habermas: *Zur Geschichte der Magersucht. Eine medizinpsychologische Rekonstruktion*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1994, S. 85. Letztendlich lässt sich die Krankheit in der Beschreibung des ausgehenden 19. Jahrhunderts aber auch schlecht mit den Ekel- und Appetitbegriffen des 20. Jahrhunderts vermitteln, weil diese zunehmend wieder auf Geschmack bezogen werden.

<sup>154</sup> Siehe zu diesem Thema Heinrich Schipperges: *Am Leitfaden des Leibes. Zur Anthropologie und Therapeutik Friedrich Nietzsches*, Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 1975; Malcolm Pasley: Nietzsche's Use of Medical Terms, in: Ders. (Hg.): *Nietzsche. Imagery and Thought*, Berkeley/Los Angeles: University of California Press, 1978, 123-158. Siehe auch das instruktive Kapitel „Wir man mit dem Hammer philosophiert“. *Auskultation und Perkussion medizinischer Diskurse bei Nietzsche*, in: Rudolf Käser: *Arzt, Tod und Text. Grenzen der Medizin im Spiegel der deutschsprachigen Literatur*, München: Fink, 1998, 179-207.

*Genealogie der Moral* (1887) und *Ecce Homo* (1888) einige der bislang herausgearbeiteten Elemente des medizinischen Diskurses.

Nietzsche nennt in seiner Kritik der Askese die Krankheit Neurasthenie als eine Folge falsch verstandener „ungesunder“ priesterlicher asketischer Praktiken.<sup>155</sup> Gegen die „Hysterie des asketischen Ideals“ setzt Nietzsche die „Weir-Mitchell’sche [...] Mastkur und Überernährung“ als das „wirksamste Gegenmittel“ (279). Nur die „Isolierung“ lehnt er als Teil der „ganze[n] sinnfeindlichen, faul- und raffiniertmachende[n] Metaphysik der Priester“ (ebd.) ab. In der dritten Abteilung der „Streitschrift“ mit dem Titel „Was bedeuten asketische Ideale?“ lässt sich zeigen, dass Nietzsches Vorstellung einer „Physiologie der Ästhetik“ (374), auch sein Gebrauch des Adjektivs „physiologisch“ (381), sich von dem medizinischen Begriff unterscheidet<sup>156</sup> und auch im Text keinesfalls einheitlich ist.

In einer Passage parallelisiert Nietzsche das Verarbeiten von Reizen und Verdauen. Krankheiten, Schmerz seien nicht psychisch bedingt – man kann niemanden dafür verantwortlich machen, „einen quälenden, heimlichen, unerträglich-werdenden Schmerz“ (392) nicht durch einen „Affekt“ zu betäuben. Im Gegenteil, dies verschleierte nur „die wahre Ursache ihres Sich-Schlecht-Befindens, die *physiologische*“ (ebd.).<sup>157</sup> Den „seelischen Schmerz“ (394) hingegen hält Nietzsche für „wissenschaftlich unverbindlich“, oder mit einer passenden Metapher: „ein *fettes* Wort [...] nur an Stelle eines sogar *spindeldürren* Fragezeichens“ (ebd.). Im

---

<sup>155</sup> Friedrich Nietzsche: *Genealogie der Moral* [1887], in: Giorgio Colli (Hg.): *Werke: Kritische Gesamtausgabe*, Abt. 6 Bd. 2, Berlin u.a.: de Gruyter, 1969, 257-430, S. 279. Seitenangaben im Folgenden im Text.

<sup>156</sup> Allerdings ist auch in der Medizin und Naturwissenschaft Physiologie zu dieser Zeit ein durchaus unscharfer Begriff. Vgl. Pickstone: *Physiology and experimental medicine*. Er wird zunehmend zum Modewort, zur Chiffre für alles naturwissenschaftliche. Vgl. Michael Worbs: *Nervenkunst: Literatur und Psychoanalyse im Wien der Jahrhundertwende*, Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 1983, S. 93f.

<sup>157</sup> In seinem antipsychologischen Impuls ist Nietzsche mit Hamsun vergleichbar, der das Hungern seines Protagonisten in einem ähnlichen Sinne (und damit nicht unbedingt mit dem naturwissenschaftlichen Physiologiebegriff konform) ‚physiologisch‘ begründet. Auch er hat keine Vorgeschichte, er leidet nicht unter ihm zugefügten Verletzungen, wie es Nietzsche für die behauptet, die den Schmerz mit einem Affekt betäuben wollen: „Die Leidenden sind allesamt von einer entsetzlichen Bereitwilligkeit und Erfindsamkeit in den Vorwänden zu schmerzlichen Affekten; sie geniessen ihren Argwohn schon, das Grübeln über Schlechtigkeiten und scheinbare Beeinträchtigungen, sie durchwühlen die Eingeweide ihrer Vergangenheit und Gegenwart nach dunklen fragwürdigen Geschichten, wo es ihnen freisteht, in einem quälerischen Verdachte zu schwelgen und am eignen Gifte der Bosheit sich zu berauschen – sie reißen die ältesten Wunden auf, sie verbluten an längst ausgeheilten Narben, sie machen Übelthäter aus Freund, Weib, Kind und was sonst ihnen am nächsten steht. ‚Ich leide: daran muss irgend Jemand schuld sein‘ – also denkt jedes krankhafte Schaf.“ Nietzsche: *Genealogie der Moral* [1887], S. 393.

Folgenden wird dann deutlich, warum Nietzsche die Mastkur als Therapie befürworten muss:

Wenn Jemand mit einem ‚seelischen Schmerz‘ nicht fertig wird, so liegt das, grob geredet, nicht [gesp.] an seiner ‚Seele‘; wahrscheinlicher noch *an seinem Bauche* (grob geredet, wie gesagt: womit noch keineswegs der Wunsch ausgedrückt ist, auch grob gehört, grob verstanden zu werden...) Ein starker und wohlgerathener Mensch verdaut seine Erlebnisse (Thaten, Unthaten eingerechnet) wie er seine Mahlzeiten verdaut, selbst wenn er harte Bissen zu verschlucken hat. Wird er mit einem Erlebnisse ‚nicht fertig‘, so ist diese Art der *Indigestion* so gut *physiologisch* wie jene andere – und vielfach in der That nur eine der Folgen jener anderen (394f.).

Besonders deutlich wird hier, wie Nietzsche die Analogie zwischen ‚Verdauen‘ und ‚Verarbeiten‘ zitiert und gleichzeitig destabilisiert, und zwar in einer Weise, die über den im Kapitel „Nervennahrung“ gezeichneten Prozess gegenseitiger Metaphorisierungen hinausgeht. „Nicht fertig werden“, eine Redewendung, die sich sonst vor allem auf Erlebnisse bezieht, wird hier auf Essen, auf eine Mahlzeit und deren Verdauung bezogen und gewinnt damit eine wörtliche Bedeutung zurück. Dieses Oszillieren zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung macht aber auch die Worte „Indigestion“ und „physiologisch“ zu schillernden Begriffen, die sich weder nur auf den körperlichen Vorgang noch auf das sprachliche Bild beziehen lassen. Wie Malcolm Pasley auch für weitere Texte Nietzsches gezeigt hat, betone dieser zwar ‚im Bilde‘ zu sprechen, wenn er von der Analogie des Geistes und des Magens spricht, doch dieses Bild nehme ihn in Besitz, steuere sein Denken.<sup>158</sup> Allerdings, so Pasley, seien Magen und Geist durchaus nicht einfach in Einklang zu bringen. Während der Magen nach leicht verdaulicher Kost verlange, so bedürfe der Geist schwer- oder sogar unverdaulicher Ideen (144).<sup>159</sup> Was Nietzsche an der Parallelisierung von Geist und Magen interessiere, so Pasley, sei die Selektionsmöglichkeit des Magens, der Unbekömmliches ablehne. Diese Selektionsfunktion solle auch der Geist haben – dann sei er (so Nietzsches Gesundheitsbegriff) wahrhaft gesund (145).

---

<sup>158</sup> Pasley: Nietzsche’s Use of Medical Terms, S. 143.

<sup>159</sup> Metaphorischer Gebrauch von Ernährung im Sinne von „geistiger Diät“ bei Nietzsche: „[...] daß jede [gesp.] Art Schwindelgeisterei im heutigen Deutschland nicht ohne Erfolg bleibt, hängt mit der nachgerade unabwegbaren und bereits handgreiflichen Verödung [gesp.] des deutschen Geistes zusammen, deren Ursache ich in einer *allzuausschliesslichen Ernährung* mit Zeitungen, Politik, Bier und Wagnerischer Musik suche, hinzugerechnet, was die Voraussetzung für diese *Diät* abgiebt [...]“. Nietzsche: Genealogie der Moral [1887], S. 425.

In der 1888 verfassten Autobiographie „Ecce Homo“ stiftet die Physiologie eine zentrale Denkfigur:<sup>160</sup> Hier ist „Stoffwechsel“ (280) nicht mehr eine bloße Metapher. Vielmehr dient er als Denkfigur, die den „Geist“ nicht vom Körper abkoppelt, sondern ihn zu „eine[r] Art dieses Stoffwechsels“ macht. Damit ist der „Geist“ allerdings durch eine „noch so kleine Eingeweide-Trägheit“ zu beeinflussen.

Nietzsches Text lässt sich mit seinen zeitgenössischen Diätplänen in Verbindung bringen. Im Kapitel „Warum ich so klug bin“ heißt es im ersten Abschnitt:

Ganz anders interessirt mich eine Frage, an der mehr das ‚Heil der Menschheit‘ hängt, als an irgend einer Theologen-Curiosität: die Frage der Ernährung [gesp.]. Man kann sie sich, zum Handgebrauch, so formuliren: ‚wie hast gerade du [gesp.] dich zu ernähren, um zu deinem Maximum von Kraft, von Virtù im Renaissance-Stile, von moralinfreier Tugend zu kommen?‘ (277).

Es folgen Ernährungsratschläge, die anderen zeitgenössischen Diätplänen kaum nachstehen, sowie die bekannte Kritik an der deutschen Küche:

Aber die deutsche Küche überhaupt – was hat sie nicht Alles auf dem Gewissen! Die Suppe vor [gesp.] der Mahlzeit (noch in Venetianischen Kochbüchern des 16. Jahrhunderts alla tedesca genannt); die ausgekochten Fleische, die fett und mehlig gemachten Gemüse; die Entartung der Mehlspeise zum Briefbeschwerer! Rechnet man gar noch die geradezu viehischen Nachguss-Bedürfnisse der alten, durchaus nicht bloss alten [gesp.] Deutschen dazu, so versteht man auch die Herkunft des deutschen Geistes [gesp.] – aus betäubten Eingeweiden... Der deutsche Geist ist eine Indigestion, er wird mit Nichts fertig (278).<sup>161</sup>

Sein Gegenprogramm bleibt allerdings ein *Gegenprogramm*, denn einen positiven Speiseplan von dem Geiste zuträglichen Gerichten entwirft Nietzsche nicht. Er grenzt sich von den Nationalküchen und dem „Vegetarierthum“ ab und gibt positiv nur die Getränke an: Wasser statt Alkohol, Tee oder Kakao statt Kaffee (vgl. ebd.).<sup>162</sup> Das gleiche gilt auch für das, was Nietzsche als weitere Einflüsse auf den „Stoffwechsel“ benennt: Ort und Klima. Hier zählt er zwar die „Unglücks-Orte für [s]eine Physiologie“ auf, sein Programm bleibt jedoch äußerst unspezifisch.<sup>163</sup>

<sup>160</sup> Friedrich Nietzsche: *Ecce Homo* [1888/1908], in: Giorgio Colli (Hg.): *Werke: Kritische Gesamtausgabe, Abt. 6 Bd. 3*, Berlin u.a.: de Gruyter, 1969, 253-354. Seitenangaben im Folgenden im Text.

<sup>161</sup> Vgl. hierzu auch Menninghaus: „Die Geschichte des Magens avanciert zu einem Subtext der Geschichte des Denkens, Diätetik kehrt wieder als Erkenntnis- und Moralkritik.“ Menninghaus: *Ekel*, S. 240.

<sup>162</sup> Ordnete man die von Nietzsche genannten Speisen und Getränke den Zuschreibungen im 19. Jahrhundert zu, so befürwortet er eine gewissermaßen ausgewogene Diät, die auf Reizmittel wie Kaffee ebenso verzichtet wie auf eine extrem reizarme Ernährung, als die der Vegetarismus wahrgenommen wurde.

<sup>163</sup> „Man stelle sich die Orte zusammen, wo es geistreiche Menschen giebt und gab, wo Witz, Raffinement, Bosheit zum Glück gehörten, wo das Genie fast nothwendig sich heimisch machte: sie haben alle eine ausgezeichnete trockne Luft. Paris, die Provence, Florenz, Jerusalem, Athen – diese Namen beweisen Etwas: das Genie ist bedingt [gesp.] durch trockne Luft, durch reinen Himmel, – das

Nietzsche macht sich selbst zum Messinstrument in einem Selbstversuch: „Jetzt, wo ich die Wirkungen klimatischen und meteorologischen Ursprungs aus langer Übung *an mir als einem sehr feinen und zuverlässigen Instrumente ablese* und bei einer kurzen Reise schon [...] den Wechsel in den Graden der Luftfeuchtigkeit *physiologisch bei mir nachrechne* [...]“ (280f.).<sup>164</sup> Der Körper bei Nietzsche ist also keinesfalls ein „natürlicher“ Körper, sondern die in seinen Texten entwickelten Körperbilder sind in seiner zeitgenössischen Medizin fundiert. Das gilt etwa auch für die Vorstellung einer „Ökonomie der Kräfte“<sup>165</sup>:

In meiner Basler Zeit war meine ganze geistige Diät, die Tages-Eintheilung eingerechnet, ein vollkommen sinnloser Missbrauch ausserordentlicher Kräfte, ohne eine irgendwie den Verbrauch deckende Zufuhr von Kräften, ohne ein Nachdenken selbst über Verbrauch und Ersatz (281).

Allerdings zeigt sich recht schnell, dass Nietzsches Konzeption auch hier die Modelle der zeitgenössischen Medizin zwar zitiert, sie jedoch gleichzeitig auch immer unterläuft. Der Absatz schließt mit den Worten: „Die Krankheit [gesp.] brachte mich erst zur Vernunft.“

Im Unterschied zu den zeitgenössischen Mastkuren wie auch der späteren „Diätetik des Seelenlebens“ ist für die Nietzsche'sche Analogie von Verdauen und Verarbeiten der Selektionsmechanismus des Geschmacks zentral. Der Geschmack ist für Nietzsche ein „Instinkt der Selbstvertheidigung [gesp.]“ (289):

Sein Imperativ befiehlt nicht nur Nein zu sagen, wo das Ja eine ‚Selbstlosigkeit‘ sein würde, sondern auch so wenig als möglich Nein zu sagen. [...] Das Abwehren, das Nicht-herankommen-lassen ist eine Ausgabe – man täusche sich hierüber nicht –, eine zu negativen Zwecken verschwendete [gesp.] Kraft. Man kann, bloss in der beständigen Noth der Abwehr, schwach genug werden, um sich nicht mehr wehren zu können (290).

Er betont die „Casuistik der Selbstsucht“, „diese kleinen Dinge – Ernährung, Ort, Klima, Erholung“ (293), und richtet sich (wie auch in „Genealogie der Moral“) gegen eine falsch verstandene Askese, „wenn man aus der Bleichsucht ein Ideal, aus der Verachtung des Leibes ‚das Heil der Seele‘ konstruiert“ (329), gegen die „Entselbstungs-Moral“ (330).

---

heisst durch rapiden Stoffwechsel, durch die Möglichkeit, grosse, *selbst ungeheure* Mengen an Kraft sich immer wieder zuzuführen.“ Nietzsche: *Ecce Homo* [1888/1908], S. 280.

<sup>164</sup> Vgl. zu diesem Aspekt auch Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001, S. 143.

<sup>165</sup> Siehe Kapitel II. „Nervennahrung“ S. 34-38. Siehe auch Nietzsche: *Ecce Homo* [1888/1908], S. 329.

Zwar kann man Nietzsche, den Befürworter der „Weir-Mitchell’schen Mastkur [...] und Überernährung“<sup>166</sup> gerade nicht zu den Hungerkünstlern rechnen. Jedoch ist seine physiologisch grundierte Parallelisierung von Verdauen und Verarbeiten, zwischen der Einverleibung von Speisen und der Einverleibung von Eindrücken, zwischen unverdaulicher Nahrung und unverdaulichen Gedanken, nicht nur eine zeitgemäße Fortentwicklung der Diätetik des Seelenlebens unter Fin-de-Siècle-Bedingungen. „Frauen mögen nicht vom Verdauen hören. Byron eine Frau nicht essen sehen. [...] Der Mensch, soweit er nicht Gestalt ist, ist sich selbst ekelhaft [...]“.<sup>167</sup> Das „Umlernen“ des Ekels, bei dem die „Physiologie“ eine Rolle spielt, das Nietzsche fordert, war auch für Franz Kafka ein wichtiger Bezugspunkt. Wie bei Nietzsche gibt es in seinen autobiographischen Texten einen konkreten Bezug zu bestimmten Speisen. Nietzsches „Lob des Wiederkäuens“ findet bei Kafka seine Korrespondenz in Form von dessen Vorliebe für das „Fletschern“, der Lehre des Ernährungsspezialisten Horace Fletcher, jeden Bissen mehrere Minuten zu kauen.<sup>168</sup>

### 8. Fazit

Während Mädchen und Frauen, die nicht essen, im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert eher als „Patientinnen“ wahrgenommen werden, erscheinen Jungen und Männer als „Hungerkünstler“, die ihre Hungergefühle willentlich steuern können. Besonders deutlich wird dies in der Hungerkünstler-Performance mit ihrem Doppelcharakter als Spektakel und Experiment. Die Anordnung ist ganz auf einen männlichen Protagonisten zugeschnitten: Seine Fähigkeit, einen langen Zeitraum zu hungern, ist eine Demonstration seiner außergewöhnlichen Willenskraft. Die „Kunst“ des Hungerns besteht in dieser Leistung und ist mit der eines Leistungssportlers vergleichbar, der die Grenzen seines eigenen Körpers überwindet.

Ambivalent erscheint die Möglichkeit zur Kontrolle von Hunger oder Appetit, Sättigkeit oder Ekel in den Texten von Autoren. In Knut Hamsuns Roman *Hunger* ist der Protagonist zugleich Subjekt und Objekt seines eigenen Experiments, schwankend zwischen Selbstermächtigung und Kontrollverlust. Auch in anderen Texten steht nicht die Kontrolle im Vordergrund – Nahrungsekel oder Sprachekel

---

<sup>166</sup> Nietzsche: *Genealogie der Moral* [1887], S. 279.

<sup>167</sup> Friedrich Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente Frühjahr-Herbst 1881*, in: Giorgio Colli (Hg.): *Werke: Kritische Gesamtausgabe*, Abt. 5 Bd. 2, Berlin u.a.: de Gruyter, 1973, 337-473, S. 458.

<sup>168</sup> Barnett: *Dietic Fads*, S. 170ff.



befällt die Protagonisten, wodurch sie sich den „Patientinnen“ annähern. Friedrich Nietzsche entwickelt einen Ekelbegriff, der quer zu diesen (späteren) literarischen und auch medizinischen Ekelvorstellungen liegt. Was jedoch alle willentlich oder unwillkürlich Hungernden miteinander verbindet, ist, dass die Nahrungsabstinenz jeweils eingebunden ist in größere sinnstiftende Zusammenhänge.

Dass Essen sich als Reservoir für sprachliche Bilder und für Denkmodelle so gut eignet, hängt damit zusammen, dass zwar jeder essen muss, dass was und wie viel gegessen wird aber willentlich kontrollierbar ist. Appetit und Ekel sind Phänomene an der Schwelle zwischen Kontrollverlust und Kontrollierbarkeit, eine Schwelle, die auch beim Lesen und Schreiben gegenwärtig ist. Wegen dieser möglichen Analogie, bei der jedoch beides niemals ganz in Deckung zu bringen ist und so gewissermaßen stets ein Bedeutungsüberschuss entsteht, kann nicht nur die Kunst des Hungerns zu einem Programm modernen Schreibens werden.

Franz Kafkas Äußerungen zu seiner Magerkeit sind oftmals nicht nur programmatisch, sondern als Symbol für sein Schreiben, für seine prekäre Lage als Künstler interpretiert worden. Doch wenn Kafka über sich selbst schreibt, er „magerte nach allen [...] Richtungen ab“ (TB [nach dem 3.1.12], 341), um seine Kräfte ganz auf das Schreiben zu konzentrieren, so lässt sich auch zeigen, dass diese Selbstentwürfe als Schriftsteller vor dem Hintergrund des dargestellten medizinischen Diskurses zu lesen sind. Schreiben und Essen bei Kafka, der über sich schreibt, er sei „viel in Sanatorien herumgekommen“, ist Gegenstand des nächsten Kapitels.

## V. Magerkeit, Essen und Schreiben bei Franz Kafka

### 1. Einleitung

In seiner Pathographie des Schriftstellers Franz Kafka diagnostiziert der Psychotherapeut Manfred Fichter posthum Magersucht:<sup>1</sup> Autobiographische und literarische Texte seien durch jene Elemente markiert, die das heutige Krankheitsbild der *Anorexia nervosa* bestimmen. So habe Kafka vermutlich unter Depressionen gelitten und Selbstmordgedanken geäußert.<sup>2</sup> Er habe nur über einen „schwach ausgeprägten Abwehrmechanismus“ verfügt, seine Reaktionen etwa auf Konflikte in der Familie waren Verkleinerungsgesten.<sup>3</sup> Kafka sei zudem „perfektionistisch“ gewesen, „erfüllt vom Streben nach Reinheit, nach dem Absoluten“.<sup>4</sup> Als Opfer literarischen Leistungsdenkens ließ er sich keinen Raum für die Entfaltung eines bürgerlichen Lebens.<sup>5</sup> In seinem Werk finden sich „bulimische Phantasien“ von Essattacken, masochistische Einverleibungen sowie „Phantasien des Vergessenwerdens“, des sich Enthungerns.<sup>6</sup> Auch das Verhältnis zu seinen Eltern weise jene Muster auf, die für die Magersucht typisch seien. Der Widerstand gegen Nahrung könne auch als Widerstand gegen seinen Vater und dessen Körper gedeutet werden, als das Bestreben, sich vom Vater schon durch die äußere Erscheinung abzugrenzen.<sup>7</sup> Aus dieser Konstellation rühren auch die psychosexuellen Störungen her, die Fichter ausmacht: die Unfähigkeit eine Ehe einzugehen, die drohende Ehe als psychosomatischer Auslöser der Tuberkulose, eine inzestuöse Quasi-Ehe mit der Schwester, latente homosexuelle Wünsche und Identifikation mit der Mutter. Zudem sei Kafka „Opfer der doppelbödigen Moral und Einstellungen zur Sexualität seiner Zeit“<sup>8</sup>.

Pathographien sind spätestens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ein Bestandteil (wenn auch ein marginaler) der Kunst- und Literaturgeschichte wie auch der

---

<sup>1</sup> Manfred M. Fichter: Franz Kafkas Magersucht, in: *Fortschritte der Neurologie und Psychiatrie* 56 (1988), 231-238.

<sup>2</sup> Ebd., S. 232.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd., S. 233.

<sup>5</sup> Ebd., S. 235.

<sup>6</sup> Ebd., S. 234.

<sup>7</sup> Ebd., S. 233.

<sup>8</sup> Ebd., S. 235f.

politischen Geschichte. Bei Fichters Diagnose wird ein Zusammenhang zwischen Kafkas Schreiben und Krankheit zwar angedeutet, aber nicht expliziert.<sup>9</sup> Fichter sieht davon ab, dass das Werk eines Autors zwar mit dessen Biographie in einem Zusammenhang steht, jedoch nicht mit dieser kurzzuschließen ist. Er reproduziert in gewisser Weise jene Figur, die zur historischen Konjunktur der Pathographie im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert beigetragen hat. Es ist die Vorstellung, dass der Preis für das Kunstwerk die Krankheit sei und dass das Genie in den Zuständigkeitsbereich der Pathologie rücken müsse.

Inwiefern aber sind die Prädikate ‚krank‘ und ‚gesund‘ im Hinblick auf ein künstlerisches Werk überhaupt angemessen? Im Falle Kafkas wird deutlich, dass sie im historischen Kontext gesehen werden müssen, in dem sie – wie ein Blick auf die Sexualität zeigt – anders definiert waren. Was im späten 20. Jahrhundert als Befreiung erschien, wurde um die Jahrhundertwende als krankhafte Abweichung gesehen. Dass Kafkas autobiographische wie literarische Texte den historischen Diskurs über Ernährung als Krankheitsauslöser und Therapeutikum streifen, ihn sich aneignen, jedoch zugleich unterminieren und den Bezug zu zeitgenössischen Vorstellungen vom Pathologischen invisibilisieren, soll dieses Kapitel darlegen. Kafkas „alimentäre Fixierung“<sup>10</sup> lässt sich im Werk durchgehend zeigen.<sup>11</sup> In dieser Studie werden zunächst die Tagebücher und Kafkas Briefe an Felice Bauer exemplarisch untersucht, sodann die Erzählungen „Die Verwandlung“ (1915) und „Ein Hungerkünstler“ (1922) analysiert.

## 2. Kafkas Ernährungs- und Körpervorstellungen

In einem der ersten Briefe an Felice Bauer berichtet Kafka am 1. November 1912 über seine „Versuche zu schreiben“ (BF [1.11.12], 65) und erklärt der Adressatin:

---

<sup>9</sup> Interessant auch folgende Anmerkung Fichters: „Die Ergebnisse stellen Kafkas Genie als Dichter in keiner Weise in Frage.“ Ebd., S. 231. Eine weitere Pathographie Kafkas schrieb Max Brod. Der erste Satz wirkt fast ostentativ: „Es war die Tuberkulose.“ Max Brod: Kafkas Krankheit, in: *Therapeutische Berichte* 39 (1967), 264-272, S. 264.

<sup>10</sup> Thomas Pekar: Das Essen und die Macht. Zum Diätdispositiv bei Daniel Paul Schreber und Franz Kafka, in: *Colloquia Germanica* 27 (1994), 333-349, S. 337.

<sup>11</sup> Siehe Gerhard Neumann: Hungerkünstler und Menschenfresser. Zum Verhältnis von Kunst und kulturellem Ritual im Werk von Franz Kafka, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 66 (1984), 347-388, S. 348, Fnt. 341.

Und tatsächlich, so mager wie ich bin und ich bin der magerste Mensch, den ich kenne (was etwas sagen will, da ich schon viel in Sanatorien herumgekommen bin) ebenso ist auch sonst nichts an mir, was man mit Rücksicht auf das Schreiben Überflüssiges und Überflüssiges im guten Sinne nennen könnte. Gibt es also eine höhere Macht, die mich benützen will oder benützt, dann liege ich als ein zumindest deutlich ausgearbeitetes Instrument in ihrer Hand; wenn nicht, dann bin ich gar nichts und werde plötzlich in einer furchtbaren Leere übrig bleiben (65f.).

Kafkas Aussage lässt sich auf unterschiedliche Ebenen beziehen. Zunächst wird eine historische medizinische Institution angesprochen: das Sanatorium. Dass Kafka seine außergewöhnliche Magerkeit damit belegt, er sei „viel in Sanatorien herumgekommen“ lässt sich nicht nur als biographische Angabe lesen. Es zeigt auch, dass er davon ausgeht, das Bild der Mageren im Sanatorium besitze für die Adressatin Suggestivität. Zweitens ist erstaunlich, wie auch Elias Canetti bemerkt, dass sich ein solches Zitat in einem *Liebesbrief* findet: „Dieser um Liebe werbende Mensch [...] der gleich davon spricht, daß er der *magerste* Mensch sei! [...] Zur Liebe gehört Gewicht, es geht um Körper.“<sup>12</sup> Tatsächlich dient in Kafkas Briefen – vor allem an Felice Bauer, aber auch an andere Adressaten – die detaillierte Beschreibung von der jeweiligen Ernährung und von Krankheitssymptomen der Konstruktion einer gemeinsamen Körperlichkeit. Drittens stellt Kafka in diesem oft zitierten Brief einen Zusammenhang zwischen seiner Magerkeit und seinem Schreiben her. Die „auf das Schreiben hin eingerichtet[e]“ „Lebensweise“ (66), die Kafka im selben Brief detailliert beschreibt (67),<sup>13</sup> geht allerdings über den Tagesablauf eines Teilzeitschriftstellers, der sich eine bestimmte Zeit und Kapazität für das literarische Schreiben freihält, hinaus: „Die Befriedigung über ein derartiges Kunststück, das einem in der *Zeiteinteilung* gelungen ist, ist allerdings nichts [...]“ (ebd.). Der Begriff „Lebensweise“ wird bei Kafka mehrdeutig. Wenn er feststellt, dass er „*zumindest*“ als ein „deutlich ausgearbeitetes Instrument“ in der „Hand“ einer „höheren Macht“ sein könne und dass, wenn es diese „höhere Macht“ nicht gäbe, er „nichts“ wäre, so wird damit nicht extreme Magerkeit, sondern Körperlosigkeit evoziert. Bevor jedoch die Funktion des Schreibens über Essen und den damit verbundenen Körperzuständen und Kafkas Selbstverständnis als „Schreibinstrument“ analysiert werden wird, sollen die Vorstellungen in Kafkas autobiographischen Texten im zeitgenössischen medizinischen Diskurs verortet werden.

---

<sup>12</sup> Elias Canetti: Kafkas anderer Prozeß, in: Ders.: *Das Gewissen der Worte*, München/Wien: Hanser, 1975, 72-157, S. 96.

<sup>13</sup> Vgl. den geschilderten Tagesablauf, BF [1.11.12], 67.

Wie im Kapitel „Nervennahrung“ gezeigt wurde, sind auch noch in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Nervenleiden eng an den mageren Körper als leiblicher Manifestation der Verarmung der Nervenkraft gebunden.<sup>14</sup> Dies liegt auch daran, dass in der Nosologie der Nervenleiden der Magen von den Erkrankungen der Nerven besonders oft in Mitleidenschaft gezogen wird. So schreibt der Berner Arzt Paul Dubois: „Viele Patienten sind dyspeptisch und dilatirt, weil sie nervös sind, [...]“.<sup>15</sup> Daher gehe es darum, „[...] ohne wesentliche Rücksicht auf den Magen die Grundkrankheit, die Neurasthenie, die Hysterie, die Hypochondrie, die Melancholie zu behandeln.“<sup>16</sup>

Dieser Symptomkomplex sowie differierende Therapieversuche finden sich auch in Franz Kafkas Tagebüchern und Briefen als durchgehendes Thema. Nur vier Tage, nachdem er sich ihr als der „magerste Mensch“, den er kenne, vorgestellt hat, schreibt er Felice Bauer erneut über seinen Gesundheitszustand:

Mein Herz ist wohl verhältnismäßig ganz gesund, aber es ist eben für ein menschliches Herz überhaupt nicht leicht, dem Trübsinn des schlechten Schreibens und dem Glück des guten Schreibens Stand zu halten. In den Sanatorien war ich nur wegen des Magens und der allgemeinen Schwäche und nicht zu vergessen der in sich selbst verliebten Hypochondrie. Aber von dem allen muß ich einmal ausführlicher schreiben. Nein, berühmten Ärzten glaube ich nicht; Ärzten glaube ich nur, wenn sie sagen, daß sie nichts wissen und außerdem hasse ich sie (hoffentlich lieben Sie keinen) (BF [5.11.12], 74f.).

Auch hier findet sich der von der Medizin beschriebene Symptomkomplex. Dass Kafka so ausführlich darüber schreibt, kann in gewisser Weise als ein weiteres Symptom gedeutet werden. Das Bewusstwerden der Verdauungsvorgänge und überhaupt jede zu starke Beschäftigung mit dem eigenen Körper rufen die Verdauungsstörungen und Anorexie gerade erst hervor, erklärt der Heidelberger Psychiater George L. Dreyfus:

[...] nicht das Magenleiden macht den Menschen zum Hypochonder, sondern Hypochondrie macht den Menschen zum Magenkranken. [...] Derartige primär abnorm betonte Vorstellungen [können] körperliche Störungen, hier also Beschwerden von seiten des Magens auslösen [...], subjektive Empfindungen infolge von Vorstellungen, deren Inhalt einer erwarteten oder gefürchteten Empfindung entspricht, [können] entstehen.<sup>17</sup>

---

<sup>14</sup> Siehe Kapitel II. „Nervennahrung“, S. 37.

<sup>15</sup> Paul Dubois: Über nervöse Störungen des Appetits und der Verdauung, in: *Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte* 23 (1893), 354-358, 396-403, S. 398.

<sup>16</sup> Ebd., S. 399.

<sup>17</sup> George L. Dreyfus: *Über nervöse Dyspepsie: psychiatrische Untersuchungen aus der Medizinischen Klinik zu Heidelberg*, Mit einleitenden Worten von Professor Dr. L. Krehl, Jena: Gustav Fischer, 1908, S. 17.

In dem *Brief an den Vater* nennt Kafka einen ähnlichen Mechanismus für seine Hypochondrie, eine „nicht eigentlich körperliche Krankheit“:

Aber da ich keines Dinges sicher war, von jedem Augenblick eine neue Bestätigung meines Daseins brauchte [...] wurde mir natürlich auch das Nächste, der eigene Körper unsicher [...], ich blieb schwach; staunte alles, worüber ich noch verfügte, als Wunder an, etwa meine gute Verdauung; das genügte, um sie zu verlieren, und damit war der Weg zu aller Hypochondrie frei [...] (NF II [1919], 194f.).

Diesen Mechanismus aufzulösen ist das therapeutische Ziel, das in medizinischen Texten über Nervosität genannt wird. So bemerkt George Dreyfus für die Therapie nervöser Verdauungsstörungen: „Man wird auseinanderzusetzen haben, daß die psychischen Verbindungen zwischen Vorstellung und Magen nicht durch eine einmalige Aussprache definitiv beseitigt sein können [...]“<sup>18</sup> Otto Binswanger spricht von „instinctiven Organgefühle[n]“<sup>19</sup>, die wiederherzustellen seien.

Auch wenn Kafkas Tagebücher und Briefe ein frühzeitiges und lebenslang währendes Interesse an der Naturheilkunde dokumentieren und er sich – wie der Brief an Felice Bauer zeigt – als Kritiker der Schulmedizin versteht, ist sein Verhältnis zu dem, was man heute alternative Medizin nennen würde, kompliziert.<sup>20</sup> Sein Vegetarismus, sein „Fletschern“ und „Müllern“ sollen zwar der Stabilisierung des „unsicher“ gewordenen Körpers dienen, führen aber dazu, dass ihm dieser erst recht abhanden kommt. Die „vagierende Hypochondrie“ (BK [April 1921], 315) bietet ihm einen immer verfügbaren Beobachtungs- und Beschreibungsgegenstand.<sup>21</sup>

Das wird auch in der Reflexion über den Aufenthalt im naturheilkundlichen Sanatorium „Jungborn“ im Harz deutlich, in dem sich Kafka getreu dem Motto des Gründers Adolf Just, „Kehrt zur Natur zurück“, in Freilufthütten aufhalten und an einem Rohkostbuffet ernähren konnte.<sup>22</sup> Am 22. November 1911 notiert Kafka in seinem Tagebuch:

---

<sup>18</sup> Ebd., S. 47.

<sup>19</sup> Otto Binswanger: *Die Hysterie*, Spezielle Pathologie und Therapie Bd. 12, hg. von Hermann Nothnagel, Wien: Alfred Hölder, 1904, S. 611.

<sup>20</sup> Robert Jütte: „Übrigens weiß ich schon aus meiner Naturheilkunde, daß alle Gefahr von der Medicin herkommt...“. Franz Kafka als Medizinkritiker und Naturheilkundiger, in: Manfred Voigts (Hg.): *Von Enoch bis Kafka. Festschrift für Karl E. Grözinger zum 60. Geburtstag*, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2002, 421-435.

<sup>21</sup> Vgl. auch Canetti: *Prozeß*, S. 89. „An seinem Körper hatte er einen Gegenstand der Beobachtung, der ihm nie abhanden kam, der sich ihm nie entziehen konnte.“

<sup>22</sup> Jütte: *Naturheilkunde*, S. 430.

Sicher ist, daß ein Haupthindernis meines Fortschritts mein körperlicher Zustand bildet. Mit einem solchen Körper läßt sich nichts erreichen. Ich werde mich an sein fortwährendes Versagen gewöhnen müssen [...]. Mein Körper ist zu lang für seine Schwäche, er hat nicht das geringste Fett zur Erzeugung einer segensreichen Wärme, zur Bewahrung inneren Feuers, kein Fett von dem sich einmal der Geist über seine Tagesnotdurft hinaus ohne Schädigung des Ganzen nähren könnte. [...] Was kann er da leisten, da er doch vielleicht, selbst wenn er zusammengedrängt wäre, zuwenig Kraft hätte für das, was ich erreichen will (TB [22.11.11], 263).

Aus dem Sanatorium, wo er sich im folgenden Jahr wegen dieser „Schwäche“ aufhält, schreibt er wiederum an Max Brod:

Mein Hauptleiden besteht darin, daß ich zuviel esse. Ich stopfe mich wie eine Wurst, wälze mich im Gras und schwelle in der Sonne an. Ich habe die dumme Idee mich dickmachen zu wollen und von da aus mich allgemein zu kurieren, als ob das zweite oder auch nur das erste möglich wäre. Die gute Wirkung des Sanatoriums zeigt sich darin, daß ich mir bei allem den Magen nicht eigentlich verderbe, er wird bloß stumpfsinnig. Es ist damit nicht ohne Zusammenhang, daß meine Schreiberei langsamer weiter geht als in Prag (BK [17.7.12], 98).

Essen ist in diesen Texten Krankheitsursache und Therapeutikum zugleich. Was eigentlich als (naturheilkundliche!) Therapie gedacht ist (essen, in der Natur liegen, sich sonnen), wird in diesem Brief zum „Hauptleiden“ umgedeutet, welches das Schreiben ebenso erschwert wie die „allgemeine Schwäche“, die eigentlich der Anlass des Sanatoriumsaufenthalts war.<sup>23</sup>

Der gleiche Widerspruch lässt sich auch an Äußerungen über den Vegetarismus zeigen. Allein Max Brod schreibt in einem Brief an Felice dem Vegetarismus eine identitätstiftende Wirkung zu:

Franz hat nach jahrelangem Probieren endlich die für ihn einzig bekömmliche Kost gefunden, die vegetarische. Jahrelang hat er an Magenkrankheiten gelitten, jetzt ist er so gesund und frisch wie nie, seit ich ihn kenne. Aber natürlich, da kommen die Eltern mit ihrer banalen Liebe und wollen ihn zum Fleisch und in seine Krankheit zurückzwingen. [...] Die Eltern wollen eben nicht einsehen, daß für einen *Ausnahmemenschen*, wie Franz einer ist, auch *Ausnahmebedingungen* notwendig sind, damit seine zarte Geistigkeit nicht verkümmert. [...] Denn seine ganze Organisation schreit nach einem friedlichen, der Dichtkunst gewidmeten, sorglosen Leben (BF [22.11.1912], 115).

Kafka hingegen erklärt der Adressatin zwei Tage später:

[Es] hat [...] mich sehr gefreut, daß du im Herzen Vegetarianerin bist. Die wirklichen Vegetarianer liebe ich eigentlich nicht so sehr, denn ich bin ja auch fast Vegetarianer und sehe darin nichts besonders Liebenswertes, nur etwas Selbstverständliches, aber diejenigen, welche

<sup>23</sup> Siehe den oben zitierten Brief an Felice Bauer (BF [5.11.12], 74f.). Vgl. zu diesem Aspekt auch Mark Anderson: „Here we find one of the chief conflicts in Kafka’s life. One that he was never able to resolve and was part of his own *Hungertod*. On the one hand he felt he had to nourish, strengthen, ‚fatten‘ the body with healthful food and natural cures to ‚engender a blessed warmth, to preserve an inner fire‘. On the other his own writing ‚organism‘ insisted on an ascetic dieting that made his own body ever thinner, lighter, less substantial, until it became as ethereal as ‚music‘.“ Mark Anderson: *Kafka’s Clothes: Ornament and Aestheticism in the Habsburg Fin de Siècle*, Oxford/New York: Oxford University Press, 1992, S. 87.

in ihrem Gefühl gute Vegetarianer, aber aus Gesundheit, Gleichgültigkeit und Unterschätzung des Essens überhaupt, Fleisch und was es gerade gibt wie nebenbei mit der linken Hand aufessen, die sind es, die ich liebe (BF [24.11.12], 119f.).

Letztendlich kann keine Nahrung das Problem auflösen. Eine alternative Ernährungsweise stellt den Symbolwert der Speisen gerade in den Mittelpunkt.<sup>24</sup>

„[D]aß der Körper von einem unzufriedenen hypochondrischen Herrscher zu einem tüchtigen und gehorsamen Diener wird“,<sup>25</sup> beschreibt Jens Peter Müller als Ziel der Turnübungen, die er in seinem Buch *Mein System* (1904) vorführt und die Kafka – nach den Angaben, die sich in den protokollierten Tagesabläufen finden – täglich zweimal absolvierte:

Wenn man in den 15 Minuten seine Aufmerksamkeit auf die Arbeit für seine Gesundheit konzentriert, so kann man dadurch erreichen, daß man in den übrigen 1425 Minuten, die zusammen einen Tag und eine Nacht ausmachen, nicht daran zu denken braucht. Gerade die Menschen, welche behaupten, daß man seine Gedanken nicht auf den Körper lenken soll, reden immer von ihren Nerven, ihrer schlechten Verdauung, Müdigkeit und allen möglichen anderen unangenehmen körperlichen Gefühlen.<sup>26</sup>

Im zitierten Text entfaltet sich jenes Paradox des medizinisierten Körperbewusstseins, das auch der Therapie anorektischer Mädchen zu Grunde liegt: Der gesunde und daher normale Körper bedarf der Pflege, er muss ernährt werden – der Versuch, ihn mittels Hungern auszulöschen, ist krankhaft. „Wer seinen Körper nicht pflegt, vernachlässigt ihn und versündigt sich dadurch gegen die Natur, und *die* läßt keine Sünde ungestraft, sondern rächt sich mit mathematischer Sicherheit“<sup>27</sup>, schreibt Müller, zugleich Religion („Sünde“) und Naturwissenschaft („mathematische Sicherheit“) bemühend.<sup>28</sup>

Andererseits ist wird angenommen, dass der der gesunde, normale Körper unbewusst sei, man „braucht“ nicht an ihn zu denken. Die Therapie – also die Wiederherstellung eines gesunden und normalen Körpers – impliziert so ein bewusstes Nichtbewusstsein des eigenen Körpers. In der Logik medizinischer Texte oder der Ratgeberliteratur, die sich explizit auf die medizinische Wissenschaft bezieht, wie Müllers *Mein System*,

---

<sup>24</sup> Siehe zu diesem Aspekt auch Pekar: *Das Essen und die Macht*, S. 339.

<sup>25</sup> Jens Peter Müller: *Mein System. 15 Minuten täglicher Arbeit für die Gesundheit*, 18. Auflage, Leipzig/Zürich: Grethlein, 1904, S. 16.

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Ebd.

<sup>28</sup> Zum Wiederauftauchen der Religion als Naturgesetzlichkeit im Hygienediskurs, vor allem in den populären Hygienekatechismen siehe Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001, S. 169.



kann es sowohl krank als auch gesund sein, wenn sich ein Mensch mit seinem Körper beschäftigt.

Dieses Problem zeigt sich allerdings auch gerade bei der Diagnose der unsichtbaren Nervenkrankheit, die von den Aussagen des Patienten abhängt, da keine organischen Läsionen nachgewiesen werden können.<sup>29</sup> Um der Krankheit auf den Grund zu kommen, muss sich der Arzt auf die Selbstbeobachtung des Patienten verlassen. Diese wird jedoch gleichzeitig als Auslöser und Teil der Krankheit verstanden.

Als letztes Element in Kafkas Krankheitssystem soll der Komplex beschrieben werden, den die Figur St. Arnaud in Theodor Fontanes Roman *Cécile* (1886) „Ökonomie der Kräfte“ nennt.<sup>30</sup> In der Formulierung „Ökonomie der Kräfte“ finden sich die beiden Bilder beziehungsweise Vorstellungsmodelle, die in der Medizin bemüht werden, um die Leistungsfähigkeit des menschlichen Organismus, die auch die Belastungsfähigkeit des Nervensystems einschließt, zu verdeutlichen. „Ökonomie“ verweist auf das Bild eines „Kräftehaushalts“, während „Kräfte“ physikalische Modelle, spezifischer: die Thermodynamik zitiert.<sup>31</sup> Wie bei Fontane werden auch in den medizinischen Texten beide Modelle überblendet. George M. Beard greift zwar mit dem Bild eines „Kräfte-reservoirs“ in erster Linie auf die Physik zurück, bedient sich jedoch, da er von einem „Vorrath an Nervenkraft“ spricht, auch auf die Haushalts-Modelle.<sup>32</sup> Otto Binswanger verdeutlicht den gesunden Kräftehaushalt mit dem Bild eines ökonomisch wirtschaftenden Hausvaters, „welcher seine Ausgaben seinem Einkommen genau anpaßt und bemüht ist, sein Kapital durch erhöhte Sparsamkeit wieder zu ergänzen“, den kranken mit dem eines Verschwenders, welcher unbekümmert um seinen Vermögensstand fortwährend große Summen ausgibt.<sup>33</sup>

---

<sup>29</sup> George M. Beard: *Die Nervenschwäche (Neurasthenia). Ihre Symptome, Natur, Folgezustände und Behandlung*, Leipzig: Vogel, 1881, S. 18.

<sup>30</sup> Theodor Fontane: *Cécile* [1886], München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1995, S. 52.

<sup>31</sup> Siehe zu den beiden Modellen auch Heinz-Peter Schmiedebach: *The Public's View of Neurasthenia in Germany: Looking for a New Rhythm of Life*, in: Marijke Gijswijt-Hofstra/Roy Porter (Hgg.): *Cultures of Neurasthenia from Beard to the First World War*, *Clio medica* 63, Amsterdam/New York: Rodopi, 2001, 219-238.

<sup>32</sup> George M. Beard: *Die sexuellen Neurasthenien. Ihre Hygiene, Aetiologie, Symptome und Behandlung. Mit einem Capitel über die Diät für Nervenranke*, Wien: Toepflitz und Deuticke, 1885, S. 29. Siehe ausführlich Kapitel II. „Nervennahrung“, S. 35.

<sup>33</sup> Otto Binswanger: *Die Pathologie und Therapie der Neurasthenie. Vorlesungen für Studierende und Ärzte*, Jena: Gustav Fischer, 1896, S. 23. Siehe Kapitel II „Nervennahrung“, S. 35f.

Trotz Kafkas Medizinkritik und Begeisterung für die Naturheilkunde<sup>34</sup> sind es solche Modelle, die Spuren in der Selbstbeobachtung und -beschreibung seines Körpers hinterlassen haben. So ist es ähnlich wie bei Beard die Thermodynamik, die die Imagination über die Ursache seiner „Schwäche“ speist:

Mein Körper ist zu lang für seine Schwäche, er hat nicht das geringste Fett zur Erzeugung einer segensreichen Wärme, zur Bewahrung inneren Feuers, kein Fett von dem sich einmal der Geist über seine Tagesnotdurft hinaus ohne Schädigung des Ganzen nähren könnte (TB [23.11.11], S. 263f.).

In einem späteren Tagebucheintrag ist es das Bild des sparsamen und effektiven Wirtschaftens mit den eigenen Kräften, dessen sich Kafka bedient:

In mir kann ganz gut eine Konzentration auf das Schreiben hin erkannt werden. Als es in meinem Organismus klar geworden war, daß das Schreiben die ergiebigste Richtung meines Wesens sei, drängte sich alles hin und ließ alle Fähigkeiten leer stehn, die sich auf die Freuden des Geschlechtes, des Essens, des Trinkens, des philosophischen Nachdenkens der Musik zu allererst richteten. *Ich magerte nach allen diesen Richtungen ab.* Das war notwendig, weil meine Kräfte in ihrer Gesamtheit so gering waren, daß sie nur gesammelt dem Zweck des Schreibens dienen konnten (TB [nach dem 3.1.12], 341).

Kafka unterläuft die medizinischen Vorstellungen jedoch; seine „Ökonomie der Kräfte“ besteht darin, die „geringen“ Kräfte in den Dienst seines Schreibens zu stellen – alle anderen Möglichkeiten des Kräfteinsatzes werden sozusagen „ausgehungert“: „Ich magerte nach allen diesen Richtungen ab.“<sup>35</sup> In Kafkas Körpervorstellung findet eine Reduktion statt, also ein Vorgang, der nach den Modellen der Neurologie und ihren „systematischen Mastkuren“ als eine Verstärkung der Schwäche interpretiert würde.<sup>36</sup> Diese wird jedoch hier als die Grundbedingung des Schreibens gesehen. Der Tagebucheintrag präfiguriert jene Selbstkonzeption als Schriftsteller, mit der er sich

<sup>34</sup> In Briefen an Felice Bauer und deren Freundin Grete Bloch bezeichnet er sich selbst als „Naturheilkundiger“: BF [6.1.1913], 233; [3.3.1914], 581; [21.5.1914], 587. Siehe auch Jütte: Naturheilkunde, S. 428f.

<sup>35</sup> In einem Tagebucheintrag vom 19.9.17 findet sich die Überlegung, dass Schreiben auf einem „Überschuß der Kräfte“ basiert: „Mir immer unbegreiflich, daß es jedem fast, der schreiben kann, möglich ist, im Schmerz den Schmerz zu objektivieren, so daß ich z.B. im Unglück, vielleicht noch mit dem brennenden Unglückskopf mich setzen und jemandem schriftlich mitteilen kann: Ich bin unglücklich. Ja, ich kann noch darüber hinausgehen und in verschiedenen Schnörkeln je nach Begabung, die mit dem Unglück nichts zu tun zu haben scheint, darüber einfach oder antithetisch oder mit ganzen Orchestern von Associationen phantasieren. Und es ist gar nicht Lüge und stillt den Schmerz nicht, ist einfach gnadenweiser *Überschuß der Kräfte* in einem Augenblick, in dem der Schmerz doch sichtbar alle meine Kräfte bis zum Boden meines Wesens, den er aufkratzt, verbraucht hat. Was für ein Überschuß ist es also?“ (TB [nach dem 19.9.17], 834).

<sup>36</sup> Kafka wählt für diese strategische Körperreduktion auch andere Bilder als das der Abmagerung. Auch wenn Kafka anlässlich eines Vortrags davon spricht, „[s]ich selbst so zusammenzuziehen, daß nicht einmal für die Unruhe Raum sein wird [...]“ (TB [8.2.1912], 375), oder wenn er sich für die Büroarbeit seinen „Körper um ein Stück seines Fleisches berauben muß“ (TB [3.11.1911], 54), wird diese Körperreduktion im Hinblick auf das Schreiben deutlich.

bei Felice Bauer einführt. Wie bereits ausgeführt, ist auch in jenem Brief davon die Rede, dass im Hinblick auf das Schreiben nichts „Überflüssiges“ an ihm sei, er sei der „magerste Mensch“, den er kenne. Als solcher sei er „ein deutlich ausgearbeitetes Instrument“ in der Hand einer „höheren Macht“ (BF [1.11.12], 65f.). Der Schriftsteller Kafka versteht sich als ein Schreibinstrument, dessen Bestimmung sich ebenso deutlich in den Körper einschreibt wie die jeweilige Kunst in den Leib einer Tänzerin, eines Artisten oder eines Hungerkünstlers.<sup>37</sup> In Kafkas Tagebüchern und Briefen ist diese Imagination des Schriftstellerkörpers als Schreibinstrument jedoch eingebunden in eine eigenwillige diätetische Praxis, die sich in Abgrenzung zur zeitgenössischen Schulmedizin formiert und sich auf modische naturheilkundliche und lebensreformerische Lehren seiner Zeit bezieht.

Wenn also Gerhard Neumann das Werk Franz Kafkas in die „apokryphe Tradition“ des Schreibens über Essen stellt, deren Kennzeichen die „Verweigerung gegenüber [einer] [...] Versöhnung des Leibes mit der Sprache des Bewußtseins“ ist,<sup>38</sup> dann trifft das auf die autobiographischen Selbstbeobachtungen und -beschreibungen auch zu. „Ich schreibe ganz bestimmt aus Verzweiflung über meinen Körper und über die Zukunft mit diesem Körper“ (TB [verm. Mai 1909], 12), trägt Kafka in sein Tagebuch ein. Für sein Schreiben über „diesen Körper“ bedient er sich zeitgenössischer medizinischer oder popularisierter medizinischer Körperkonstruktionen. Gleichzeitig geht es aber immer auch um das Schreiben selbst, das sich jeder „Versöhnung“ im Sinne Neumanns verweigert. Der Autor spitzt das Problem des bewussten Unbewusstseins, das das neue medikalisierte Körperbewusstsein impliziert und das auch den „ganzheitlichen“ Lehren der Naturheilkunde zugrunde liegt, zu. Sein „Schreiben über diesen Körper“ hat eine Aporie zum Gegenstand. Es ist also keine bloße thematische Adaption medizinischer Vorstellungen, die in Kafkas autobiographischen Texten stattfindet. Vielmehr werden diese Vorstellungen in Kafkas Texten in ein anderes Referenzsystem eingebunden. Dies gilt besonders auch für das Schreiben über Essen.

---

<sup>37</sup> Siehe auch Mark Anderson: „The gymnast, acrobat, trapeze artist, circus horse-rider, singing mouse, or hunger artist – these figures have all externalized their art into visible corporeal display.“ Anderson: *Kafka's Clothes*, S. 70.

<sup>38</sup> Gerhard Neumann: Das Essen in der Literatur, in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 23 (1982), 173-190, S. 182.

### 3. Geschriebene Speisen – verspeistes Geschriebenes

Indem Kafka in den Briefen an Felice Bauer über Essen und Krankheit schreibt, wird auf der Ebene der Darstellung eine gemeinsame Körperlichkeit imaginiert, zugleich aber bereits als Möglichkeit verworfen. Am 21. November 1912, zwei Monate nach dem ersten Brief, beschreibt Kafka Felice detailliert, was er isst:

Ich esse dreimal im Tag, in der Zwischenzeit gar nichts, aber nicht das Geringste. Früh Kompott, Cakes und Milch. Um 3 aus Kindesliebe so wie die andern, nur im ganzen etwas weniger als die andern und im einzelnen noch weniger Fleisch als wenig und mehr Gemüse. Abend um 10 im Winter Joghurt, Simonsbrot, Butter, Nüsse aller Art, Kastanien, Datteln. Feigen, Trauben, Mandeln, Rosinen, Kürbisse, Bananen, Äpfel, Birnen, Orangen. Alles wird natürlich in Auswahl gegessen und nicht etwa durcheinander wie aus einem Füllhorn in mich hineingeworfen. Es gibt kein Essen, das für mich anregender wäre als dieses. Bestehe nicht auf den überflüssigen 3 Bissen, sieh, alles ist zu Deinem Wohl gegessen und diese 3 Bissen wären zu meinem Wehe (BF [21.11.1912], 109).

Die Akribie, mit der hier nicht nur Speisen aufgelistet werden, sondern auch der genaue Zeitpunkt der jeweiligen Mahlzeit, erinnert formal an die präzisen Angaben in den medizinischen Speiseplänen für Nervenleiden, wie sie beispielsweise Otto Binswanger in seinen Handbuchartikeln über Ernährungstherapie gibt<sup>39</sup>, wie auch an die Handbücher der Alternativ-Medizin mit ihren Gegenprogrammen.<sup>40</sup>

Richtiges und gesundes Essen ist ein konstantes Thema des Briefwechsels. In einem Brief, in dem Kafka die Szene ihrer ersten Begegnung rekonstruiert, lässt er Felice sagen, „nichts sei [ihr] abscheulicher als Menschen, die immerfort essen“ (BF [27.10.12], 57).<sup>41</sup> Wenn Kafka einen Brief mit „Leb wohl, Liebste, man läuft zum Mittagessen und verlangt von Dir das Gleiche“ (BF [22.1.13], 263) beendet; wenn er ihr „Wurst, Aufschnitt und solche Dinge gern erlaub[t]“ (BF [24./25.1.13], 268), das „viele Teetrinken“ (ebd.) jedoch nicht, dann evozieren diese Passagen die gleiche gemeinsame Körperlichkeit wie seine Frage: „Darf ich Dich küssen, darf ich den wirklichen Körper umarmen?“ (BF [4./5.3.13], 326). Auch an Felice Bauers Krankheit nimmt Kafka in seinen Briefen teil: „Also wie wirst Du nun anfangen Dich

---

<sup>39</sup> Siehe Kapitel II. „Nervennahrung“, S. 42.

<sup>40</sup> Siehe zu diesem Aspekt Jütte: Naturheilkunde.

<sup>41</sup> Dieses Einverständnis über die Abscheulichkeit von Überernährung teilt er auch mit seiner Schwester Ottla, der er in Briefen und Postkarten immer wieder davon berichtet, wie er Essen unter dem Tisch verschwinden lässt (BO [25.2.11], 14f.). Das Thema Essen durchzieht auch den Briefwechsel mit Ottla – allerdings auf eine ganz andere Weise als den Briefwechsel mit Felice Bauer. Siehe auch die Zeichnung auf einer Postkarte, die einen Essenden zeigt und mit „Ottlas kleines Gabelfrühstück“ überschrieben ist (BO, 39, Abb. 9).

zu schonen, darüber mußt Du mir sofort und genau schreiben, denn ich bin an Deinem Leiden genau so beteiligt wie Du“ (BF [19./20.12.12], 192).

Es entsteht eine fragile Verbindung zwischen beiden Körpern, als seien beide Verdauungssysteme aneinander angeschlossen: Kafka schreibt, wenn Felice Bauer Aspirin nehme, fühle *er* „einen fremdartigen Druck“, der nicht „vom Magen, nicht vom Herzen, nicht von der Lunge ausgeht“ und eine „Folge des Aspirins“ sein könnte. Oder aber – Kafka nimmt die Behauptung noch im gleichen Satz zurück – sie sei eine seines „schlechten Schreibens“ (BF [19./20.12.12], 192).

Nach einem gemeinsamen Aufenthalt im Kurort Marienbad schickt er ihr erneut – diesmal auf einer Postkarte – seinen Speiseplan:

Trotz Schlaflosigkeit und Kopfschmerz werde ich dick, nicht so wie mein Direktor, aber doch in entsprechender Unterordnung. Gestriger Speisezettel: um 1/2 11 h – 2 x Milch, Honig, 2 Butter, 2 Brötchen; 11 h 1/4 kg Kirschen; 12 h Kaiserfleisch, Spinat, Kartoffel, Vanillnudeln, Brötchen; 3 h Milch in Schale, 2 Brötchen; 5 h Chokolade, 2 x Butter, 2 Brötchen; 7 h Gemüse, Salat, Brot, Emmentaler; 9 h 2 Kuchen, Milch. Nun? (BF [20.7.16], 667).

Ein Speiseplan, der den sonst von Kafka geäußerten Lebensgewohnheiten entgegenläuft und den Elias Canetti als eine „Art von Liebeserklärung“ interpretiert: „[M]an traut seinen Augen nicht, [...] er wird ‚dick‘, er ißt auch Fleisch; [...]“<sup>42</sup> Kafkas Ernährungssystem ist jedoch komplexer und ambivalenter. So erscheint das Fleischessen nach der Auflösung der Verlobung in einem Brief an Felix Weltsch und Max Brod als Selbstbestrafung: „Ich habe den scheinbaren Eigensinn, der mich die Verlobung gekostet hat, aufgegeben, esse fast nur Fleisch, daß mir übel wird und ich früh nach schlechten Nächten mit offenem Mund den mißbrauchten und gestraften Körper wie eine fremde Schweinerei in meinem Bette fühle“ (BK [Ende Juli 1914], 131).<sup>43</sup> Kafkas Fleischessen lässt sich auch als ein Versuch der „Ent-Semantisierung“

<sup>42</sup> Canetti: Prozeß, S. 143f. Die Vorstellung von Essen als eine Art Geschenk findet sich auch in einem Brief an Milena Jesenká: „im Erdgeschoß meines Hauses ist freundlicher Weise noch eine vegetarische Speisestube in der ich esse, nicht um zu essen, aber um eine Art *Gewicht nach Prag mitzubringen*“ (BM [14.6.20], 63).

<sup>43</sup> Thomas Pekar argumentiert, Kafkas Einstellungen zum Essen bezögen sich auf den Stellenwert des Essens im Judentum, dessen strenge Vorschriften den Symbolwert der Nahrung erhöhen. Was das Fleisch angehe, überdecke Kafka diese religiösen Vorschriften durch physiologische Erklärungsmodelle. Pekar: *Das Essen und die Macht*, S. 340. Damit steht Kafka jedoch nicht in Opposition zu den jüdischen Speisegesetzen, da diese im 19. Jahrhundert oftmals durch ernährungswissenschaftliche und physiologische Erklärungsmuster legitimiert werden; vgl. Thomas Schlich: *The Word of God and the Word of Science: Nutrition Science and the Jewish Dietary Laws in Germany, 1820-1920*, in: Harke Kamminga/Andrew Cunningham (Hgg.): *The science and culture of nutrition, 1840-1940*, *Clio Medica* 32, Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 1995, 97-128.

von Nahrung interpretieren, der allerdings, wie der Autor immer wieder zeigt, notwendigerweise scheitern muss.<sup>44</sup>

Die detaillierten Beschreibungen von Essen, Krankheit, Körperzuständen dienen der Konstruktion eines gemeinsamen Zusammenlebens, dessen Möglichkeit jedoch schon in der Konstruktion selbst in Frage gestellt wird. Selbst imaginierte, in den Briefen Felice Bauers oder den eigenen Briefen beschriebene Speisen sind für den Autor der Briefe eine Gefährdung, an der die Ehe scheitern muss, wie auch Benno Wagner bemerkt: „Im großen Bilanz-Brief zum Scheitern der Verlobung erscheint dann das *Hungern* als jener Unversicherbarkeits-Punkt, der den endgültigen Abschluß der Ehepolice Kafka-Bauer schließlich vereiteln mußte.“<sup>45</sup> Dieses Scheitern ist jedoch lange vorbereitet, denn von Anfang an werden in den Briefen Esssituationen durchgespielt, vor denen Kafka bereits „theoretisch“ kapituliert:

Sonntag in Deiner Not hast Du auch noch gekocht und so Appetitliches. Ich bedauerte heute vormittag nach meinen Principien nichts essen zu dürfen, solche Lust hatte mir Deine Aufzählung gemacht. Es ist ja freilich nur theoretische Lust, wie ich überhaupt gerne Menschen essen sehe (BF [13./14.3.13], 337).

Kafka spielt hier mit einer Verwechslung zweier Ebenen, indem er in diesem Brief Felice Bauers Aufzählung von Speisen den Status tatsächlicher Speisen einräumt, für die seine „Principien“ gelten. Dennoch löst er diese Verwechslung auch wieder auf, da er betont, dass es nicht um die Lust am Essen, sondern um die Lust am Schreiben über Essen geht. An Grete Bloch schreibt er den erstaunlichen, weil dem Begriff des Genießens, der an den des Selbsterfahrens geknüpft ist, scheinbar widersprechenden Satz: „Das Genießen menschlicher Beziehungen ist mir gegeben, ihr Erleben nicht“ (BF [10.11.13], S. 472).

Felice Bauer schickt er die folgende Szenerie, die eine Art kulinarischen Voyeurismus offenbart: „Mein Verhältnis zu den Speisen und Getränken, die ich selbst niemals oder nur in Not essen und trinken würde, ist nicht so, wie man es erwarten sollte. Ich sehe nichts lieber essen als solche Dinge“ (BF [10.11.13], 259). Der Anblick von Bekannten, die „[s]chwarze[n] Kaffee“ trinken, verschaffe ihm ein „Glücksgefühl“ (ebd.). „Fleisch kann um mich dampfen, Biergläser können in großen Zügen geleert werden, die saftigen jüdischen Würste ([...] sie sind rundlich wie Wasserratten)

---

<sup>44</sup> Pekar: *Das Essen und die Macht*, S. 339.

<sup>45</sup> Benno Wagner: *Der Unversicherbare. Kafkas Protokolle*, Habilitationsschrift Universität-Gesamthochschule Siegen 1997, S. 453.

können [...] ringsherum aufgeschnitten werden [...]“ (ebd.). Das Aufschneiden verursache ein charakteristisches Geräusch. Ihm tue das Zusehen wohl, „es ist [...] die *gänzlich neidlose Ruhe beim Anblick fremder Lust* und zugleich die Bewunderung eines in meinen nächsten Verwandten und Bekannten wohnenden, für mich gänzlich *phantastischen Geschmacks*“ (260).

In seinem Tagebuch experimentiert Kafka selbst mit „schrecklichen Wagnissen mit Speisen“:

Dieses Verlangen, das ich fast immer habe, wenn ich einmal meinen Magen gesund fühle. Vorstellungen von schrecklichen Wagnissen mit Speisen *in mir zu häufen*. Besonders vor Selchereien befriedige ich dieses Verlangen. Sehe ich eine Wurst, die ein Zettel als eine alte, harte Hauswurst anzeigt, beiße ich in meiner Einbildung mit meinem ganzen Gebiß hinein und schlucke rasch, regelmäßig und rücksichtslos wie eine Maschine. Die Verzweiflung, welche diese Tat selbst in der Vorstellung zur sofortigen Folge hat, steigert meine Eile. Die langen Schwarten von Rippenfleisch stoße ich ungebissen in den Mund und ziehe sie dann von hinten den Magen und die Därme durchreißend wieder heraus. Schmutzige Greißerläden esse ich vollständig leer. Fülle mich mit Häringen, Gurken und allen schlechten alten scharfen Speisen an. Bonbons werden aus ihren Blechtöpfen wie Hagel in mich geschüttet. Ich genieße dadurch nicht nur meinen gesunden Zustand, sondern auch ein Leiden, das ohne Schmerzen ist und gleich vorbeigehen kann (TB [30.9./Oktober 1911], 210).

In diesem Tagebucheintrag wird die Technik Kafkas deutlich, die Differenz zwischen den „Vorstellungen“ und dem „Vorgestellten“ aufzuheben, indem die Grenze zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung destabilisiert wird. Das Subjekt des Textes häuft die „Vorstellungen“ in sich an, wie es die Speisen in sich anhäufen würde, handelte es sich um materielle Speisen. Dem autoaggressiven Gestus des Essens („die langen Schwarten von Rippenfleisch stoße ich ungebissen in den Mund und ziehe sie dann von hinten den Magen und die Därme durchreißend wieder heraus“) wird entgegengesetzt, dass es imaginiertes Essen sei, das zwar im Innern angehäuft wird, aber solchermaßen paradoxerweise „ein Leiden, [...] ohne Schmerzen ist“.

Ähnlich zwischen übertragener und wörtlicher Bedeutung alteriert Kafka auch in seinen Briefen an Felice Bauer:

Groß ist die Wahrheit dessen, daß man sich anders behütet, wenn man liebt, man geht vielen Gedanken aus dem Wege, will viele Worte nicht hören, und manches, das man in Zerstretheit früher aufnahm, empfindet man als ein Bohren. Nur *leichtere Diät* kann man fast unmöglich einführen und Wein ersetzt man durch Fruchtsäfte, wenn man überhaupt trinkt, was man nur selten tut (BF [21.11.12], S. 109).

Kafkas Feststellung, „daß man sich anders behütet, wenn man liebt“, wird zunächst auf „Gedanken“ und „Worte“ bezogen. Dann folgt die Fügung „leichtere Diät“, die man auch auf die „Worte“ und „Gedanken“ beziehen könnte, denen man sich nicht

aussetzt. Diese „leichtere Diät“ wird durch die dann genannten Getränke unterstützt. Es bleibt unentscheidbar, ob die „leichte Diät“ nur als Ernährung zu lesen ist oder auch als Bild für „Gedanken“ und „Worte“ gebraucht wird, die ja auch „aufgenommen“, also inkorporiert werden wie Nahrung. Im nächsten Absatz des Briefes folgt ein detaillierter Speiseplan.

So wenig sich für Kafka ein eindeutiger „alimentärer Code“<sup>46</sup> rekonstruieren ließe, verweigern sich die Passagen über Essen einer klaren Bedeutungszuweisung. Auch wenn Speisen bei Kafka zum Symbol werden und er sich partiell auf den zeitgenössischen medizinischen und naturheilkundlichen Diskurs bezieht, so bleiben sie doch auch Nahrung, die sich jeder Bedeutung widersetzt. Benno Wagner hat diese Übertragungsprozesse mit Hilfe von Gilles Deleuze und Félix Guattari als „körperlose Transformationen“ bezeichnet.<sup>47</sup> Es sind Bild-Isotopien, die „nicht metaphorische Projektionen von Eigenschaften auf Körper sind“<sup>48</sup>, sondern „mit deren Hilfe, genauer: an deren einzelnen ‚Ausläufern‘, dann unterschiedliche Diskurs-Referentiale miteinander verknüpft werden, die jeweils ganz und gar unterschiedliche ‚Möglichkeitsgesetze‘ und ‚Existenzregeln für die Gegenstände, die darin genannt, bezeichnet oder beschrieben werden‘ implizieren [...]“<sup>49</sup> Kafkas Umsetzung „körperloser Transformationen“ als tatsächliche Transformationen von Körpern wird, so Wagner, durch die Versetzung dieser Körper in „andere Netze von Existenzbedingungen“ realisiert.<sup>50</sup> Dieses Prinzip lässt sich auch auf die Austauschbewegungen zwischen Sprache und Essen beziehen. Essen ist hier keine Metapher für Sprache, sondern wird zu etwas, das mit Sprache konkurriert, wie auch Deleuze und Guattari schreiben:

---

<sup>46</sup> Gerhard Neumann: „Jede Nahrung ist ein Symbol“. Umriss einer Kulturwissenschaft des Essens, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hgg.): *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*, Kulturthema Essen Bd. 1, Berlin: Akademie-Verlag, 1993, 385-444, S. 440.

<sup>47</sup> Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Kafka. Für eine kleine Literatur*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1976. Sie bezeichnen dies als „asignifikanten“ Sprachgebrauch, der möglicherweise durch das „kleine“ Pragerdeutsch begünstigt werde: „Bewußt zerstört Kafka alle Metaphern, alle Symbolismen, jede Bedeutung und jede Designation. [...] Es gibt keinerlei Sinn mehr, weder primären noch übertragenen, es gibt nur noch Verteilung von Zuständen über das aufgefächerte Wort. [...] Die Sequenzen vibrieren, das Wort öffnet sich unerhörten inneren Intensitäten, kurzum die Sprache wird asignifikant, also intensiv benutzt.“ Ebd., S. 32.

<sup>48</sup> Wagner: *Der Unversicherbare*, S. 11.

<sup>49</sup> Ebd., S. 12.

<sup>50</sup> Ebd.



Es gibt also eine gewisse Disjunktion zwischen essen und sprechen – und mehr noch, dem Anschein zum Trotz, zwischen essen und schreiben: Gewiß kann man beim Essen schreiben, es ist leichter, als beim Essen zu sprechen, aber das Schreiben verwandelt die Wörter eher in Dinge, die mit Nahrung rivalisieren können. Disjunktion zwischen Inhalt und Ausdruck. Sprechen, und vor allem Schreiben, ist Hungern.<sup>51</sup>

Umgekehrt wird Sprache „essbar“: Über einen Brief Milena Jesenkás heißt es, er habe ihn „viermal hintereinander heruntergestürzt“ (BM [12.6.20], 56). In einem Brief an Max Brod schreibt er über Thomas Mann: „Mann gehört zu denen, nach deren Geschriebenem ich *hungere*. Auch dieser Aufsatz ist eine wunderbare Speise, die man aber wegen der Menge der darin herumschwimmenden (beispielsweise ausgedrückt) Salus’chen Locken lieber bewundert als aufißt“ (BK [12.10.17], 182). In seinem Tagebuch findet sich die Notiz: „Strindberg gelesen, der mich nährt“ [...] (TB, [5.5.15], 743“.

Ein ähnlicher, nicht metaphorischer Transformationsprozess findet sich auch im Hinblick auf die Magerkeit. Der Schriftsteller verfügt jedoch nicht nur über einen zu einem Schreibinstrument gehungerten Körper, seine Repräsentationen des eigenen Körpers evozieren Körperlosigkeit. An Felice Bauer richtet Kafka den berühmten Satz: „Ich habe kein literarisches Interesse, sondern bestehe aus Literatur, ich bin nichts anderes und kann nichts anderes sein“ (BF [14.8.13], 444).<sup>52</sup> Er vergleicht in diesem Brief sein Verhältnis zur Literatur mit einem Fall von Besessenheit, von dem er in einer „Geschichte des Teufelsglaubens“ gelesen hat: Ein Mönch konnte wegen seiner Belebung durch den Teufel wunderschön singen, war aber in Wirklichkeit ein Leichnam (ebd.). Den Vergleich zwischen sich und einem Toten zieht er auch in einem Brief an Milena Jesenká, wobei hier Tod und Magerkeit miteinander verknüpft sind:

Vor einigen Jahren war ich viel im Seelentränker [einem kleinen Kahn] auf der Moldau, ich ruderte hinauf und fuhr dann ganz ausgestreckt mit der Strömung hinunter, unter der Brücke durch. Wegen meiner Magerkeit mag das von der Brücke sehr komisch ausgesehen haben. Jener Beamte, der mich eben so einmal von der Brücke sah, faßte den Eindruck, nachdem er das Komische genügend hervorgehoben hatte, so zusammen: Es hätte so ausgesehen, wie vor dem Jüngsten Gericht. Es wäre wie jener Moment gewesen, da die Sargdeckel schon abgehoben waren, die Toten aber noch stilllagen (BM [29.5.20], 21).

---

<sup>51</sup> Deleuze/Guattari: *Kafka*, S. 29.

<sup>52</sup> An Felice Bauers Vater, Carl Bauer, heißt es: „Mein ganzes Wesen ist auf Literatur gerichtet, die Richtung habe ich bis zu meinem 30[s]ten Jahr genau festgehalten; wenn ich sie einmal verlasse, lebe ich eben nicht mehr. Alles was ich bin und nicht bin, folgert daraus. Ich bin schweigsam, ungesellig, verdrossen, eigennützig, *hypochondrisch* und tatsächlich *kränklich*“ (BF [28.8.13], 456).

In Canettis Kommentar zu diesem Brief heißt es: „Die Figur des Mageren und die des Toten sind in eins gesehen: in Verbindung mit der Vorstellung vom Jüngsten Gericht ergibt sich ein Bild von seiner Leiblichkeit, wie es trostloser nicht sein könnte.“<sup>53</sup>

Auch in zeitgenössischen medizinischen Texten findet sich ein Bild, in dem die „Figur des Mageren und die des Toten“ „in eins“ gesehen werden: in der Figur des „lebenden Skelett[s]“ (Charcot) und in den zahlreichen Beschreibungen „skelettartiger Abmagerungen“. „Skelett“ wird dort jedoch metaphorisch für einen *todesähnlichen* Zustand gebraucht. In Kafkas poetologischer Reflexion geht es nicht um einen rein metaphorischen Gebrauch: Das „trostlose“ Bild seiner Leiblichkeit im „Seelenränker“-Zitat weist nicht nur auf den Brief an Felice Bauer zurück. Der Schriftsteller ist in Kafkas autobiographischen Texten also tatsächlich eine Art „lebendes Skelett“ an dem „nichts Überflüssiges“ (BF [1.11.12], 65) ist, also nichts für das Schreiben Unnötige. Diese „auf das Schreiben hin eingerichtet[e]“ „Lebensweise“ eines zur Körperlosigkeit tendierenden Schriftstellers wird jedoch nicht nur als ‚Besessenheit‘ beschrieben, sondern ist mit Magerkeit und Abmagerung – der „Unmöglichkeit des Essens“ (BK [Ende Jan. 1921], 296) – verknüpft. Diese bindet jedoch zugleich das Bild zurück an den zeitgenössischen medizinischen beziehungsweise alternativ-medizinischen Diskurs, dessen Aporien (vor allem im Hinblick auf das Essen) Kafka vorführt.

#### 4. Essen und Essstörungen in „Die Verwandlung“ (1915)

In der Erzählung „Die Verwandlung“ (1915), in der sich die Hauptfigur Gregor Samsa in ein „ungeheuer[e] Ungeziefer verwandelt“ vorfindet (DL [1915], 115), ist das Essen ein wichtiges narratives Element. Durch den Appetit wird deutlich gemacht, dass es sich bei um einer ‚Verwandlung‘ und nicht um eine ‚Erkrankung‘ handelt. Durch seine Speisenauswahl und seinen Speisenzehr kommuniziert Samsa mit seiner Schwester und seinen Eltern, deren Ernährer er bis zu seiner Verwandlung war. Kafka streift in dieser Erzählung den medizinischen Diskurs, doch der Bezug zur Medizin als einer menschlichen Klassifikationstechnik verschwindet im Verlauf der Erzählung.

---

<sup>53</sup> Canetti: Prozeß, S. 89.

Kafka unterteilt „Die Verwandlung“ in drei Kapitel, in denen jeweils ein unterschiedliches Essverhalten der Hauptfigur dominiert.<sup>54</sup> Im ersten Teil der Erzählung wird Gregor Samsas Verwandlung von einer Erkrankung abgegrenzt. In der Erzählweise der Erlebten Rede<sup>55</sup> lässt Kafka Samsa reflektieren, ob er krank sei oder nicht. Samsa führt seine Verwandlung auf seinen anstrengenden Beruf zurück („die geschäftlichen Aufregungen“, „die Plage des Reisens“, „die Sorgen um die Zuganschlüsse“, „das *unregelmäßige, schlechte Essen*“, „ein nie andauernder, nie herzlich werdender menschlicher Verkehr“ [116]) und überlegt: „Wie nun, wenn er sich krank meldete?“ (118). Die Überlegung „[...] er fühlte sich durchaus nicht besonders frisch und beweglich“ (ebd.) steht am Ende des ersten Gedankengangs. Diese Reflexion bringt Samsa jedoch keine Gewissheit. Er antizipiert die möglichen „Einwände des Kassenarztes“, für den es nur „gesunde, aber arbeitsscheue Menschen“ (119) gebe. Mit diesem Gedanken ändert sich auch Samsas eigenes Körpergefühl: „Gregor fühlte sich tatsächlich, abgesehen von einer nach dem langen Schlaf wirklich überflüssigen Schläfrigkeit, ganz wohl [...]“ (ebd.). In einem weiteren Gedankenschritt wird jedoch auch dieses Gefühl revidiert: Die Veränderung seiner Stimme wiederum spreche *für* eine Krankheit, sie könne „der *Vorbote* einer tüchtigen Verkühlung, einer Berufskrankheit der Reisenden“ sein, „daran zweifelte er nicht im geringsten“ (121).

Diese Reflexion wird mit dem Appetit Samsas parallelisiert, wobei mit diesem ein Zeichen für eine Verwandlung und gegen eine Erkrankung gesetzt wird. Die Verwandlung, die Samsa ignoriert („[er] fand die juckende Stelle, die mit lauter kleinen weißen Pünktchen besetzt war, die er nicht zu beurteilen verstand; und wollte mit einem Bein die Stelle betasten, zog es aber gleich zurück, denn bei der Berührung umwehten ihn Kälteschauer“ [117]) wird durch den Appetit affirmiert.<sup>56</sup> Samsa, der

---

<sup>54</sup> Ich beziehe mich auf die mit römischen Ziffern überschriebene Kapiteleinteilung von Kafka.

<sup>55</sup> Franz Karl Stanzel bezeichnet diese Erzählweise als „Ansteckung“ der Erzählersprache durch die Figurensprache“. Franz K. Stanzel: *Theorie des Erzählens*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1979, S. 247.

<sup>56</sup> Siehe hierzu Benno Wagner: „Der ‚moderne Mensch‘ kann sich, besonders wenn er einen Sozialexperten als Dichter im Rücken hat, selbst disziplinieren und selbst normalisieren. So kommt es, daß Samsa, ganz anders als der vom metaphorologischen Reflex beeindruckte Leser, nicht mit aufgeregtem Willen zum Verstehen, sondern mit zunächst tragem Willen zur Normalisierung reagiert.“ Wagner: *Der Unversicherbare*, S. 153.

Auch in den medizinischen Fallgeschichten, die in den Lehr- und Fachbüchern zur Illustration medizinischen Wissens abgedruckt werden, wird die individuelle Krankengeschichte mit dem Normalverlauf der Krankheit abgeglichen. Die wissenschaftliche Medizin implementiert zunehmend

sich „tatsächlich [...] ganz wohl“ fühlt, hat auch einen „besonders kräftigen Hunger“ (119) und will „vor allem frühstücken, und dann erst das Weitere überlegen“ (120).

Die Debatte wird von der Mutter aufgenommen, die dem Prokuristen, der erscheint, um sich nach Gregor Samsas Ausbleiben zu erkundigen, Krankheit als dessen Ursache angibt: „Ihm ist nicht wohl [...] ihm ist nicht wohl, glauben Sie mir, Herr Prokurist. Wie würde denn Gregor sonst einen Zug versäumen!“ (126). Auch der Prokurist insistiert auf der Krankheit als Erklärung für Gregors Abwesenheit im Betrieb, hebt allerdings hervor, dass „wir Geschäftsleute [...] ein leichtes Unwohlsein sehr oft aus geschäftlichen Rücksichten einfach überwinden müssen“ (127). In Gregors Rechtfertigungsansprache (die allerdings von seiner Umwelt nicht mehr verstanden wird, da seine Stimme zur Tierstimme geworden ist) ist es ebenfalls ein krankhafter Zustand („[e]in leichtes Unwohlsein, ein Schwindelanfall“), mit dem er sein Fehlen entschuldigt (129).

Zudem wird in der Handlung der Familie diese Debatte umgesetzt, indem der Arzt („Gregor ist krank“ [131].) und der Schlosser („Hast du Gregor reden hören?“ – „Das war eine Tierstimme.“ [ebd.]) gerufen werden (ebd.). Durch diese „fühlte sich [Gregor] wieder einbezogen in den menschlichen Kreis und erhoffte von beiden, vom Arzt und vom Schlosser, ohne sie eigentlich genau zu scheiden, großartige und überraschende Leistungen“ (ebd.). Samsa gelingt es jedoch, die Tür ohne Schlosser zu öffnen, was die folgende erste Eskalation der Erzählung herbeiführt.

Bevor Samsa das Zimmer verlässt, wird in der Erzählung das Krankenhaus, das man durch Samsas Fenster sehen kann, als Bild eingeführt: „Es war inzwischen viel heller geworden; klar stand auf der anderen Straßenseite ein Ausschnitt des gegenüberliegenden, endlosen, grauschwarzen Hauses – es war ein Krankenhaus – mit seinen hart die Front durchbrechenden regelmäßigen Fenstern; [...]“ (135). Er sieht es zum letzten Mal in der Erzählung. Die Familie sieht ihn, der Prokurist verlässt die Wohnung, die Mutter schreit, der Vater versucht ihn mit Zischlauten in sein Zimmer zurückzudrängen. Mit einer ersten Verwundung wird Samsa, der noch kurz zuvor vom Arzt erhoffte, „in den menschlichen Kreis“ einbezogen zu werden (132), in sein Zimmer zurückgetrieben (142). Die Debatte über Erkrankung oder Verwandlung wird noch einmal zitiert, indem die Hauptfigur glaubt, „die endgültige

---

auch Methoden der Statistik – so dass aus divergierenden Fällen und Messergebnissen ein Normalverlauf berechnet werden kann.

*Besserung* stehe unmittelbar bevor“, da er sich bewegen könne: „die Beinchen [...] gehorchten vollkommen, [...]; strebten sogar danach, ihn fortzutragen, wohin er wollte“ (138).

Das zweite Kapitel der Erzählung beschäftigt sich mit dem Zustand der „Paranormalität“<sup>57</sup>; Samsa hat zunächst einen „noch größeren Hunger, als am Morgen“ (143). Gregor überlegt, „wie er sein Leben jetzt neu ordnen sollte“ (145); dazu gehört auch und nun in erster Linie die Ernährung. Sein bisheriges „Lieblingsgetränk“ Milch, das ihm die fürsorgliche Schwester aus diesem Grund hingestellt hat, schmeckt ihm nicht mehr (143). Samsa kann, obwohl er Hunger hat, diese Kinderspeise nicht mehr essen. Es beginnt eine Suche nach der Nahrung, die ihm mehr zusagt – ein Bild, das bis zum Ende der Erzählung immer wieder aufgenommen wird:

Ob [die Schwester] wohl merken würde, daß er die Milch stehen gelassen hatte, und zwar keineswegs aus Mangel an Hunger, und ob sie ihm *eine andere Speise* hereinbringen würde, die ihm besser *entsprach?* (146)

Was die Schwester nun hereinbringt, ist eine Versuchsanordnung aus „alte[m] halbverfaulte[n] Gemüse“, Knochen mit „festgewordener weißer Sauce“, Rosinen, Mandeln, „ein Käse, den Gregor noch vor zwei Tagen für ungenießbar erklärt hatte“, trockenes Brot, mit Butter beschmiertes Brot und ein zusätzlich gesalzenes Brot, „um seinen Geschmack zu prüfen“ (147). Wenn Samsa nun „gierig“ an dem Käse „saugt“, „zu dem es ihn vor allen anderen Speisen sofort und nachdrücklich hingezogen hatte“ (148), und mit „vor Befriedigung tränenden Augen“ das Gemüse und die Sauce verspeist, die frischen Speisen jedoch nicht (ebd.), dann ist dies offenbar die Speise, die ihm „entspricht“.

Dieser Zustand ändert sich jedoch im folgenden Kapitel der Erzählung sukzessive, da verschiedene Ereignisse und Entwicklungen destabilisierend wirken.<sup>58</sup> Diese Veränderungen sind auch im Essverhalten Samsas ablesbar.

Erst später, als sie [die Schwester] sich ein wenig an alles gewöhnt hatte – von der vollständigen Gewöhnung konnte natürlich niemals die Rede sein –, erhaschte Gregor manchmal eine Bemerkung, die freundlich gemeint war oder so gedeutet werden konnte. „Heute hat es *ihm* aber geschmeckt“, sagte sie, wenn Gregor unter dem Essen tüchtig

---

<sup>57</sup> Ebd. Siehe auch ebd., S. 13: „Weder ein phantastischer Akt der Verwandlung noch ein Todesdrama, sondern die ganz spezifische Notwendigkeit des empirischen Verlaufs des Lebens Samsas und seiner Familie nach seiner Verwandlung ist der eigentliche Gegenstand des Protokolls.“

<sup>58</sup> In diesem Abschnitt wechselt auch die Erzählzeit: Erzählte Zeit und Erzählzeit konvergieren nicht mehr.

aufgeräumt hatte, während sie im gegenteiligen Fall, der sich allmählich immer häufiger wiederholte, fast traurig zu sagen pflegte: ‚Nun ist wieder alles stehengeblieben.‘ (149f.)

Auch an die Speise, die ihm „entspricht“, kann sich Gregor Samsa nicht gewöhnen. Erneut wird auch die Frage aufgenommen, ob es sich um eine Verwandlung oder Erkrankung handele: Die Eltern fragen die Schwester, „wie es in dem Zimmer aussah, was Gregor *gegessen* hatte, wie er sich diesmal benommen hatte, und ob vielleicht eine kleine *Besserung* zu bemerken war“ (158), und nehmen so die Verwandlung als Erkrankung. Diese Annahme der Eltern wird in der Erzählung mit dem sprachlichen Bild des verschwindenden Krankenhauses kontrastiert. Samsa bekommt „das gegenüberliegende Krankenhaus, dessen allzuhäufigen Anblick er früher verflucht hatte“, nun „überhaupt nicht mehr zu Gesicht, und wenn er nicht genau gewusst hätte, daß er in der stillen, aber völlig städtischen Charlottenstraße wohnte, hätte er glauben können, von seinem Fenster aus in eine Einöde zu schauen, [...]“ (156).

Auch die Familie leidet unter Essstörungen, und da Samsa ihre Gespräche bei den Mahlzeiten hören kann (150), findet so ebenfalls indirekte Kommunikation mit ihm statt: „Nun mußte die Schwester im Verein mit der Mutter auch kochen; allerdings machte das nicht viel Mühe, denn man aß fast nichts. Immer wieder hörte Gregor, wie der eine den anderen vergebens zum Essen aufforderte und keine Antwort bekam, als ‚Danke, ich habe genug‘ oder etwas Ähnliches“ (151). Zu dieser Veränderung fungieren das „Frühstück als wichtigste Mahlzeit des Tages“ und der „überreich“ gedeckte Tisch in der ersten Szene als Gegenbild aus der Zeit vor der Verwandlung (135).

Der paranormale Zustand wird aufgelöst, als die Schwester zusammen mit der Mutter beschließt, das Zimmer leer zu räumen, um „Gregor das Kriechen in größtem Ausmaße zu ermöglichen“ (160). Samsa, der den Verlust von allem fürchtet, „was ihm lieb war“ (164), verlässt sein Versteck, um das Bild der Dame im Pelz zu retten, das er zuvor mit einem Rahmen, einer Laubsägearbeit, versehen hatte (165). Die Mutter, die ihn zuvor noch „besuchen“ (158) wollte, sieht ihn und fällt regungslos auf das Kanapee. Samsa verlässt das Zimmer, wird aber vom Vater mit Äpfeln – also mit Nahrungsmitteln – beworfen und in sein Zimmer zurückgetrieben – einer der Äpfel „drang [...] förmlich in Gregors Rücken“ ein (171).

Im dritten Kapitel, der nächsten Phase, entfernt sich Samsa von der Familie, die sich ihrerseits ökonomisch von ihm emanzipiert (176). Die Familie isst zudem in der

Küche (182), so dass Samsa ihren Gesprächen nicht mehr zuhören kann. Die Aufmerksamkeit der Schwester gilt nun dem „Geschäft“ und nicht mehr dem Bruder. Samsa will daher, obwohl er keinen Appetit hat, in die Speisekammer der Familie eindringen:

Dann aber war er wieder gar nicht in der Laune, sich um seine Familie zu sorgen, bloß Wut über die schlechte Wartung erfüllte ihn, und trotzdem er sich nichts vorstellen konnte, worauf er Appetit gehabt hätte, machte er doch Pläne, wie er in die Speisekammer gelangen könnte, um dort zu nehmen, was ihm, auch wenn er *keinen Hunger* hatte, immerhin gebührte (177).

Seine Anorexie verstärkt sich: „Gregor aß nun fast gar nichts mehr. Nur wenn er zufällig an der vorbereiteten Speise vorüberkam, nahm er zum Spiel einen Bissen in den Mund, hielt ihn dort stundenlang und spie ihn dann meist wieder aus“ (180). Die Erklärung für Samsas Anorexie liegt also nicht in der „Trauer über den Zustand seines Zimmers“ (ebd.), wie er zunächst vermutet. Seine Anorexie ist Appetitlosigkeit bezüglich der Speisen, die seine Eltern den „Zimmerherren“ servieren, die sie aufgenommen haben, um ihre große Wohnung finanzieren zu können:

Sonderbar erschien es Gregor, daß man aus allen mannigfaltigen Geräuschen des Essens immer wieder ihre kauenden Zähne heraushörte, als ob Gregor damit gezeigt werden sollte, daß man Zähne brauche, um zu essen, und daß man auch mit den schönsten zahnlosen Kiefern nichts ausrichten könne. ‚Ich habe ja Appetit‘, sagte sich Gregor sorgenvoll, ‚aber nicht auf diese Dinge. Wie sich diese Zimmerherren nähren, und ich komme um!‘ (183).

„Gerade an diesem Abend“ hört Samsa zum ersten Mal seit seiner Verwandlung die Violine der Schwester. Im Kontrast zu der Szene, in der Samsa die Zimmerherren essen hört und dabei Appetitlosigkeit empfindet, wird jetzt über ihn, der sein Zimmer ohne Rücksicht auf die Familie und die unwissenden Zimmerherren verlässt, gesagt: „Ihm war, als zeige sich ihm der Weg zu der ersehnten unbekanntem *Nahrung*“ (185). Dies steht auch insofern im Kontrast zu dem Prä-Verwandlungszustand, da Gregor zuvor Musik nicht liebte.<sup>59</sup> Nun heißt es: „War er denn ein *Tier*, da ihn die Musik so ergriff?“ (ebd.). Erneut kommt es zur Eskalation und die Schwester distanziert sich von dem „Tier“<sup>60</sup> (191), eine Distanzierung, die sprachlich deutlich gemacht wird,

---

<sup>59</sup> Als Samsa noch „Ernährer“ der Familie war, war es sein „geheimer Plan“, der Schwester, der er „noch nahe geblieben war“ und „die *im Unterschied von Gregor* Musik sehr liebte und rührend Violine zu spielen verstand, nächstes Jahr, ohne Rücksicht auf die großen Kosten, die das verursachen mußte und die man schon auf andere Weise hereinbringen würde, auf das Konservatorium zu schicken“ (DL [1915], 152).

<sup>60</sup> Nun sagt die Schwester: „Wenn es Gregor wäre, er hätte längst eingesehen, daß ein Zusammenleben von Menschen mit so einem *Tier* nicht möglich ist, und wäre freiwillig fortgegangen“ (DL [1915], 191).

indem sie „es“ sagt statt wie zuvor „er“, und die nach Samsas Tod wieder aufgehoben werden wird.

Es folgt eine ähnliche Reflexion über seinen Körperzustand wie zu Beginn der Erzählung. Fühlte er sich zunächst nicht „beweglich“ (118), so macht er nun die Entdeckung, „daß er sich nun überhaupt nicht mehr rühren konnte“ (193). Waren die „Beinchen“, die „vollkommen [...] gehorchten“ (138), Beginn eines paranormalen Zustandes, so wundert er sich nun darüber, „daß er sich bis jetzt tatsächlich mit diesen dünnen Beinchen hatte fortbewegen können“ (193). Weiter heißt es über seinen Körperzustand: „Im übrigen fühlte er sich verhältnismäßig behaglich. Er hatte zwar Schmerzen im ganzen Leib, aber ihm war, als würden sie allmählich schwächer und schwächer und würden schließlich ganz vergehen“ (ebd.). Bevor er schließlich stirbt, wird noch einmal der Anblick des Krankenhauses vor dem Fenster (193) evoziert, indem berichtet wird, dass er „[d]en Anfang des allgemeinen Hellerwerdens draußen vor dem Fenster [noch] erlebte“ (ebd.).

Die Bedienerin entdeckt den Leichnam; die Eltern und die Schwester werden schließlich auch mit ihm konfrontiert, wobei die sprachliche Distanzierung der Schwester explizit aufgehoben wird. Weckt die Bedienerin die Eltern noch mit den mehrfach wiederholten Worten „*es* ist krepirt“ (194), lässt Kafka die Schwester sagen: „Seht nur, wie mager *er* war. *Er* hat ja auch schon so lange Zeit *nichts* gegessen. So wie die Speisen hereinkamen, sind die wieder herausgekommen“ (195). Von dem Erzähler wird diese Aussage noch einmal bestätigt, wobei dieser Zustand erst jetzt deutlich wird, da das „ungeheure Ungeziefer“ (115) betrachtet werden kann. Der Zustand des „flach[en] und trocken[en]“ Leichnams (195) wird am Ende der Erzählung kontrastiert mit dem „Anblick“ der Tochter Grete Samsa in den Gedanken der Eltern: „[es] fiel Herrn und Frau Samsa im Anblick ihrer immer lebhafter werdenden Tochter fast gleichzeitig ein, wie sie in der letzten Zeit trotz aller Plage, die ihre Wangen bleich gemacht hatte, zu einem *schönen* und *üppigen* Mädchen aufgeblüht war“ (200), so dass die Eltern beschließen, „einen braven Mann für sie zu suchen“ (ebd.).



### 5. Gregor Samsas Anorexie

Nicht nur mit dem Bild des Krankenhauses, das aus dem Gesichtsfeld Gregor Samsas verschwindet, hält Kafka in dieser Erzählung die Differenz zwischen Erkrankung und Verwandlung präsent und betont damit zugleich die Nähe zwischen beiden. Die Nähe und radikale Differenz kommt auch in der Vorstellung Samsas oder der Eltern von einer möglichen „Besserung“ des Zustandes zum Ausdruck, eine Vorstellung, die dessen Unumkehrbarkeit leugnet. Auch andere Elemente der Erzählung lassen sich als Anschlüsse an den medizinischen Diskurs lesen. So wird in Samsas Reflexion über seinen Körperzustand zu Beginn der Erzählung das Paradox der unsichtbaren Nervenkrankheit in Szene gesetzt.<sup>61</sup> Samsas sich widersprechende Körperbeobachtungen: „er selbst fühlte sich durchaus nicht besonders frisch und beweglich“ (118) – „[er] fühlte sich tatsächlich [...] ganz wohl“ (119) – „die Veränderung der Stimme [...] war [...] der Vorbote einer tüchtigen Verkühlung“ (121) sind jeweils mit unterschiedlichen Reflexionen über den Beruf oder über das Urteil des Kassenarztes verknüpft. Auf diese Weise wird jene Destabilisierung des Körpers vorgeführt, die im zeitgenössischen medizinischen Diskurs wie in Kafkas autobiographischen Texten immer wieder als auslösendes Moment der Hypochondrie und anderer Nervenleiden gezeigt wird,<sup>62</sup> an der aber auch die Medizin ihrerseits beteiligt ist. Der destabilisierte Körper ist auch der medikalisierte Körper, der der Diagnose eines Arztes bedarf, da seine Zustände für den Laien nicht mehr deutbar sind, sondern als Symptome entziffert werden müssen. Der Arzt (den die Schwester rufen soll und der mit dem Schlosser parallelisiert wird), der darüber urteilen könnte, ob Gregor Samsa krank ist oder nicht, taucht nie auf.

Nicht nur seine Körperbeobachtung, auch Gregor Samsas Anorexie bewegt sich auf der Schwelle zwischen Erkrankung und Verwandlung. Zunächst ernährt sich der nicht kranke, sondern verwandelte Samsa von Speisen, die ihm „entsprechen“ (146) und bestätigt damit seine monströse Verwandlung. Ohne eine Analogie zwischen dem Verhalten einer anorektischen Patientin im ausgehenden 19. Jahrhundert und Kafkas Figur Gregor Samsa ziehen zu wollen, so fällt doch auf, dass abweichendes Essverhalten für das soziale Gefüge einer Familie als ein Irritations- und schließlich

---

<sup>61</sup> Siehe Kapitel II. „Nervennahrung“, S. 34.

<sup>62</sup> Siehe oben in diesem Kapitel, S. 140f. Vgl. zu diesem Aspekt Benno Wagner, der das Problem der Simulation für die Versicherung herausarbeitet, Wagner: *Der Unversicherbare*, S. 149ff.

Ausschlussmoment fungiert. In Charles Lasègues Text „De l’anorexie hystérique“ (1873) ist es nicht nur die Verweigerung des Familienessens, die das monströse Verhalten der Anorektikerin ausmacht, sondern auch, dass sie abwegige Dinge verspeist.<sup>63</sup> In „Die Verwandlung“ partizipieren Gregor Samsa und die Familie an den jeweiligen Mahlzeiten diesseits und jenseits der Zimmertür. Vermittelt durch die Speisen, durch die Quantität des Verzehrten und (für die Eltern) durch den Bericht der Schwester wird die durch die ehemals gemeinsamen Mahlzeiten hergestellte intrafamiliale Kommunikation in einer gebrochenen Weise aufrechterhalten.

Die Gründe allerdings, die in der Erzählung für Gregor Samsas Anorexie angeführt werden, unterscheiden sich explizit von medizinischen Erklärungsmodellen. Allein die erste Ätiologie, die eingeführt und gleichzeitig verworfen wird, ist eine Erklärung, die den ersten psychogenen Erklärungen der Medizin ähnelt: „Zuerst dachte er, es sei die *Trauer* über den Zustand seines Zimmers, die ihn vom Essen abhalte, aber gerade mit den Veränderungen des Zimmers söhnte er sich sehr bald aus“ (180). Worin die *Ursache* der Anorexie Samsas jedoch tatsächlich besteht, wird in der Erzählung nicht aufgelöst. „Ich habe ja Appetit, [...] aber nicht auf diese Dinge“, sagt Samsa über das Essen der Zimmerherren (183). Diese Speisen, die für die menschlichen Bedürfnisse angemessen sind, hatte er nicht mehr gegessen. Die Musik allerdings *ist* – wie Kafka durch den Konjunktiv zeigt – keine Auflösung: „Ihm war, *als zeige* sich ihm der Weg zur ersehnten unbekanntem Nahrung“ (185).

Am Ende der Erzählung wird Samsas Körperzustand noch einmal beschrieben. Nun fühlt er sich „verhältnismäßig behaglich“, obwohl er „Schmerzen im ganzen Leib“ hat (193). Wurde am Anfang eine unsichtbare Krankheit evoziert, so hat Samsa nun tatsächlich Läsionen. Der inzwischen verfaulte Apfel, den der Vater nach ihm geworfen hatte, wird erwähnt (ebd.). Sein Tod wird jedoch von diesen Verletzungen abgekoppelt, da er sie „kaum noch“ spürt (ebd.). Wenn die Eltern den Körper der Schwester beschreiben, der das Gegenbild zu Samsas magerem Körper darstellt, erinnert das an die Happy Ends der Fallgeschichten. Ihr „Aufblühen“ zu einem „schönen und üppigen Mädchen“ (200) gleicht einer Heilung am Ende der

---

<sup>63</sup> „Autant elle est invincible pour la nourriture, autant elle se montre docile pour les remèdes les moins attrayants. J’en ai vu qui croquaient à même des morceaux de rhubarbe et qu’on n’eût à aucun prix décidé à goûter d’une côtelette.“ Charles Lasègue: De l’anorexie hystérique, in: *Archives Générales de Médecine* (1873), 385-403, S. 392.

medizinischen Fallgeschichten, wenn die Patientinnen zu „blühenden Jungfrau[en]“<sup>64</sup> gedeien oder sich „blühend und frisch [...] mit einem Körpergewicht von 106 Pfd.“<sup>65</sup> beim Arzt zurückmelden. Auch der Plan der Eltern, „einen braven Mann für sie zu suchen“ (200), also die Perspektive einer Heirat der Grete Samsa, ähnelt diesem stereotypen Fallgeschichten-Happy End: Auch hier ermöglichen Gewicht („üppig“) und Attraktivität („schön“) eine Hochzeit, und die Heirat wird wiederum als Beleg für die Heilung angenommen, da eine vollständige Resozialisierung der Kranken gewährleistet ist.<sup>66</sup>

Vergleicht man „Die Verwandlung“ mit einem realistischen Roman wie etwa Theodor Fontanes *Effi Briest* (1893), der sich auf medizinische Vorstellungen bezieht, so fallen einige Unterschiede auf.<sup>67</sup> Während bei Fontane die Nahrungsabstinenz und Gewichtsabnahme erst die Verwandlung der Hauptfigur von der Baronin von Innstetten in die stigmatisierte und sozial ausgeschlossene Effi Briest illustrieren, hat bei Kafka die Verwandlung vor Einsetzen der Handlung stattgefunden. Wichtiger jedoch ist, dass Fontane die Krankheit seiner Hauptfigur bewusst von jeder eindeutigen Referenz zur medizinischen Nosologie abgrenzt und somit die Krankheit individualisiert.<sup>68</sup> Da sich die Briests von der pathogenen Gesellschaft distanzieren können, ist für Effi Briest eine Versöhnung möglich.<sup>69</sup> In Kafkas Erzählung hingegen ist keine Abschottung vom gesellschaftlichen „Gebot und Gesetz“<sup>70</sup> möglich, vielmehr ist in „Die Verwandlung“ – wie Benno Wagner zeigt – die Familie gerade

---

<sup>64</sup> Anton Stichel: Beitrag zur Behandlung nervöser Störungen des Verdauungstrakts, in: Hugo Gugl/Anton Stichel (Hgg.): *Neuropathologische Studien*, Stuttgart: Enke, 1892, 41-123, S. 67.

<sup>65</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 239.

<sup>66</sup> So etwa bei Otto Binswanger. Ebd., S. 332.

<sup>67</sup> Zum Vergleich mit dem realistischen Roman siehe Horst Thomé, der den Unterschied zu Prosatexten (wie Rilkes *Malte Laurids Brigge*) betont, in denen der Ich-Erzähler die Differenz zwischen nicht-realistischen Erfahrungsinhalten und einer realistischen Umwelt reflektiert. Die Psychoanalyse bedürfe einer ‚wirklichen Welt‘. In einer solchen Erzählstruktur könne die ‚Verwandlung‘ nur als Traum oder innerhalb eines psychotischen Zustands auftreten. Im Gegensatz hierzu sei bei Kafka ‚[d]ie Verwandlung [...] ein realiter vollzogenes Faktum, das nach dem geläufigen Schema der ‚Fiktion des Berichts aus der wirklichen Welt‘ behandelt wird, obwohl es nicht zu deren möglichen Ereignissen gehört‘. Horst Thomé: *Autonomes Ich und „Inneres Ausland“*. *Studien über Realismus, Tiefenpsychologie und Psychiatrie in deutschen Erzähltexten (1848-1914)*, Hermaea Germanistische Forschungen N. F., Bd. 70, Tübingen: Niemeyer, 1993, S. 469f.

<sup>68</sup> Rudolf Käser: *Arzt, Tod und Text. Grenzen der Medizin im Spiegel der deutschsprachigen Literatur*, München: Fink, 1998, S. 224.

<sup>69</sup> Ebd., S. 227.

<sup>70</sup> Theodor Fontane: *Effi Briest* [1894/95], München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1995, S. 378.

kein abgeschlossener Raum.<sup>71</sup> Wagner schildert die Wohnung der Samsas als eine „Puppenstube“, über die sich zeitgenössische „Sozialexperten“ beugen, „um die Figuren zu beobachten und zu bewegen“<sup>72</sup>. Dies gilt auch und gerade für die Selbstwahrnehmung der Hauptfigur: Wie die Reflexion über den körperlichen Zustand zeigt, sind die Empfindungen von Krankheit, Hunger, Schwäche etc. an das Urteil externer Instanzen gebunden.

Während Differenz und Nähe zwischen Verwandlung und Erkrankung in „Die Verwandlung“ durchgehend zur Debatte stehen, verweist das Ausbleiben einer expliziten Erklärung für die Anorexie Samsas auf die selbstreflexive Dimension des Textes. Wenn man berücksichtigt, wann Samsas Anorexie zum ersten Mal auftritt, nämlich in der Rede der Schwester, kann Samsas Nahrungsabstinenz als Kommunikation mit der Schwester gedeutet werden. Die Familie redet nicht mehr mit Samsa, seit seine Stimme als „Tierstimme“ erkannt und „er nicht verstanden“ wurde (131). Die einzige Ausnahme sind die Bemerkungen der Schwester über *sein* Essen, die er manchmal „erhascht“ (ebd.). Das Essverhalten Samsas wird so durch Grete Samsa in eine Sprache verwandelt, die auch die Eltern verstehen, denen die Schwester wiederum erzählt, „was Gregor gegessen hatte“ (158).<sup>73</sup> Die Schwester stellt eine Verbindung zwischen Gregors Nahrungsabstinenz und dem Leichnam her („Er hat ja auch schon so lange Zeit nichts gegessen“ [ebd.]) und verwandelt, indem sie darüber spricht, dessen Anorexie in Text. Durch sie wird Gregor Samsa auch in den Kreis der menschlichen Familienmitglieder reintegriert, da sie sein Sterben als Hungertod interpretiert, mit dem er sein Verschwinden aus der Familie selbst realisiert. Die Schwester bezeichnet den Leichnam Gregor Samsa auch als „mager“ (195), also mit einem Attribut, das eher auf einen menschlichen Körper als auf ein „ungeheure[s]“ Ungeziefer (115) zu passen scheint – im Unterschied zu den Adjektiven „flach“ und „trocken“ mit denen der Erzähler den toten Körper bezeichnet.

---

<sup>71</sup> Wagner: *Der Unversicherbare*, S. 162.

<sup>72</sup> Ebd. Wagner betont: „In jeder der vier Phasen des Protokolls erweist sich die Abhängigkeit der intrafamilialen Ökologie von der Ökologie zwischen der Familie und anderen sozialen Systemen.“ Ebd.

<sup>73</sup> In diesem Sinne – als Kommunikation mit der Schwester – kann man auch den Wunsch Samsas deuten, in die Speisekammer einzubrechen, obwohl er keinen Appetit hat. Samsa nimmt ja auch seinerseits an den Gedankengängen seiner Familie teil, deren Mahlzeiten er durch die geschlossene Tür zuhören kann.

In den Körperbeschreibungen in „Die Verwandlung“ schließt Kafka wie in seinen autobiographischen Texten an den medizinischen Diskurs an; sie reflektieren das Problem des medikalisierten Körperbewusstseins. Dieses setzt eine Distanz zum eigenen Körper voraus, da es darum geht, sich entweder selbst zu diagnostizieren oder dem Arzt Symptome zu schildern, für die dieser dann eine kohärente Lesart – die Diagnose – stiftet. Eine solche Selbstdiagnose will sich auch Gregor Samsa stellen, doch sein Körper, den er als einen fremden Leib betrachtet, führt ein nicht zu kontrollierendes Eigenleben. Die Distanz zwischen dem Geist in dem Samsa als Mensch oder vielmehr als Angestellter fühlt und dem Körper mit seinem „gewölbten Rücken“ und „Beinchen“ (124) wird ins Groteske übersteigert. Dieses Eigenleben des Körpers entfaltet sich besonders im Zusammenhang mit Essen: „Gregors Beinchen schwirrten, als es jetzt zum Essen ging“ (147) heißt es, als ihm Grete Samsa zum ersten Mal angemessen Speisen aufischt. Folglich ist seine einzige Möglichkeit Kontrolle über den Körper zu gewinnen, aufzuhören zu essen.

Zudem fasst Kafka die Familie insgesamt als einen Organismus auf, der über einen „Kräftehaushalt“ verfügt und der durch die Verwandlung des Sohnes aus dem Gleichgewicht geraten ist. Nicht nur Gregor Samsa, sondern auch die anderen leiden unter Essstörungen – womit Kafka deutlich macht, dass die intrafamiliale Ökonomie durch Essen strukturiert ist, sich im Essen die Abhängigkeitsverhältnisse manifestieren. Um das Gleichgewicht wieder herzustellen muss Gregor Samsa nicht von den Abfällen der Familie leben, er muss den familialen Kräftehaushalt verlassen. Sein Hungertod ermöglicht nicht zuletzt auch die Entfaltung der Schwester, die bei seiner Versorgung (und Entsorgung) als „Sachverständige“ (163) auftritt. Wurde ihr Körper bis auf die „Hände“, die das Essen bringen (147), und die „kleinen Fäuste“, mit denen sie auf den Tisch schlägt, weil die Mutter Gregor Samsas Zimmer gereinigt hat (178), niemals beschrieben, so endet der Text mit dem Bild ihres „jungen“, nun „üppigen“ Körpers, den sie beim Aussteigen aus der „Elektrischen“ dehnt (200). In den bislang analysierten medizinischen Fallgeschichten, wurde eine Anorexie-Kranke zwar von der Familie isoliert und man ging von einer Schädlichkeit des familialen Milieus aus,<sup>74</sup> jedoch nur selten, etwa im Text von Charles Lasègue,<sup>75</sup> wird das Einwirken der Familie auf die Kranke analysiert. In Kafkas Erzählung wird die Rolle

---

<sup>74</sup> Siehe u.a. Paul Sollier: Anorexie hystérique, in: *Revue de médecine* 11 (1891), 625-650, S. 643.

<sup>75</sup> Lasègue: De l'anorexie [1873].

des Essens in der Familie deutlich. Die Familie, der Gesamtorganismus, wird von ihm als eine Gemeinschaft geschildert, die sich durch Essen konstituiert und aus der nur ausscheiden kann, wer nicht mehr am Essen teilnimmt.

#### 6. Die Kunst des Hungerkünstlers in „Ein Hungerkünstler“ (1924)

Die 1922 geschriebene und 1924 veröffentlichte Erzählung „Ein Hungerkünstler“ legt zumeist eine allegorische Lesart der Hungerkunst nahe.<sup>76</sup> Der Bezug zur Autobiographie, zu den Hungerexperimenten, die er in seinen Tagebüchern beschreibt, scheint zwar auf der Hand zu liegen, der historische Bezugsrahmen, über den Kafkas Erzählung mit den Auftritten der Hungerkünstler und den physiologischen Versuchen verfügt, wird allerdings zumeist ausgeblendet.<sup>77</sup> Doch auch in dieser Erzählung finden sich realistische Elemente, wie zum Beispiel der Bezug zum medizinischen Diskurs. Die Invisibilisierung dieses Bezugs wird in der Erzählung selbst in Szene gesetzt.

Die Erzählung „Ein Hungerkünstler“ lässt sich in zwei gleichförmige Phasen einteilen, die jeweils von einer Veränderung beendet werden. Der Text beginnt mit einem Rückblick auf „andere Zeiten“ (DL [1924], 334), als sich „die ganze Stadt mit dem Hungerkünstler [...] beschäftigte“ (ebd.). In dieser Phase hat das Hungern des Hungerkünstlers einen Rahmen, der es in einer spezifischen Weise eingrenzt. Zu den Faktoren, die die Hungerkunst determinieren, gehörten das in unterschiedlicher Weise interessierte Publikum (ebd.),<sup>78</sup> dessen Interesse jedoch nicht über 40 Tage hinausgeht, sowie die Wächter, die kontrollieren sollen, ob der Hungerkünstler Nahrung zu sich nimmt. Die Wächter selbst essen, so dass Nahrung für den

---

<sup>76</sup> Thorsten Oye: Hungerkünstler gibt es wirklich. Zu einer Erzählung Franz Kafkas, in: *Merkur* 58 (2004), 1136 - 1140.

<sup>77</sup> Tatsächlich erlebte jedoch die Hungerkunst, die vor allem in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts floriert hatte, in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts eine erneute Konjunktur. Peter Payer: *Hungerkünstler in Wien. Eine verschwundene Attraktion (1896-1926)*, Wien: Sonderzahl, 2001. Zu Kafkas intensiver Beschäftigung mit Artisten und Schaustellern siehe Walter Bauer-Wabnegg: *Monster und Maschinen, Artisten und Technik in Franz Kafkas Werk*, in: Wolf Kittler/Gerhard Neumann (Hgg.): *Franz Kafka: Schriftverkehr*, Rombach Wissenschaft: Reihe Litterae, Freiburg: Rombach, 1990, 316-382.

<sup>78</sup> „[...] nun waren es besonders die Kinder, denen der Hungerkünstler gezeigt wurde; während es für die Erwachsenen oft nur ein Spaß war, an dem sie der Mode halber teilnahmen, sahen die Kinder staunend, mit offenem Mund, der Sicherheit halber einander bei der Hand haltend, zu [...]“ (DL [1924], 334).

Hungerkünstler buchstäblich in greifbare Nähe rückt (335).<sup>79</sup> Aber auch auf der Ebene der Sprache stehen die Wächter für Essen: Sie sind „gewöhnlich *Fleischhauer*“ (ebd.), heißt es in der Erzählung. Diese Berufsbezeichnung charakterisiert sie nicht nur als Personen, die mit Fleisch umgehen, sondern auch im Wort selbst ist dadurch Nahrung präsent. Diese Wächter gehen davon aus, dass der Hungerkünstler heimlich doch Nahrung zu sich nimmt, und würden ihn sogar darin unterstützen. Der Hungerkünstler *singt*, um solche Verdächtigungen abzuwehren (ebd.). Zudem beschränkt der Impressario die Hungerperiode. Er hat in dieser Erzählung eine Vermittlerfunktion zwischen Künstler und Publikum inne, indem er den abgemagerten Körper zu einem bestimmten Zeitpunkt als Kunstwerk überhaupt sichtbar macht.

In dieser Phase läuft die Hungerkunst („mit regelmäßigen kleinen Ruhepausen“ [341]) gleichförmig ab – denn Kafka schildert hier einen Normalverlauf.<sup>80</sup> So folgt auf das Hungern jeweils, „in der Regel“ (338) am vierzigsten Tag, die Präsentation des Kunstwerks:

Dann also am vierzigsten Tag wurde die Tür des mit Blumen umkränzten Käfigs geöffnet, eine begeisterte Zuschauerschaft erfüllte das Amphitheater, eine Militärkapelle spielte, zwei Ärzte betraten den Käfig, um die nötigen Messungen am Hungerkünstler vorzunehmen, durch ein Megaphon wurden die Resultate dem Saale verkündet, und schließlich kamen zwei junge Damen, glücklich darüber, daß gerade sie ausgelost waren, und wollten den Hungerkünstler aus dem Käfig ein paar Stufen hinabführen, wo auf einem kleinen Tischchen eine sorgfältig ausgewählte Krankenmahlzeit serviert war (338).

Der Impressario verstärkt den Effekt des abgemagerten Körpers in publikumswirksamer Weise, indem er ihn mit „übertriebene[r] Vorsicht“ anfasst, ihn gleichzeitig jedoch ein wenig schüttelt (ebd.). Er „flößt“ dem Hungerkünstler im Zustand des „ohnmachtsähnlichen Halbschlafes“ etwas Essen „ein“ und lässt ihn einen „Trinkspruch“ auf das Publikum ausbringen (340). Ein Tusch des Orchesters beendet das befriedigende Spektakel (341).

Bereits in dieser ersten Phase wird die Bedeutung der Hungerkunst für das Publikum, vermittelt durch den Impressario, von der Bedeutung des Hungerns für den

---

<sup>79</sup> So lässt der Hungerkünstler ihnen ein „überreiches Frühstück“ bringen, „auf das sie sich warfen mit dem Appetit gesunder Männer“ (DL [1924], 336). Gerhard Neumann weist darauf hin, dass Kafka den Hungerkünstler verschiedenen „Eßordnungen“ aussetze. Neumann: Hungerkünstler, S. 350.

<sup>80</sup> Zur Herkunft dieses narrativen Verfahrens aus der Versicherungswissenschaft und Kafkas Tätigkeit für die Versicherungsanstalt siehe Benno Wagner: Poseidons Gehilfe. Kafka und die Statistik, in: Hans-Gerd Koch/Klaus Wagenbach (Hgg.): *Kafkas Fabriken*, Marbacher Magazin 100, Stuttgart: Dt. Schillergesellschaft, 2002, 109-138. Wie unten im Vergleich mit den historischen Hungerkünstler-Versuchen deutlich wird, dienten diese Versuche gerade der Herstellung von „Normal-Werten“ für das menschliche Hungern.

Hungerkünstler selbst abgegrenzt. Für die Befriedigung des Publikumsinteresses ist es unerheblich, dass die Hungerkunst stets die Grenze zum Betrug streift<sup>81</sup> und niemals den Status absoluter Perfektion erlangt:

[...] niemand also konnte aus eigener Anschauung wissen, ob wirklich ununterbrochen, fehlerlos gehungert worden war; nur der Hungerkünstler selbst konnte das wissen, nur er also gleichzeitig der *von seinem Hungern vollkommen befriedigte Zuschauer* sein (337).

Der Hungerkünstler ist allerdings von dieser Form der Kunstaübung nicht befriedigt, da sein Hungern ihm nicht schwer fällt: „Es war die leichteste Sache der Welt“ (ebd.). Für ihn erscheint die 40-Tage-Frist willkürlich: „Warum sollte er nach vierzig Tagen aufhören?“ (ebd.). Es wird jedoch in der Erzählung zunächst nicht aufgelöst, *warum* das Hungern so leicht ist. Die Unzufriedenheit des Hungerkünstlers in der ersten Phase wird durch den vorzeitigen Abbruch des Hungerns erklärt (341).

Der Vermutung eines „Gutmütigen“ zufolge, die an dieser Stelle genannt wird, käme die Traurigkeit des Hungerkünstlers vom Hungern selbst (ebd.). Der Hungerkünstler reagiert auf solche Vermutungen (auch hier gilt der Normalverlauf) mit einem „Wutausbruch“ und beginnt „zum Schrecken aller wie ein Tier an den Gittern zu rütteln“ (ebd.). Der Impressario zeigt Photos vom Hungerkünstler im Zustand der Entkräftung, um so den *offensichtlichen* Zusammenhang zwischen Hungern und Traurigkeit zu bestätigen. Auch in diesem Fall hat der Impressario die Deutungsmacht über das Bild des Hungerkünstlers.<sup>82</sup> Für den Hungerkünstler ist das jedoch „die entnervende Verdrehung der Wahrheit“ (ebd.).

---

<sup>81</sup> Der 1926 in Berlin hungernde Künstler Jolly wurde zunächst zu einer Geldstrafe von 1.000 Mark verurteilt, da er heimlich Schokolade gegessen hatte. Die Berufungsinstanz erklärte allerdings – und das wäre durchaus im Sinne Kafkas –, ein Hungerrekord mit Schokolade sei kein Betrug, weil niemand sich betrogen gefühlt habe und das Publikum trotzdem auf seine Kosten gekommen sei. Payer: *Hungerkünstler in Wien*, S. 39 und Fnt. 78. Siehe allgemein zum Betrug auch Neumann: *Hungerkünstler*, S. 357. Joan Jacobs Brumberg zeigt, dass zu allen Zeiten bei Fällen von freiwilliger Nahrungsabstinenz die Frage des Betrugs akut war. Joan Jacobs Brumberg: *Todeshunger. Die Geschichte der Anorexia nervosa vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt am Main u.a.: Campus, 1994.

<sup>82</sup> Walter Bauer-Wabnegg zeigt, dass die Photographien eine Gefährdung der Kunst des Hungerkünstlers darstellen, da sie ihn zu ersetzen drohen: Sie machen die Näheerfahrung für das Publikum überflüssig: „Seine Form der Eigentümlichkeit gehört nun endgültig dem vergangenen Jahrhundert des Körpers an.“ Bauer-Wabnegg: *Monster und Maschinen*, S. 379. In den medizinischen Texten wird den Photographien der Stellenwert zugesprochen, sie könnten über den Text hinaus Aussagen machen. In gewisser Weise machen sie damit aber auch die ärztliche Beschreibung des Körpers überflüssig, siehe etwa bei E. Brissaud/A. Souques: *Délire de maigreur*, in: *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* 7 (1894), 237-337, S. 332. Siehe oben Kapitel III. „Patientinnen“, S. 84-89.



In der zweiten Phase der Erzählung wird das stabile Dreieck Hungerkünstler – Impressario – Publikum/Wächter aufgelöst.<sup>83</sup> In Folge eines „Umschwungs“ – das Publikum interessiert sich nicht mehr für den Hungerkünstler – entlässt dieser den Impressario und nimmt eine Stelle im Zirkus an (343). Während in der ersten Phase sein Hungern reguliert verlaufen war, löst sich das Hungern ohne die Vermittlung des Impressarios immer mehr vom Publikum. Auf dem Zirkusgelände betrachten ihn die Zuschauer im Vorbeigehen, „auf dem Weg zu den ersehnten Ställen“, nur wenige bleiben stehen (345). Den Hungerkünstler stören zwar die „Ausdünstungen der Ställe, die Unruhe der Tiere bei Nacht, das Vorübertragen der *rohen Fleischstücke*, die Schreie bei der *Fütterung*“ (346), aber er verdankt den Tieren auch sein Publikum (ebd.). Durch die Gewöhnung des Publikums an den Anblick des Hungerkünstlers stellt sich auch in dieser neuen Situation Stabilität her. „Man gewöhnte sich an die Sonderbarkeit, in den heutigen Zeiten Aufmerksamkeit für den Hungerkünstler beanspruchen zu wollen, und mit dieser Gewöhnung war das Urteil über ihn gesprochen“ (346f.). Damit geht es den Zirkusbesuchern bereits nicht mehr um die Sonderbarkeit des Hungerkünstlers, sondern darum, dass überhaupt noch Hungerkunst gezeigt wird.

Abermals löst sich die Hungerkunst für den Hungerkünstler nicht ein, denn sie spricht nicht für sich. Auch jetzt bleibt der Hungerkünstler unverstanden: Zwar kann er nun hungern, „wie er es früher einmal geträumt hatte, und es gelang ihm ohne Mühe ganz so, wie er es damals vorausgesagt hatte [...]“ (347). Das Zirkuspersonal erneuert jedoch das „Täfelchen mit den abgeleisteten Hungertagen“ nicht, und so ist es nun „die dümmlichste Lüge“ (ebd.), wie es zuvor „die entnervende Verdrehung der Wahrheit“ (341) war, der sich der „ehrlich“ arbeitende Hungerkünstler ausgesetzt sieht (347). „Wehrte“ er sich in der ersten Phase gegen die Zelebrierung seines Fastenbrechens (341), sieht er sich nun um seinen Lohn gebracht:

Wenn einmal ein Müßiggänger stehen blieb, sich über die alte Ziffer lustig machte und von Schwindel sprach, so war das in diesem Sinn die dümmste Lüge, welche Gleichgültigkeit und eingeborene Börsartigkeit erfinden konnte, denn nicht der Hungerkünstler betrog, er arbeitete ehrlich, aber die Welt betrog ihn um seinen Lohn (347).

Schließlich sieht man den Hungerkünstler in seinem Käfig nicht mehr, seine Kunst ist also vollkommen selbstreferentiell geworden. Dieses Verschwinden führt eine Änderung des Zustands und das Ende der zweiten Phase herbei. Ein Aufseher hält den

---

<sup>83</sup> Wagner: *Der Unversicherbare*, S. 482.

Käfig für leer, bis er wegen der Tafeln am Käfig darauf schließt, dass sich der Hungerkünstler noch im Käfig befinden muss (348). Der Dialog zwischen Aufseher und Hungerkünstler beantwortet die zu Beginn der Erzählung aufgeworfene Frage, warum das Hungern für den Hungerkünstler so leicht ist. Allerdings setzt der „entgegenkommend[e]“ Aufseher der Rede des Hungerkünstlers nichts entgegen (ebd.), so dass auch die *Erklärung* der Hungerkunst selbstbezüglich bleibt:

Immerfort wollte ich, daß ihr mein Hungern bewundert [...]. Ihr sollt es aber nicht bewundern [...]. *Weil* ich hungern muß, ich kann nicht anders [...]. *Weil* ich [...] nicht die Speise finden konnte, die mir schmeckt. Hätte ich sie gefunden, glaube mir, ich hätte kein Aufsehen gemacht und mich vollgeessen wie du und alle (348).

In den Käfig des Hungerkünstlers kommt ein junger Panther, dessen Essverhalten im Umkehrschluss auch den Hungerkünstler charakterisiert: Er erhält die „Nahrung, die ihm schmeckte“, seine Freiheit steckt in seinem „Gebiß“ und hängt also mit der Nahrung zusammen. Schließlich sichert ihm seine „Freude am Leben“, die „mit einer [...] starken Glut aus seinem *Rachen*“ kommt, auch das Publikumsinteresse (349).

### 7. Der Körper des Hungerkünstlers

Während in „Die Verwandlung“ die Möglichkeit einer Erkrankung durchgespielt wird, wird die Hungerkunst des Hungerkünstlers in den Zuständigkeitsbereich der Medizin gerückt. Am Ende der Hungerzeit wird dem Hungerkünstler eine „sorgfältig ausgewählte *Krankenmahlzeit*“ (338) serviert, die daran erinnert, dass die historischen Hungerkünstler zumeist unter ärztlicher Aufsicht fasten.<sup>84</sup> Die Vermutung des „Gutmütigen“, die Traurigkeit des Hungerkünstlers käme vom Hungern selbst (341), erinnert an die Vorstellung der Neurologie, Nahrungsabstinenz ziehe eine „Verarmung der Nervenkraft“<sup>85</sup> nach sich.

Am Ende der 40-tägigen Fastenperiode kontrollieren zwei Ärzte den Körperzustand des Hungerkünstlers (338). Indem die Ergebnisse per Megaphon im Saal verkündet werden, sind die „nötigen Messungen“ in das ritualisierte Fastenbrechen eingebunden (ebd.). Die „nötigen Messungen“ sind jedoch mehrdeutig: Zum einen sind sie als eine Kontrolle des Körperzustands des Hungerkünstlers lesbar und in diesem Sinne Teil der Stabilität der ersten Phase. Das Hungern ist zwar extrem, es ist jedoch – in der

<sup>84</sup> Siehe Kapitel IV. „Hungerkünstler“, S. 102-114.

<sup>85</sup> Beard: *Die sexuellen Neurasthenien* [1885], S. 15.

Terminologie Benno Wagners – „versicherbar“<sup>86</sup> und gefährdet nicht die eigene ökonomische Grundlage. „So lebte [...] [der Hungerkünstler] mit regelmäßigen kleinen Ruhepausen viele Jahre [...]“ (341), heißt es in der Erzählung. Zum anderen lassen sich die „*nötigen* Messungen“ auch im Hinblick auf das Spektakel des Hungerns lesen. Die Ärzte garantieren den Zuschauern einen *außergewöhnlich* abgemagerten Körper.<sup>87</sup> Es wird jedoch nicht aufgelöst, *was* die Ärzte messen und *welche* Resultate im Saal verkündet werden.

Dass die Messungen „nötig“ seien, impliziert eine Normalität und Notwendigkeit ärztlicher Kontrolle. Dass jedoch weder Messparameter noch Ergebnisse genannt werden, entleert das Messritual, dem nunmehr nur noch eine Beglaubigungsfunktion innewohnt. Im Unterschied dazu war die wissenschaftliche Medizin nicht nur Bestandteil der meisten historischen Hungervorführungen; die Hungerkunst bediente sich des Experiments als Modell für ihre Selbstinszenierung. Die meisten Hungerkünstler sahen ihre Kunst in der Darbietung einer menschlichen Extremleistung; für ihre Darstellung nahmen sie Eintritt. In der Darstellung der Ärzte stehen diese materiellen Bestrebungen im Vordergrund: „[A]chtete mit nie sich verringernder Sorgfalt auf sein Geldinteresse, mit dem er sich fast ausschließlich zu beschäftigen schien“, schreibt Luigi Luciani über den Hungerkünstler Succi.<sup>88</sup> Die Berliner Ärzte sehen explizit von den Motiven des Hungerns ab: „aus welchen Motiven, kann uns ja gleichgültig sein“, heißt es in den „Verhandlungen“ der hiesigen „*medizinischen Gesellschaft*“.<sup>89</sup> Kafkas Hungerkünstler hingegen geht es um „die Ehre seiner Kunst“ (335).

Die Profession „Hungerkünstler“ wird in den medizinischen Texten ohne Ironie oder Anführungszeichen verwendet; die Perspektive der Ärzte konzentriert sich allerdings

---

<sup>86</sup> Wagner: *Der Unversicherbare*, S. 483.

<sup>87</sup> Walter Bauer-Wabnegg zeigt die Bedeutung des Messens im Hinblick auf eine andere Messtechnik: die Zeitmessung. Erst durch sie wird die Leistung der Hungerkunst vermittelbar, nur durch Zeitmessung wird sie anschlussfähig an die Umwelt. „Tatsächlich stellt die Hungerkunst nämlich eine der weitestgehenden Abstraktionen vom menschlichen Körper dar. Sie sieht vom konkreten Hunger ab und bemißt ihn als Frist.“ Bauer-Wabnegg: *Monster und Maschinen*, S. 375. Dieser für ihn überlebenswichtigen Technik widersetze sich der Hungerkünstler jedoch und missverstehe so seine eigene Kunst, ebd.

<sup>88</sup> Luigi Luciani: *Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen*, Hamburg/Leipzig: Leopold Voss, 1890, S. 68. Auch bei Cetti wird betont, es handele sich für ihn um eine „Unternehmung mit finanzielle[m] Charakter“. Verhandlungen ärztlicher Gesellschaften. Berliner medicinische Gesellschaft. Sitzung vom 23. März 1887, in: *Berliner Klinische Wochenschrift* 24 (1887), 290-292, S. 292.

<sup>89</sup> Verhandlungen [1887], S. 291.

auf den ersten Teil des Begriffs, da dieser in ihrem Untersuchungsinteresse steht.<sup>90</sup> In Kafkas Erzählung hingegen liegt der Akzent auf dem zweiten Teil.<sup>91</sup> Indem Kafka so die Perspektive auf die Kunst des *Hungerkünstlers* richtet, wird deutlich, dass in der historischen Bedeutung des Begriffs gerade nicht von einer *Hungerkunst* ausgegangen wurde.<sup>92</sup> In der Erzählung hingegen werden verschiedene Kunstbegriffe für das Hungern durchgespielt.<sup>93</sup>

So wird im ersten Teil die Hungerkunst (wie die historischen Hungerkunst-Vorführungen) als Spektakel inszeniert. Um publikumswirksam zu sein, bedarf sie eines bestimmten Rahmens. Wichtig ist zudem die Vermittlungsfunktion des *Impressarios*; am nachdrücklichsten wird das deutlich, wenn er Bilder lanciert, die den Anblick des Hungerkünstlers sowie dessen Äußerungen zu seiner Kunst für die Zuschauer überschreiben soll: „[Er] suchte aber dann die Behauptung einfach genug durch Vorzeigen von Photographien, die gleichzeitig verkauft wurden, zu widerlegen, denn auf den Bildern sah man den Hungerkünstler an seinem vierzigsten Hungertag, im Bett fast verlöscht vor Entkräftung“ (342).<sup>94</sup>

An diesem Spektakel partizipiert auch bei Kafka die Medizin, die Daten liefert, welche die Kunst interpretierbar machen. Dass die Messergebnisse nicht genannt werden, zeigt, dass es sich um ein Ritual handelt, bei dem der Inhalt letztendlich irrelevant ist. Mit Blick auf die Medizin verweist der Auftritt der Ärzte in der Erzählung nicht nur auf die strategische Allianz zwischen Hungerkunst und wissenschaftlicher Medizin, sondern auch auf das Element des Spektakulären in der Medizin, die sich nicht nur auf „*curiosités physiologiques*“<sup>95</sup> beschränkt. Auch in den ärztlichen Schilderungen der abgemagerten Körper der Anorektikerinnen wird – wie

---

<sup>90</sup> Anders in Zeitungsberichten, in denen die Hungerkunst zumeist karriert wird. Siehe dazu Kapitel IV. „Hungerkünstler“, S. 107, Fnt. 61.

<sup>91</sup> Wie auch Gerhard Neumann konstatiert, der „Ein Hungerkünstler“ in die Tradition der Künstlernovelle stellt. Neumann: *Hungerkünstler*, S. 370.

<sup>92</sup> So auch immer noch die Definition von „Hungerkünstler“ in *Wahrig Deutsches Wörterbuch* (1991) „jmd. der gegen Entgelt lange Zeit hungert“.

<sup>93</sup> Siehe dazu ausführlich Neumann: *Hungerkünstler*.

<sup>94</sup> Die meisten historischen Hungerkünstler lancierten Photographien, so auch Cetti in Berlin. Succi ließ sich in einem Fass sowie in einer Ritterrüstung porträtieren – letzteres wohl um damit seine Stärke zu demonstrieren, vgl. Payer: *Hungerkünstler in Wien*, S. 48.

<sup>95</sup> Philipp Sarasin: Der öffentlich sichtbare Körper. Vom Spektakel der Anatomie zu den „*curiosités physiologiques*“, in: Philipp Sarasin/Jakob Tanner (Hgg.): *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998, 419-452, S. 449.

bereits dargestellt – oft hervorgehoben, wie extrem der Fall und wie außergewöhnlich die Abmagerung der Patientin sei: „The case was so extreme that, had it not been photographed and accurately engraved, some assurance would have been necessary that the appearances were not exaggerated, or even caricatured which they were not“, leitet William Gull die 1888 in der britischen Medizinzeitschrift *Lancet* veröffentlichte und mit Gravuren bebilderte Fallgeschichte ein.<sup>96</sup> Die Gravuren sind jedoch nicht nur Zeugnis der extremen Abmagerung, sondern auch der spektakulären Heilung der Patientin durch den Arzt. In Kafkas Erzählung wird der Körper des Hungerkünstlers folgendermaßen beschrieben: „[...] der Kopf lag auf der Brust, es war, als sei er hingerollt und halte sich dort unerklärlich; der Leib war ausgehöhlt; die Beine drückten sich [...] fest an den Knien aneinander [...]“ (340). Auch bei Jean-Martin Charcots (bereits zitierter) Beschreibung einer anorektischen Patientin, deren extraordinary Abmagerung er durch Wortwahl und Ausrufungszeichen hervorhebt, finden sich Elemente dieses Körperbildes:

[...] die Kranken sind *ohne Uebertreibung* nichts als lebende Skelette. Und was für ein Leben! Eine tiefe Stumpfheit hat die anfangs vorhandene natürliche Aufregung abgelöst, Gehen und Stehen sind seit langer Zeit unmöglich geworden, die Kranken sind an's Bett gebannt, in dem sie sich kaum zu bewegen vermögen, die Muskeln des Halses sind gelähmt, das *Haupt rollt wie eine todte Masse* auf dem Kissen, die Glieder sind kalt und cyanotisch; man fragt sich erstaunt, wie bei einem solchen Verfall noch das Leben bestehen kann!<sup>97</sup>

Otto Binswanger spricht im Zusammenhang mit Fräulein B.s Abmagerung von einem „kahnförmig eingefallen[en] [...] Leib“<sup>98</sup>. Sein französischer Kollege George Noguès begründet die Wahl seines Dissertationsthemas „Anorexie mentale“ mit der Faszination, die von anorektischen Patientinnen ausgegangen sei: „Oft beeindruckt von dem Anblick dieser durchscheinenden Wesen in den ersten Tagen der Isolation“, habe er Anorexie zum Sujet seiner Arbeit gemacht.<sup>99</sup> In seiner Beschreibung der Abmagerungen seiner Patientinnen greift Noguès immer wieder auf Ausdrücke wie

---

<sup>96</sup> William W. Gull: Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1888), 516-517, S. 516. Siehe Kapitel II. „Patientinnen“, S. 86.

<sup>97</sup> Jean Martin Charcot: *Neue Vorlesungen über die Krankheiten des Nervensystems insbesondere über Hysterie*, autorisierte deutsche Ausgabe übersetzt von Sigmund Freud, Leipzig/Wien: Deuticke, 1886, S. 194.

<sup>98</sup> Binswanger: *Neurasthenie* [1896], S. 331.

<sup>99</sup> George Noguès: *L'Anorexie mentale, ses rapports avec la psychophysiologie de la faim. Thèse pour le doctorat en médecine*, Toulouse: Dirion, 1913, S. 7.

„beeindruckend“ zurück.<sup>100</sup> Auch in medizinischen Texten wird die pathologische Anorexie als eine Art Hungerkunst zelebriert.<sup>101</sup>

In der zweiten Phase der Erzählung fallen die vermittelnden Instanzen, die die Leistung des Hungerkünstlers für das Publikum als solche überhaupt erkenntlich machen, aus.<sup>102</sup> „[D]ie schönen Aufschriften“, die der Kunst des Hungerkünstlers einen Rahmen geben sollen, werden „schmutzig und unleserlich, man riß sie herunter“ (347). Auch die Zeitspanne als Maßstab der Virtuosität der Hungerkunst geht verloren: „das Täfelchen mit der Ziffer der abgeleisteten Hungertage [...] blieb schon längst immer das gleiche“ (ebd.).

Tatsächlich wird der Hungerkünstler nun zu jenem „absoluten Zeichen“<sup>103</sup>, das er am Anfang zu werden bestrebt war: „Nur durch gänzliche Selbstaufzehrung des Zeichenkörpers wird die fehlerlose Wahrheit des Zeichens beglaubigt“<sup>104</sup>, wie Gerhard Neumann es formuliert. In „Ein Hungerkünstler“ wird der Körper des Hungerkünstlers in der zweiten Phase nicht mehr beschrieben, nachdem die Repräsentation körperlicher Details im ersten Teil gerade die Leiblichkeit des Hungerkünstlers hervorhob.<sup>105</sup> Kafka setzt damit das Paradox um, dass das absolute Zeichen, das keinerlei Vermittlung bedarf, auch unlesbar wird. Ein einziges Körperteil nimmt Kafka vom Verschwinden aus: Am Schluss der Erzählung hebt der Hungerkünstler „das Köpfchen“ und spricht „mit wie zum Kuß gespitzten Lippen gerade in das Ohr des Aufsehers hinein“ (348f.).<sup>106</sup>

---

<sup>100</sup> Ebd., S. 191. „L’aspect de la malade devient peu à peu impressionnant.“

<sup>101</sup> Auch Astrid Lange-Kirchheim sieht in ihrer psychoanalytischen Lesart von Kafkas Erzählung eine Verbindung zwischen der Anorexie und der Hungerkunst – beide seien eine Selbstermächtigungsstrategie, eine Kleinheitsphantasie als Größenwahn; beide bedürften der Öffentlichkeit. Astrid Lange-Kirchheim: Franz Kafka „Ein Hungerkünstler“ – Zum Zusammenhang von Eßstörung, Größenphantasie und Geschlechterdifferenz (mit einem Blick auf neues Quellenmaterial), in: Johannes Cremerius/Gottfried Fischer/Ortrud Gutjahr/Wolfram Mauser/Carl Pietzcker (Hgg.): *Größenphantasien*, Freiburger literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse Bd. 18, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1999, 291-313.

<sup>102</sup> Man könnte argumentieren, dass der Hungerkünstler in beiden Phasen der Erzählung den Kunstbegriff der Moderne vertritt, nach dem das Kunstwerk von jeglichen historischen Bezügen ‚befreit‘ erscheint.

<sup>103</sup> Neumann: Hungerkünstler, S. 364.

<sup>104</sup> Ebd.

<sup>105</sup> Der abgemagerte Körper, der ganz von den beiden jungen Damen getragen wird und dessen Beine auf dem Boden nachschleifen, erscheint leb- und willenlos.

<sup>106</sup> Das Kontrastbild zu den „wie zu einem Kuß gespitzten Lippen“ ist das „Gebiß“ des Panthers, in dem die „Freiheit“ steckt, und sein „Rachen“, aus dem „die Freude am Leben“ kommt (DL [1924], 349).

Auch die Erzählung „Ein Hungerkünstler“ lässt sich so vor dem Hintergrund des medizinischen Diskurses lesen. Indem Kafka zwei Ärzte die „nötigen Messungen“ am Hungerkünstler vornehmen lässt, zeigt er die Medizin als Kontrollinstanz freiwilliger Nahrungsabstinenz. Der Hungerkünstler entzieht sich dieser Instanz zwar zunächst, wird dann jedoch durch die Geste des Aufsehers als verrückt bezeichnet und so wieder in die Nähe des Zuständigkeitsbereichs der Medizin gerückt.

Die historischen Hungerkünstler verschwanden aus dem Bewusstsein der Gesellschaft, ihre ‚Kunst‘ wurde vom Publikum nicht mehr verstanden, die Messergebnisse erwiesen sich als für die Medizin kaum brauchbar. Ähnlich inszeniert auch Kafka das Verschwinden des Bezugs zur Medizin wie auch allgemein zur historischen Situation. Es verläuft parallel zum Verschwinden des Hungerkünstlers. In beiden Fällen handelt es sich also gewissermaßen um eine Inkorporation in den Text über die Hungerkunst. Dieser Text schweigt nicht, sondern ist auch in der Darstellung des Verschwindens des Körpers des Hungerkünstlers beredt. Bezeichnenderweise hebt Kafka am Ende der Erzählung alle Körperteile des Hungerkünstlers hervor, die mit Sprechen zu tun haben. Nicht nur auf der Ebene des Textes, sondern auch innerhalb der Handlung existiert die Hungerkunst nicht jenseits der Sprache.<sup>107</sup>

### 8. Fazit

Franz Kafka übernimmt in seinen Tagebüchern und Briefen Figuren, Vorstellungen, Körper- und Ernährungskonzeptionen aus Schulmedizin und Naturheilkunde und spitzt deren Aporien und innere Widersprüche zu, indem er sie in seinen und an seinem Körper erprobt. Der Zusammenhang zwischen Magerkeit und Nervenleiden, zwischen Magenkrankheit und Hypochondrie, das Paradox des medikalisierten Körperbewusstseins wird von Kafka durchgespielt. Essen ist Gegenstand beständiger Reflexion; hier lassen sich Spuren des Diskurses über die Verwissenschaftlichung von

---

<sup>107</sup> Mit Walter Bauer-Wabnegg ließe sich das Verschwinden des Hungerkünstlers auch im Lichte von Kafkas Auseinandersetzung mit den neuen Medien interpretieren. Kafkas Faszination für Artisten und Schausteller bezeuge seine Faszination für den Körper, der für nichts als sich selber stehe, und gleichzeitig die Einsicht in dessen Bedrohung durch die neuen Medien – wie im Text etwa durch den strategischen Einsatz der Photographien durch den Impressario deutlich wird. Als solche prekäre Existenz sehe sich aber auch der Schriftsteller Kafka, der stets die Materialität des Schreibaktes betont, sich als „Schreibinstrument“ sieht, vgl. Bauer-Wabnegg: *Monster und Maschinen*, S. 316. „Kafka erlebte bewußt den Wandel seiner Zeit. Gerade seine Zirkusgeschichten machen dies deutlich. Fasziniert und beunruhigt erzählt er in ihnen von den neuen Mitteilungsformen und vom Untergang des Körpers. Er legt damit Zeugnis ab vom Untergang seiner Mitteilungsform: der Literatur.“ Ebd., S. 380.

Ernährung finden, da bei Kafka wie im medizinischen Diskurs (allerdings unter völlig anderen Zuordnungen) Speisen sowohl pathogen als auch therapeutisch sein können. Der Fluchtpunkt seines Denkens bleibt eine radikale Bedeutungslosigkeit der Speisen, eine „Gleichgültigkeit und Unterschätzung des Essens überhaupt“ (BF [24.11.12], 119f.). Die Speise, die einfach nur sättigt, schmeckt, befriedigt, die kein Symbol ist, bleibt jedoch unerreichbar – nicht zuletzt, weil Essen in Texten nur als „Rede über Essen“<sup>108</sup> möglich ist. In Franz Kafkas Texten wird das durch dessen nicht-metaphorische Schreibweise besonders deutlich.

Diese Elemente lassen sich auch in den beiden untersuchten Erzählungen „Die Verwandlung“ (1915) und „Ein Hungerkünstler“ (1924) ausmachen. Das medizinische Wissen, das Franz Kafka in seinen Tagebüchern und Briefen verwandte, die medizinischen Techniken, die er nicht zuletzt durch seine Berufstätigkeit erlernte, nutzte er auch in den beiden Erzählungen. Körper existieren nicht jenseits dieses Wissens und dieser Techniken; sie bestimmen das Körpererleben, sie machen Körper – wie den des Hungerkünstlers – sichtbar. Speisen binden die Protagonisten: Gregor Samsa an seine Familie, den Hungerkünstler an sein Publikum und den Impressario. Allein durch Nahrungsverzicht gelingt es ihnen unabhängig zu werden. Gleichzeitig realisieren sie damit ihr Verschwinden.

---

<sup>108</sup> Neumann: Das Essen in der Literatur, S. 187.



## VI. „Brotverabreichungsbeziehungen“ bei Robert Walser

### 1. Einleitung

Unser Mann ißt wenig, alle gescheiten Leute tun das. [...] Er sieht sich beständig beim Essen um, mit dem freundlichen Wunsche, jemand mit einer Handreichung zuvorzukommen (SW 1 [1904], 56).

In diesem Bild eines Essenden in Robert Walsers erster Buchveröffentlichung, *Fritz Kocher Aufsätze* (1904), wird jene ambivalente und widersprüchliche Haltung gegenüber Essen deutlich, die der Autor in seinen Texten immer wieder in Szene setzt. Figuren, die unbeschwert in sich hineinstopfen, Nahrung lustvoll verspeisen, sind in Walsers Werk selten, und wenn einer in dieser Weise isst, so bereut er es zumeist hinterher. Zudem zeichnen sich viele seiner Figuren durch eine Art kulinarische Voyeurismus aus und beobachten die anderen Essenden.

In Walsers Werk ist Essen nicht nur Element der *histoire* seiner Prosastücke und Romane, Essen umgreift auch den *discours*, dient Walser als Metapher sowie als Strategie, die Textur seiner Texte sichtbar zu machen. Anders als Schilderungen von Mahlzeiten im realistischen Roman – etwa die Tischszene in Theodor Fontanes *Cécile* (1886), die einem realistischen Setting eines sozialen Ereignisses dient – lenkt Walser mittels seines Schreibens über Essen gerade den Blick auf die ‚Gemachtheit‘ des Textes, auf das Schreiben selbst.

Angesichts der zahlreichen Aufzählungen von Mahlzeiten oder Speisen in Walsers Werk überrascht es, dass sich allein Iris Denneler mit Walsers „kulinarischer Poetologie“ beschäftigt hat.<sup>1</sup> Walsers Poetologie, so Denneler, sei reflektiert im Thema Essen. Nur habe die Walser-Forschung bisher ein Walserbild gehegt, das besage, „Dichtung und Dichter hätten ausschließlich der Kasteiung und Entsagung gelebt [sic]“<sup>2</sup>. Dass das von Denneler implizierte Gegenbild vom „großen Fresser“<sup>3</sup> auf Walser nicht ganz zutrifft, hängt mit der spezifischen Problematik von Walsers Werk zusammen. Bei kaum einem anderen Autor sind Leben und Werk derart

---

<sup>1</sup> Iris Denneler: „Erzähle ich eine Geschichte, so denke ich ans Essen“. Zur kulinarischen Poetologie Robert Walsers, in: *Wirkendes Wort* 49 (1999), 46-62.

<sup>2</sup> Ebd., S. 47.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu auch Carl Seelig: *Wanderungen mit Robert Walser* [1957], Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977. Carl Seelig bemerkt in seinem Schlusswort, der Leser solle sich nicht davon abschrecken lassen, dass im Buch so häufig von Essen und Trinken die Rede sei (ebd., S. 169). Tilla Durieux verbreitete wohl das Gerücht über Walsers Appetit, der einer der unersättlichsten in Deutschland gewesen sein soll, vgl. Catherine Sauvat: *Vergessene Weiten. Biographie zu Robert Walser* [1989], Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995, S. 90.

„ineinander verschraubt“<sup>4</sup> wie bei Robert Walser. Bei jedem der zahlreichen Ichs vermeint man den Autor sprechen zu hören, und doch entzieht sich Walser letztendlich einem „autobiographischen Pakt“, wie ihn Philippe Lejeune beschreibt.<sup>5</sup>

In der vorliegenden Untersuchung sollen Autor und Erzählsubjekt nicht automatisch identifiziert werden, auch wenn sich eine Trennung nicht immer aufrechterhalten lässt. So soll es in den Abschnitten 2. bis 4. zunächst um das ‚Leben‘ Walsers gehen, während sich die Abschnitte 5. und 6. mit dem ‚Werk‘ auseinander setzen. Während also zunächst durchaus Walser mit dem Ich seiner Texte identifiziert wird, geht es später um einzelne Texte, deren Ich als Subjekt des Textes, nicht aber als identisch mit der historischen Person Walser verstanden wird. Hier stehen die Erzählstrategien im Zentrum.

## 2. „Brotverabreichungsbeziehungen“

Frau Mermet.

Meine Schwester, Sie und ich haben uns am vorletzten Sonntag gut unterhalten zusammen. Uebrigens hat das Stück Käse, wozu Sie so freundlich gewesen sind mir das Papier zu geben, gut geschmeckt (BW [13.12.1913], 67).

So beginnt Walsers Briefwechsel mit Frieda Mermet. Die Korrespondenz mit Mermet, die er 1913 als Freundin seiner Schwester Lisa kennen lernte, macht einen Großteil der in den *Gesammelten Werken* zusammengetragenen Briefe aus. Noch am Lebensende, als Patient in Herisau, bedankte sich Walser für Mermets Weihnachtsgeschenk und schilderte das Anstalts-Weihnachtsmahl (BW [2.1.1935], 352). Wie Kafkas *Briefe an Felice*, so ist auch dieses Konvolut als Zeugnis einer brieflich durchgespielten Ehe interpretiert worden.<sup>6</sup> Tatsächlich kann man einen Teil

<sup>4</sup> Peter Utz: Robert Walser, in: Hartmut Steinecke (Hg.): *Deutsche Dichter des 20. Jahrhunderts*, Berlin: E. Schmidt Verlag, 1994, 197-211.

<sup>5</sup> Philippe Lejeune: *Der autobiographische Pakt* [1975], Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994. Lejeune nimmt an, dass eine Autobiographie sich durch ein Abkommen („contrat de lecture“) zwischen Autor und Leser definiere, in dem der Autor selbst signalisiere, um welche Art von Text es sich handle. Jochen Greven stimmt allerdings diesem autobiographischen Pakt durchaus zu, wenn er davon ausgeht, Walser habe sein Leben lang an einem „Ich-Roman“ geschrieben, wie es in einem Prosastück heißt: „Hier haben wir den Hinweis auf die Einheit des Gesamtwerks, das eine einzige romanartige Superstruktur darstellt – aber die Zerschnittenheit, Zertrenntheit dieses „Ich-Buchs“, die Walser hervorhebt, ist nichts Zufälliges oder negativ Wertendes. Die Begrenztheit des Prosastücks konstituiert vielmehr in paradoxer Weise positive künstlerische Möglichkeiten, die ich analog zum Fragmentismus der Frühromantik verstehen möchte.“ Vgl. Jochen Greven: *Figur am Rande, im wechselnden Licht*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1992, S. 28.

<sup>6</sup> Vgl. Robert Mächler: *Das Leben Robert Walsers. Eine dokumentarische Biographie* [1966], vom Autor neu durchgesehene und ergänzte Ausgabe, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2003, S. 130.

der Briefe dem Genre Liebesbrief zurechnen.<sup>7</sup> Denneler bezeichnet das Verhältnis als „Bratkartoffelverhältnis“.<sup>8</sup> Im Folgenden soll eine andere Perspektive auf diese Briefe entwickelt werden. In diesen Briefen setzt Walser jene Art von Beziehungen in Szene, die er in einem Mikrogramm „Brotverabreichungsbeziehungen“ nennt (BG 1 [1924/25], 68). Die Nahrungsmittel, die Frieda Mermet ihm schickt, gleichsam als eine in Naturalien bezahlende Mäzenin, versprachlicht er als Dichter.

Die Briefe folgen verlässlich dem gleichen Muster. Zunächst geht es um die Nahrungsmittel, die ihm Frieda Mermet geschickt hat:

Für den Speck und den Käse danke ich Ihnen herzlich [...]. Was das Verzehren betrifft, so gestehe ich, daß das Stück Käse bereits verschwunden ist. Auch vom Speck, der vorzüglich mundet, sind schon ziemlich große Teile abgeschnitten und gegessen worden (BW [18.4.15], 89).

Alle guten Speck- und andern Eßsachen sind im Dienst mit gebührendem Apetit [sic] schlankweg verzehrt worden. [...] Ein Stück Anken verzehrte ich noch in Bern mit Fanny zusammen in ihrer neuen Wohnung, [...]. Einen Rest Speck werde ich hier in Biel dieser Tage fertigessen (BW [21.3.18], 123).

Ich erhielt Ihre liebe Sendung von Thee und Käse nebst stark mit Butterschicht zurechtgestrichenem Butterbrot, das herrlich schmeckte. Ebenso war der Käse sehr gut, ich habe ihn mit aller Lust zu *Gemüt* geführt, d.h. in den *Mund* gesteckt (BW [10.7.18], 136).<sup>9</sup>

Oder aber er berichtet von seiner sonstigen Verpflegung, nicht ohne den Wunsch nach weiteren Nahrungssendungen zu implizieren. Manchmal folgt auf diesen Wunsch und die Beschreibung der erhaltenen Speisen wie eine Art Rechtfertigung die Erwähnung schriftstellerischer Erfolge.<sup>10</sup> Während des Kriegs – Walser wurde zum Militärdienst eingezogen – brachte er sein Leben als Soldat ins Spiel und verlangte Zusatzrationen. „Bedenken Sie, daß ein Soldat gegessen haben muß, wenn er den ganzen Tag Gewehrgriffe machen muß“ (BW [20. od. 21.2.1918], 122). Walser kann sich offenbar sicher sein, dass seine Wünsche erfüllt werden: „Eine dünne oder dicke

<sup>7</sup> Vgl. Sauvat: *Vergessene Weiten*, S. 114f.

<sup>8</sup> Vgl. Denneler: *Erzähle ich eine Geschichte*, S. 58, Fnt. 53.

<sup>9</sup> Bemerkenswert ist im letzten Zitat auch die semantische Identifikation von „Gemüt“ und „Mund“, die hier ironisch wirkt, indem der zweite Teil des Satzes als Kommentar zum ersten Teil gelesen werden kann. Insofern ist Mächlers Kritik an diesen Briefen durchaus nicht zutreffend. Mächler schreibt, die Briefe entbehrten des „Walserischen Witzes und Gefühlsausdruck“, seien gleichsam eine Antizipation der „trockenen Brieflein“, die Walser später aus den Heilanstalten schrieb. Mächler: *Leben Robert Walsers*, S. 133.

<sup>10</sup> Mächler unterscheidet an diesem Punkt den Briefwechsel mit Frieda Mermet von dem mit Therese Breitenbach, mit der Walser von 1925 bis 1932 korrespondiert. An Mermet schriebe er über sein Schreiben „mehr im Hinblick auf den wirtschaftlichen Ertrag“ als „auf die künstlerische Problematik“. Ebd., S. 132. Tatsächlich entwarf er für Therese Breitenbach eher ein Bild von sich als Schriftsteller und berichtete aus seiner Werkstatt (vgl. u.a. BW [ca. 12./13.9.1925], 237).

Käsescheibe verachtet der Schreiber dieser Zeilen niemals“, schreibt er und setzt hinzu: „was nicht heißen will, sie [sic] hätten nun augenblicks nach Käse zu laufen. Um Gotteswillen, nicht. Ich meine nur, daß ich stets hungrig bin, d.h. ich schnappe hie und da von Herzen gern etwas drüber i [sic]“ (BW [13.6.1918], 135).<sup>11</sup>

Das Abhängigkeitsverhältnis bestätigt Walser immer wieder mit Unterwerfungsgesten:

Liebe Mama; mit andern Worten

Liebe Frau Mermet.

Ich komme durch die zahlreichen Päckli-Sendungen mehr und mehr in Ihre Gewalt oder unter Ihre lieben Pantöffelchen. [...] Würde es Ihnen Vergnügen machen, liebe Frau Mermet, mich mit Haut und Haar zu besitzen, ungefähr wie ein Herr einen Hund besitzt? (BW [7.8.1918], 138).

Es folgt die übliche Beschreibung der Esswaren, die sie ihm geschickt hat. Walser hat offenbar einen Zettel aus der Sendung aufgehoben. Dieses weiße Blatt erinnert ihn an Batisttaschentücher. Von den Taschentüchern assoziiert er weiter zu Damenwäsche, schließlich zu Schürzen. Über die Schürze kommt er zu einem weiteren Bild der Verkleinerung:

Wissen Sie, liebe Frau Mermet, was ich mir wünsche? Sie seien eine schöne Madame und ich dürfte dann ihre Magd sein und eine Mädchenschürze umhaben und Sie bedienen, und wenn Sie nicht zufrieden wären, ich irgendwie Ihren Unmut hervorgerufen hätte, so würden Sie mir Kläpfe geben, nicht wahr, und ich würde über die lieben Kläpfe hellauflachen (138).

Er stellt sich auch Frieda Mermet als etwas Essbares vor: „Sind nicht auch Sie, liebe Frau Mermet, eine solche weiche liebe Frucht? Sie werden mir wohl kaum zürnen, wenn ich Sie mit etwas Schmackhaftem und Begehrenswertem vergleiche. Die Birne im Traum schmeckte herrlich“ (BW [Dez. 1918], 156).<sup>12</sup>

Doch letztendlich sind diese Passagen Ausnahmen. Walser entzieht sich dem Pakt mit seiner Mäzenin.<sup>13</sup> Zwar setzt der Dichter die Speisen, mit denen sie ihn ernährt, in Sprache um. Diese Vertextung des Essens führt jedoch nicht ins Reich des Imaginären, sondern bleibt beim Essen selbst. Walser – und auch damit entzieht er

<sup>11</sup> Auch andere Dienste fordert Walser ein. So fragt er, ob sie seine Strümpfe stopfen könne: „Macht es nichts, daß sie ungewaschen sind?“ (BW [15.11.1918], 152).

<sup>12</sup> In diesem Brief kündigt Walser an, das Wort „lieb“ hundert Mal zu verwenden – „immer in einer anderen Art, damit es Ihnen nicht langweilig vorkommt“ (BW [Dez. 1918], 155). Vgl. auch den Brief vom 11.5.1919: „Fleisch schicken Sie mir keines, liebes Fraueli, denn ich mag kaltes Fleisch nicht. Ich habe von allen Fleischsorten am liebsten ungekochtes Frauenfleisch, aber das ist allerdings nicht zum essen, sondern nur so. Und so weiter“ (BW [11.5.1919], 169).

<sup>13</sup> Nicht nur, indem er sie in einer Weise verehrt, die dazu geführt hat, dass noch heute nicht alle Briefe veröffentlicht sind. Vgl. Sauvat: *Vergessene Weiten*, S. 114f.

sich den durch das Essen manifestierten Machtverhältnissen – „dichtet“ nicht, er katalogisiert das Essen, sowie dessen Verspeisen, nur.

Die Rolle, die Frieda Mermet zugeschrieben wird, ist typisch für die meisten Frauenfiguren in Walsers Werk. Während männliche Figuren oft Empfänger von Speisen sind, figurieren Frauen als diejenigen, die die Nahrung verteilen.<sup>14</sup> Für Walsers Definition von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ ist das Verhältnis zum Essen konstitutiv. In einem Mikrogramm findet sich folgende „Brotverabreichungsbeziehung“:

Es wäre ja so schade, wenn ich das nicht noch beifügen würde, gleichsam in letzter Minute, nämlich wie sie ihm jedesmal nach vollbrachter Arbeit bloß ein Stück trockenes Brot verabreichte. Sie hieß Rosalinde. Er dagegen war namenlos. Es schickte sich für ihn nicht, einen Namen zu tragen, aber die Namenlosigkeit machte ihn glücklich und insofern war für ihn gesorgt. Das Stück Brot schmeckte ihm jeweils fabelhaft gut, und wenn er es aß, durchfluteten ihn Amazonasströme von Treue. [...] O solche Brotverabreichungsbeziehungen! [...] Wie sie ihm so ein Stück Brot gab, sah sie ihn dabei gar nicht an, sondern fuhr beim Zeitungslesen ungestört fort. Sie gab's ihm ganz mechanisch. Es war ja das Wundervolle, das Nichtzuüberbietende, daß sie ihm das Brot ganz mechanisch gab (BG 1 [1924/25], 68).

An dieser Passage aus einem Mikrogramm ist nicht nur bemerkenswert, dass Walser hier geschickt den Leser zwischen der Ebene der *histoire* und des *discours* hin- und herspringen lässt,<sup>15</sup> sondern auch, dass auf der *histoire*-Ebene hier eine Frau Brot verabreicht, „jedesmal nach vollbrachter Arbeit“. Eine ähnliche Konstellation entwickelt Walser auch im Prosastück „Leben eines Malers“: „Sie lud ihn mehrfach zum Essen ein und fand himmlisch schön, daß sie ihm sozusagen hie und da zu essen geben könne“ (SW 7 [1920], 14), doch sofort erscheint das Verhältnis problematisch: „Indessen runzelte die Kunst [...] unzufrieden die Stirne. Drohend neben ihm stehend, fragte sie ihn: ‚Und ich?‘ Es fragt sich in der Tat, ob Liebe und Kunst einander überhaupt ertragen vermögen“ (ebd.). Essen erscheint in Walsers Texten zumeist als bürgerlich, als dem „Geistigen“ entgegengesetzt und untergeordnet.<sup>16</sup> Walser

<sup>14</sup> Damit entspricht Walsers Darstellung den Zuschreibungen seiner Epoche. Vgl. Joan Jacobs Brumberg: *Todeshunger. Die Geschichte der Anorexia nervosa vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt am Main u.a.: Campus, 1994, S. 67ff.

<sup>15</sup> Siehe dazu den Abschnitt „Poetologische Strategie“ dieses Kapitels, S. 192.

<sup>16</sup> Vgl. etwa im Prosastück „Lesen“: „Geistige Dinge sind nie so harmlos wie etwa Schokoladeessen oder wie der Genuß eines Apfelkuchens“ (SW 5 [1916], S. 184). Umso mehr gilt es für das Trinken: „[...] [E]in Glas Bier in aller Vernunft ist weitaus besser als Dichten und Denken. [...] Dafür bin ich ja ein guter Bürger, damit ich Ruhe habe, [...]. Ich trinke lieber ein gutes Glas Bier und überlasse jedwedes scharfes Denken leitenden Staatslenkern“ (SW 5 [1917], 179).

unterläuft diese Zuschreibungen jedoch auch immer wieder. Seine Texte oszillieren zwischen beiden Polen.<sup>17</sup>

In einem Mikrogramm wird eine Sängerin, die Bratkartoffeln zubereitet, „bürgerlich“ genannt, wenn sie jedoch singt „als gute Freundin“ (BG 1 [1924/25], 73). Auch in einer Szene, die nur als Bleistiftentwurf existiert, ist es die „Lady“, die den „Lord“ zum Essen drängt: „Lady: Du solltest mehr essen, Liebling. Du magerst. Du bist so spirituell, so nachdenksam geworden. [...] Du solltest versuchen zu dicken“ (BG 2 [1924/25], 427). In der Antwort des Lords findet sich dann der „Appetit“ nicht mehr im wörtlichen, sondern im metaphorischen Sinn: „Lord: Nein, laß es. [...] Ich habe einen nie gekannten unendlichen Appetit nach etwas Lustigem“ (ebd.).

In einem der bekanntesten Texte Walsers, *Der Spaziergang* (1917), findet sich ebenfalls diese Konstellation. Hier verlangt Frau Aebi, die das erzählende Ich auf seinem Spaziergang besucht, dass es alles Servierte aufisst:

Frau Aebi sagte: „[...] Sie sind sicherlich hauptsächlich zu mir gekommen, um zu beweisen und zu bekunden, daß Sie Appetit haben und ein starker Esser sind. [...] Ich möchte Sie recht herzlich bitten, sich in das Unvermeidliche gutwillig zu schicken; denn ich kann Ihnen versichern, daß es für Sie keine andere Möglichkeit gibt, vom Tisch aufzustehen, als die, die darin besteht, daß Sie alles, was ich Ihnen abgeschnitten habe und fernerhin noch abschneiden werde, säuberlich aufessen und einstecken. Ich fürchte, daß Sie rettungslos verloren sind; denn Sie müssen wissen, daß es Hausfrauen gibt, die ihre Gäste so lange nötigen, zuzugreifen und einzupacken, bis dieselben zerbrechen.

[...] Wir alle müssen eines Tages irgendein großes Opfer bringen. Gehorchen Sie und essen Sie. Gehorsamkeit ist ja so *süß*. Was schadet es, wenn Sie dabei zugrunde gehen? Hier dieses höchst delikate, zarte und große Stück werden Sie mir ganz gewiß noch vertilgen, ich weiß es (SW 5 [1917], 38).

Auch wenn Walser die Situation auflöst, indem er Frau Aebi sagen lässt, sie habe sich einen Scherz erlaubt, wird essen zu müssen zu einem Zwang. Hier bleibt – in der Rede von Frau Aebi – dem Nahrungsempfänger keine andere Wahl, als das gegebene Essen anzunehmen.

### 3. Der bevorzugte Körper

Wie Peter Utz zeigt, hat Robert Walser den Nervositätsdiskurs seiner Zeit aufgenommen, er „durchzittert sein Werk“<sup>18</sup>. Walser gelinge es jedoch, so Utz, gerade

<sup>17</sup> Damit lassen sie sich auch schwer in eine der beiden von Gerhard Neumann ausgemachten literarischen Traditionen (eine „kanonische“ und eine „apokryphe“) einordnen. Vgl. Gerhard Neumann: Das Essen in der Literatur, in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 23 (1982), 173-190.

<sup>18</sup> Peter Utz: *Tanz auf den Rändern. Robert Walsers „Jetztzeitstil“*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998, S. 53.

indem er sich ihm aussetze, sich ihm auch wieder zu entziehen. Nervosität umgreife Walsers Texte nicht nur inhaltlich (das Wort „nervös“ findet sich in zahlreichen Texten), sondern, wie im Prosastück „Nervös“ (SW 16 [1916], 351-354), auch formal. Dieser Text ist nicht die einzige Thematisierung von ‚Krankheit‘ in Walsers Werk. Dabei bedeutet Kranksein bei Walser niemals eine bestimmte Diagnose. Krankheiten bleiben in der Regel unidentifiziert,<sup>19</sup> gelten aber oftmals als privilegierter Zustand. Krank zu sein, bedeutet (auch im Hinblick auf das Essen) versorgt zu sein: „Man gab mir Bücher, ich las sie mit Vergnügen, war denn das nicht auch schon wieder etwas Glückliches? Nebenher schmeckte mir das Essen ausgezeichnet (SW 17 [1923], 34f.)<sup>20</sup>, heißt es in einem späten Prosastück. Eine ähnliche Szene findet sich auch im *Räuber-Roman*: „Der Räuber hatte soeben gespeist und schlief jetzt. [...] Lesen durfte er noch nicht. Das Gehirn bedurfte der Erholung. [...] Wie berichtet wird, aß er Sonntags jeweilen ein gutes saftiges Huhn“ (BG 3 [Jul.-Aug. 1925], 145).

Krankheit wird auch als Möglichkeit des Schreibens überhaupt gesehen – womit sich Walser eines zeitgenössischen Stereotyps bedient.<sup>21</sup> So schreibt der Autor in dem späten Prosastück „Eine Ohrfeige und Sonstiges“:

Noch dies: es gibt Leute, die bürgerlich normal sind bei künstlerischer Unpäßlichkeit. Ein Dichter kann irgendwie krank, aber als Dichter doch gutsituiert sein. Dichtet ein gesunder

---

<sup>19</sup> Auch die ‚Nervosität‘ ist zu Walsers Lebzeiten längst keine trennscharfe Diagnose mehr, weshalb sie zunehmend durch Fachbegriffe wie ‚neurasthenisch‘ ersetzt wird. Otto Ladendorf spricht in einem „Wortgeschichtlichen Versuch“ aus dem Jahr 1904/1905 bereits von einem „Mißbrauch“ des Wortes: „Bei der außerordentlich großen Verbreitung des Wortes nervös nimmt es nicht wunder, daß es schon im neunzehnten Jahrhundert stark *abgebraucht* wurde. Man fing deshalb gelegentlich an, sich nach neuen, wirkungsvolleren Ersatzworten für den in Frage kommenden Begriff umzusehen. Darauf hat schon Meyer [...] hingedeutet und neurasthenisch als einen solchen Terminus bezeichnet, der neuerdings aus den Krankheitsbüchern ins weitere Publikum dringe. Ähnlich auch Neurasthenie und das willkommene Substantiv Neurastheniker, das als Ersatz für eine entsprechende Lücke besonders sich empfahl. Vereinzelt liest man wohl auch die parallelen Bildungen neuropathisch und Neuropathiker. [...] Denn das Bedürfnis den allgemeinen Sammelbegriff allmählich zu differenzieren, wurde immer fühlbarer.“ Otto Ladendorf: Nervös. Ein wortgeschichtlicher Versuch, in: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 6 (1904/05), 119-128, S. 127. Eine Passage in *Jakob von Gunten* lässt sich auf die virulente Überforderungs- und Degenerationsdebatte beziehen. „Es herrscht unter diesen Kreisen der fortschrittlichen Bildung eine kaum zu übersehende und mißzuverstehende Müdigkeit. Nicht die formelle Blasiertheit etwa des Adels von Abstammung, nein, eine wahrhafte, *eine ganz wahre, auf höherer und lebhafterer Empfindung beruhende Müdigkeit*, die Müdigkeit des *gesund-ungesunden* Menschen“ (BS [1909], 116).

<sup>20</sup> Dabei sind die Therapien zeittypisch: „In Ungarn wisse sie ein Sanatorium, meinte die eine Pflegerin, ‚bleib‘ im Land und ernähr‘ dich redlich‘ die zweite. Ich wog beide Aussprüche sorgfältig ab, ohne zu einem Resultat zu gelangen“ (SW 17 [1923], 34f.).

<sup>21</sup> Vgl. Walter Erhart: Literatur und Medizin am Ende des 19. Jahrhunderts, in: *Scientia Poetica* 1 (1997), 224-267. Vgl. auch Ursula Link-Heer: „Malgré ce formidable obstacle de santé contraire...“ Schreiben und Kranksein bei Proust, in: Albert Gier (Hg.): *Aspekte des fin-de-siècle in der Romania*, Tübingen: Niemeyer, 1983, 179-200.

Mensch schlecht, so ist er eben als Dichter krank. Dichtet ein kranker Mensch gut, so gehört er als Dichter zu den Gesunden (SW 8 [1925], 55).<sup>22</sup>

Auch auf das bereits im 19. Jahrhundert gebrauchte Bild des mageren Poeten, der Fleisch durch Geist ersetzt hat, spielt Walser an.<sup>23</sup> In seinem Text „Poetenleben“ (1916) heißt es:

Mehr schmal und dünn als üppig und reichlich, und eher ungenügend als befriedigend war dagegen das Essen, das er zu essen bekam.

Unseres Ermessens nach kann jedoch auf diese gewiß an sich klägliche und recht leidliche Tatsache kein allzu hohes Gewicht zu legen sein, indem es als ziemlich gleichgiltig betrachtet werden darf, ob ein Poet nur Suppe mit Wurst verzehrt oder ob er ganze Speisekarten voll mitwegißt. Hauptsache scheint doch wohl stets zu sein, daß ihm gute Gedichte entstehen. Die entschlüpfen und entstehen ihm aber *bei zarter, dürftiger und magerer Kost* entschieden besser als bei irgendwelcher andern, hievon sind wir felsenfest überzeugt.

*Einem Poeten steht Schlankheit an*; er gewähre einen durchgeistigten Anblick. Schon aus beträchtlicher Entfernung soll man ihm ansehen können, daß er sich verhältnismäßig mehr mit tagelangem Denken als mit stundenlangem materiellem Schwelgen abgibt. *Dickleibige Dichter sind etwas wie ein Ding der Unmöglichkeit*. Dichten heißt nicht dick werden, sondern heißt fasten und entbehren. Von solcherlei Auffassung auch nur einen Schuh oder eine Handbreit abzuweichen, soll für uns ausgeschlossen sein, und es wird niemandem gelingen, uns hinsichtlich des Ausgesprochenen irgendeine andere Denkart aufzuzwingen oder abzunötigen (SW 6 [1916], 126f.).

Wie eine Pointe, die die Ambivalenz des Textes verstärkt (Ist es nun „gleichgiltig“, ob ein Dichter wenig isst oder viel?), setzt Walser noch einen Satz hinzu, in dem er sagt, dass der Dichter oft zum Essen eingeladen worden sei. In gewisser Weise inszeniert Walser das implizierte Kausalverhältnis, nach dem die Qualität eines Textes von der bei der Entstehung verspeisten Nahrung abhängt, in anderen Texten, wenn er angibt, was er aß beziehungsweise isst, während er schrieb bzw. schreibt.<sup>24</sup>

Es findet sich jedoch in Walsers Werk auch die logische Konsequenz einer solchen Poetik: die „Magermachung“ des Dichters.

Ich war da also bereits etwas, wie soll ich sagen, *fett* geworden, so um die Brust und den Leib herum. O, das plagte mich nun schon seit zirka zwei Wochen. Die Besteigung dieser beiden Berge tat mir nun schon recht gut, und es liegt mir ob, in der *Magermachung* meiner äußeren Erscheinung weiterzufahren (BG 2 [1924/25], 476).

<sup>22</sup> Auch im Prosastück „Aus meiner Jugend“ findet sich die Verbindung zwischen ‚Krankheit‘ und erhöhter ‚Geistigkeit‘ – interessanterweise kombiniert mit ‚Mädchenhaftigkeit‘: „Ja, diese frühe Zeit war schön. Ich war ganz innerlich; lebte fast nur mit Geist und Gehirn. [...] Ich verglich mich oft mit jungen Mädchen, die immerdar sehnsüchtig sind. Mitunter lag ich auf dem Bett ausgestreckt wie ein Kranker. Ich hatte hunderte von sonderbaren Trieben“ (SW 16 [1919], 249). In der ersten Fassung war die Krankheit noch extremer: „Zuweilen lag ich auf dem Bett ausgestreckt wie einer, der sich *todkrank* fühlte. In der Tat lüstete es mich oft, *mich zu vernichten*. Ich hatte ...“ Drei Absätze weiter heißt es: „Leiden erschien mir süß und Sterben himmlisch.“

<sup>23</sup> Siehe Kapitel IV. „Hungerkünstler“, S. 123.

<sup>24</sup> Siehe dazu den Abschnitt „Poetologische Strategie“ in diesem Kapitel, S. 192.



Bei der Überarbeitung dieses Textes hat Walser das Lexem „mager“ durch „schlank“ ersetzt und nimmt damit auf eher auf die Ästhetik der Körperform Bezug „Ich war nämlich, wie soll ich sagen, bereits etwas fett geworden, was mich beunruhigte. Die beiden Bergbesteigungen taten mir nun schon recht gut, und mir liegt ob, in der *Schlankmachung* meiner Person fortzufahren“ (SW 17 [1926], 75). Die ‚Gewichtsphobie‘ findet sich auch im Prosatext „Rückblick“ (1919), in dem ein Ich zunächst die „nettsten Sachen“ aufzählt, die er zu essen bekam (SW 16 [1919] 245), dann jedoch hinzufügt: „Von allen appetitlichen Gerichten pflegte ich indessen immer nur einen Mund voll zu essen, weil ich mich ernstlich vor Fettleibigkeit fürchtete“ (ebd.).

#### 4. Zarte Zeilen

„Zart“ gehört zu den meistgebrauchten Lexemen des Walserschen Wortschatzes. „Zart“ können bei Walser Personen, Verse, die Schrift oder Geschichten sein. In „Zartheit“ scheint sich für den Autor die Qualität jenes ‚mageren Schreibens‘ auszudrücken, das er im bereits zitierten „Poetenleben“ entwarf. In einem anderen Prosastück heißt es:

Es gab einmal einen sehr begabten Dichter, der die *zartesten Verse* schrieb, und der dies inmitten des hauptstädtischen Lebens tat, während vielleicht in der Provinz hauptsächlich Romane gelesen wurden (SW 18 [1932], 287).

Diese „Zartheit“ des literarischen Textes sollte in den gedruckten Versionen seiner Texte graphisch erhalten bleiben. In einem Brief an seinen Verleger Ernst Rowohlt schreibt Walser, er wünsche sich die Buchstaben im Satz seines Buches „kleiner und leichter“ (BW [26.11.12], 56). Faksimiles seiner Briefe zeigen, wie viel Bedeutung der Kontorist Walser seiner Schrift zumaß: Die Briefe sind oft eher gemalt als geschrieben, die Initialen mit Schnörkeln verziert.

Die Verbindung zwischen „Zartheit“ als ästhetische und graphische Qualität eines Textes findet sich auch in dem bereits zitierten Text „Poetenleben“. So schreibt der Schriftsteller (wie der Schreiber) mit einer „allerlei niedliche, zierliche Zahlen und Sätze zeichnende[n], spitzige[n], zarte[n] Schreibfeder“ (SW 6 [1916], 127).

In einem späten Prosastück, das sich im Mikrogrammkonvolut befindet, also selbst in zarter Bleistiftschrift geschrieben ist, werden diese unterschiedlichen Verwendungsweisen des Lexems durchgespielt: Der überschriftslose Text handelt von

einem „Mädchen in Prosa“ (BG 1 [1925], 127). Sofern man die Handlung jenes selbstreflexiven, sich selbst widerrufenden Textes wiedergeben kann, so lautet sie ungefähr folgendermaßen: Ein Mädchen leidet an einer schweren Krankheit, die jedoch von ihren Eltern ignoriert wird. Diese schicken ihre Tochter nicht zu einem Arzt, sondern zu einer religiösen Gemeinschaft, in der das Mädchen lernt, ihre Krankheit zu verleugnen. So stirbt das Mädchen schließlich, da es die Schwere der Krankheit nicht zugegeben hat. Walser revidiert diesen Schluss jedoch und fügt einen zweiten an, in dem das Mädchen weiterlebt, jedoch ebenfalls seine Krankheit herunterspielt.

In diesem Text wird zunächst das Mädchen als „von nennenswerter Zartheit“ (ebd.) bezeichnet, seine Hände ebenfalls als „zart“ (129). Auch der Vater wird als „überaus zart“ (127) charakterisiert und damit der Mutter, einer „überaus robusten, starken, kecken, dicken, korpulenten Frau“ (ebd.), gegenübergestellt. Hier wird die Körperfülle durch die Zahl der Adjektive auch formal gedoppelt.

Wenn das Mädchen – wie in der ersten Variante – stirbt, so wird dieser Tod als „zarte[r] Märtyrertod“ (129) bezeichnet. Hier ist also die Geschichte des „Mädchens in Prosa“ zart. Im zweiten Schluss heißt es hingegen: „Das Mädchen ist gar nicht gestorben, es ist nach wie vor ein armes Mädchen, das sich zusammennehmen muß, damit es nicht seufzt und mit dem Seufzen nicht etwa *zarte* Ohren verletzt“ (129f.). Diese „zarten Ohren“ lassen sich nicht nur im Hinblick auf eine unspezifische (und nicht beschriebene) Umwelt des Mädchens im Text hin lesen, sondern auch als Ohren des Lesers, die durch das „Seufzen“ des Mädchens unbehelligt bleiben sollen.

Ein Wort taucht bei Walser in unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen auf und rückt so die Oberfläche des Textes in den Vordergrund, während sich der Sinnzusammenhang einer eindeutigen Festschreibung versperrt. Die Geschichte oder Narration tritt in den Hintergrund: Der Text wird als Text markiert. Solche Verbindungen an der Textoberfläche sind – wie in den folgenden Abschnitten gezeigt werden soll – typisch für Walsers Schreibverfahren.

##### 5. *Essen in Der Gehülfe (1908) und Jakob von Gunten (1909)*

In zwei seiner drei Berliner Romane verwendet Walser Essen als zentrales narratives Element. Die Tischszenen, in denen Walser das Personal charakterisiert, dienen

gleichzeitig dem Fortgang der Erzählung. Essen ist zudem ein wichtiges Gestaltungselement auf der Ebene des *discours*.

Auch wenn es in *Der Gehülfe* um den modernen Typus des Angestellten geht, ist dieser jedoch nicht nur Teil einer Firma, sondern vor allem auch Teil einer Familie.<sup>25</sup> Familie und Geschäft berühren sich in *Der Gehülfe* „körperlich“ (SW 10 [1908], 35). Dieses „körperliche“ Zusammenfallen inszeniert Walser in den Mahlzeiten, wobei die Machtverhältnisse bei Tisch denen in der Familie und im Geschäft entsprechen. Die Speisen sind auch die Bezahlung des Angestellten, dessen Gehalt über ein Taschengeld nicht hinausgeht und schließlich ganz ausbleibt. Wenn Marti sich schließlich von Familie und Geschäft Toblers löst, bleibt er einen Arbeitstag fort – im Hause Tobler fällt auf, dass er dem Essen ferngeblieben ist: „[Frau Tobler] frug Joseph, warum er denn heute nicht zum Essen erschienen sei, Tobler habe sich darüber aufgeregt, [...]“ (286).<sup>26</sup> Der „Brotherr“ Tobler wird vor allem durch Szenen charakterisiert, in denen er der Gebende ist. So erfolgt Martis Eintritt in sein Angestelltenverhältnis über eine Mahlzeit:

Haben Sie Hunger? [...] Setzen Sie sich. Irgendwo, das ist ganz egal. Und essen Sie, bis Sie satt sind. Hier ist Brot. Schneiden Sie soviel davon ab wie Sie wollen. Genieren Sie sich nur nicht. Schenken Sie nur mehrere Tassen ein. Kaffee ist genug da. Und da ist Butter. Die Butter ist zum Zugreifen da, wie Sie sehen. Und da haben Sie auch Konfitüre, falls Sie ein Liebhaber davon sind. Wollen Sie Bratkartoffeln dazu essen (9)?

Auch im zweiten Teil des Buches hält Tobler trotz des Niedergangs daran fest, Essen und Alkoholika zu verteilen (164), obwohl „nichts davon bezahlt [war]“ (172).

Essen wird zudem mit Krankheit beziehungsweise Gesundheit in Verbindung gebracht, wobei Krankheit positiv konnotiert ist, Gesundheit aber als negativ erscheint. Wenn Dora, die bevorzugte Tochter der Familie Tobler, krank ist, so wird ihr Zustand als ein „hübscher Zustand“ (241) beschrieben, als ein Privileg, das sie gegenüber ihrer benachteiligten Schwester hat, die „zu gering [ist], eine kleine Erkältung bekommen zu dürfen“ (ebd.). Auch Frau Tobler erkrankt und erscheint in

---

<sup>25</sup> Vgl. Utz: Robert Walser, S. 203. Utz betrachtet *Den Gehülften* als „Schwellentext der Jahrhundertwende“, in dem in der Tradition des realistischen Erzählens im 19. Jahrhundert eine Problematik des 20. Jahrhunderts geschildert wird. „Ein Zeitroman: Eigentlich gehört Toblers ‚Villa zum Abendstern‘, die dem modernen Konkurrenzdruck nicht standhält und in der am Schluss das elektrische Licht wieder durch Petroleumlampen ersetzt wird, ebenso wie der abenteuerliche Erfinder Tobler selbst [...] ins 19. Jahrhundert. Walser übersetzt diese Unzeitgemäßheit in die Zeitstruktur seines Romans, indem er Sonntage und Kaffeepausen viel ausführlicher erzählt, als die eigentlichen Arbeitsperioden“ (ebd.).

<sup>26</sup> Indem Frau Tobler ihren Mann zitiert, ist ihre Autorität nur eine geliehene. Sie selbst agiert als Medium ihres Mannes.

der Folge „ein wenig zarter aber auch ein wenig blasser“ (228). „[S]ie sah nach etwas Edlerem und Schlichteren aus“, heißt es über sie, sowie dass „die Krankheit [ihr] eher Schönheit zutrug als wegnahm“ (222). Selbst Tobler hat einmal das Privileg, krank zu sein (264)<sup>27</sup>, während Marti „etwas Körperbevorzugtes an sich“ hat (187). Allerdings auch sein Körper entzieht sich Marti immer wieder: Nachdem er seinen Körper „einer Prüfung unterworfen“ hat, indem er sich im Spiegel betrachtet (142), mit dem Resultat: „Ein guter, ordentlicher Körper, und gesund, fähig, Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen“ (ebd.), versagt ihm dieser den Dienst. Die Seife rutscht ihm aus der Hand und verschwindet unter dem Bett, der Kragen ist ihm zu hoch und zu eng, „obgleich er doch gestern prächtig gepasst hatte“ (ebd.).

Vor allem aber ist dieser „bevorzugte“ Körper Ursache seines Hungers, der ihn an die Familie Tobler bindet. Bei einem Frühstück „aß [er] unbändig, geradezu unanständig“ (143). „Woher er nur einen solchen Hunger hatte? Weil es Montag war? Nein, ihm mangelte eben der Charakter, das war es.“ (144) Dieser Hunger ist immer wieder der Auslöser für Reflexionen, ob er das Essen verdiene: „Wer so schön zu Mittag ißt, wie Joseph, muß dies durch verdoppelte Leistungen wieder gut zu machen suchen“ (27).<sup>28</sup> Marti steigert seinen Hunger noch, indem er im See schwimmt (vgl. 38/138)<sup>29</sup> sowie körperliche Arbeit der geistigen vorzieht.<sup>30</sup>

Im Umkehrschluss evoziert Walser so das moderne Ideal des Verzichts, der Selbstbeherrschung, auf das der Autor etwa auch im Prosastück „Brief eines Mannes an einen Mann“ (1905) rekurriert:

Sie schreiben mir, daß Sie sich ängstigen, weil Sie ohne Stelle sind, und weil Sie fürchten müßten, lange ohne Verdienst zu bleiben. Ich bin etwas älter als Sie und darf Ihnen aus der Erfahrung raten. [...] Leben Sie so, daß Sie mit einer Suppe, einem Stück Brot und einem Glas

<sup>27</sup> Er reagiert damit auf einen Brief des Rechtsanwalts seiner Mutter, die ihm weitere Zuwendungen versagt (263).

<sup>28</sup> Immer wieder setzt sich Joseph mit schlechtem Gewissen zu Tisch: „[...] [I]ch habe zu essen. [...] Aber was gebe nun ich dafür? Ist es etwas Reelles und Gewichtiges, was ich zu bieten vermag?“ (55). Später: „Er setzte sich an den vor zehn Minuten eilig verlassenen Platz und goß sich noch eine Tasse Kaffee ein. Er dachte: ‚Warum nicht nehmen, wenn es doch da ist? Alle Abstinenz der Welt ist jetzt doch nicht imstande, das herankommende Unwetter von meinem Kopf abzulenken‘“ (81).

<sup>29</sup> Der Roman ist dabei symmetrisch aufgebaut. Eine Schwimmszene findet sich sowohl im ersten als auch im letzten Drittel. In der ersten Hälfte folgt auf das Schwimmen eine Mahlzeit, die die Macht Toblers durch die Fülle der Speisen demonstriert. Im letzten Drittel ist der „Brotherr“ dann abwesend.

<sup>30</sup> „Die Naturzeit triumphiert über die Zeit jener ‚Reklameuhr‘, die Tobler erfolglos zu verkaufen versucht“, schreibt Peter Utz. Utz: Robert Walser, S. 203. In gewisser Weise triumphiert so auch der ‚natürliche‘ Appetit über die Selbstbeherrschung, die eine Voraussetzung des Überlebens in der modernen Welt ist. Körperliche Arbeit bevorzugt er gegenüber der geistigen Tätigkeit des Büroangestellten (vgl. SW 10 [1908], 187f.).

Wein leben können. Das kann man. Rauchen Sie nicht, denn das nimmt Ihnen die wenigen körperlichen Stärkungen, die Sie sich leisten können, weg (SW 3 [1913], 12).<sup>31</sup>

Auch die Selbstbeherrschung vor anderen – wie in dem eingangs zitierten Text „Ein neuer Gesellschafter“ aus Walsers erster Buchpublikation *Fritz Kochers Aufsätze* (1904)<sup>32</sup> – stellt die Gegenseite von Martis Verhalten dar. Doch in spielerischer Weise, in der „Dauerbewegung“ (Utz), die Walsers Prosa ausmacht,<sup>33</sup> hält er beides präsent – letztendlich ohne eines von beiden zu privilegieren. Denn auch, wenn er das Essen der Toblers schließlich verweigert und sich so aus der Abhängigkeit löst: Im ambivalenten Schlussbild des Romans lässt Walser seinen Helden aus der „Villa zum Abendstern“ hinauslaufen – auf der Landstraße zündet er sich „einen Toblerschen Stumpen“ an.

Nicht nur auf der Ebene der *histoire* spielt das Essen eine Rolle, auch der *discours* ist in dieser Weise strukturiert. „Dicke und Fülle“ machen das Toblersche Haus aus – im Unterschied zur Stadt, wo die Menschen „mager und unscheinbar“ sind (128). Die bevorzugte Tochter erscheint als Speise: „Dora ist beinahe nicht Fleisch und Bein, sondern *es sind* Mandeln, Torten und Sahne *an ihr* [...]“ (109). Als sie krank ist, wird sie wie eine Torte mit jenen Apfelsinen dekoriert, die Marti mitbringt: „Doras volles Gesicht guckte anmutig zu den schneeweißen Bettkissen heraus, auf denen verstreut, und Höhlen in den Pflaum eindruckend, die mitgebrachten Apfelsinen herumlagen“ (242).<sup>34</sup> Marti selbst muss bereits am Anfang des Romans befürchten, „auf[ge]fressen“ zu werden<sup>35</sup>, erst am Ende entgegnet er: „[...] es gibt nichts zu essen an meiner Person“ (236).

Auch das Institut Benjamenta, in das sich Jakob von Gunten im gleichnamigen Roman (1909) als „Eleve oder Zögling“ (SW 11 [1909], 8) begibt, ist ein Familienunternehmen, in dem Schulstube und Speisesaal, Lehrerin und Köchin

---

<sup>31</sup> Walsers Verwendung des Rauchens ist sehr interessant. Es hat zumeist den Status der unproduktiven Verschwendung und und gleichzeitig des Genusses. Vgl. auch zum Rauchen im Roman *Jakob von Gunten* (1909), siehe unten S. 190.

<sup>32</sup> Siehe am Anfang dieses Kapitels, S. 175.

<sup>33</sup> Utz: Robert Walser, S. 206.

<sup>34</sup> Die benachteiligte Tochter Silvi rührt bezeichnender Weise während dieser Inszenierung der kranken Schwester mit einem leeren Löffel in ihrem „ausdrucklosen Mund“ herum (242).

<sup>35</sup> „Aber er solle sich nur beruhigen, auffressen werde ihn ‚Karl‘ nicht können“ (82), sagt Frau Tobler.

zusammenfallen.<sup>36</sup> Dieses Zusammenfallen korrespondiert mit dem Erziehungsgrundprinzip des Instituts, wie es der Protagonist kennen lernt: „Man erzieht uns, indem man uns zwingt, die Beschaffenheit unserer eigenen Seele und unseres eigenen Körpers genau kennen zu lernen“ (63).

Dazu gehört die Erziehung zum Essen, die in der zentralen Szene der Einführung des Protagonisten in die Internatsgemeinschaft als Initiationsritual geschildert wird:

Auch mir wurde etwas zum Essen vorgelegt, aber ich hatte gar keinen Appetit, ich mochte nichts anrühren. [...] Ich versuchte zu essen, aber voll Abscheu ließ ich das meiste liegen. Kraus drängte sich an mich heran, klopfte mir würdevoll auf die Schulter und sagte: „Neuling, der du hier bist, wisse, daß die Vorschriften gebieten, zu essen, wenn etwas zu essen da ist. [...] Kann man etwa die butterbestrichenen und wurstbelegten Stücke Brot auf der Straße auflesen? [...]“ – Wie war mir das alles peinlich. Ich empfand eine heftige Abneigung gegen die essenden Knaben, und heute? Heute esse ich so gut sauber auf wie nur irgendeiner der Zöglinge (29f.).

Gerade im Hinblick auf das Essen sind die Welt der Schule und die Außenwelt, verkörpert durch die Figuren Kraus einerseits und den Bruder Johann von Gunten andererseits, von Walser gegensätzlich angelegt. Das wird deutlich, wenn man die Esszene im Institut mit einer an der Seite des Bruders, der Jakob „unter Leute“ (96) führt, vergleicht:

Ich habe am Tisch reicher Leute gegessen, [...]. Und ich bin verblüfft gewesen über meinen Appetit. Wie gelassen man doch an fremden reichen Tischen zugreift. [...] Ich empfinde etwas wie Scham darüber, dort, nämlich in jenen Kreisen, ein fröhliches Eß- und Trinkgesicht gezeigt zu haben (96).

Jakob von Guntens Essverhalten ist hier verändert: Statt „Abneigung“ wie im Institut zu spüren, ist er hier „verblüfft“ über seinen Appetit. Essen figuriert so auch als jener Punkt, an dem sich die Differenz zwischen dem Zögling und dem „alten Jakob von Gunten“ manifestiert. Am Esstisch zeigt Walser, inwiefern die „körperliche“ Erziehung vollzogen wurde, die neue „Beschaffenheit“ (63) des Körpers offensichtlich wird. In dieser Gesellschaft gilt es jedoch gerade nicht, wie im Institut Benjamenta „gut sauber“ aufzuessen. Ein „fröhliches Eß- und Trinkgesicht“ erscheint Jakob von Gunten retrospektiv als unangemessen.

---

<sup>36</sup> Der Raum, in dem gelernt und gegessen wird (vgl. SW 11 [1909], 29f.), ist auch der Raum, in dem Jakob von Gunten sein Tagebuch schreibt (vgl. 33). Fräulein Benjamenta ist die einzige Lehrerin, die anderen Lehrer „schlafen, oder sie sind tot, oder nur scheinot, oder sie sind versteinert“ (9), vgl. auch die Beschreibung der einzelnen Lehrer (58f.). Fräulein Benjamenta bereitet auch das Essen zu (vgl. 103). In der Küche wechselt Jakob „ein paar Worte“ mit ihr (73f.) – der Beginn einer näheren Beziehung zwischen beiden. Zur Raumgestaltung des Romans: Walser beschreibt nur die Schulstube, die Schlafkammer sowie die Küche, später die „inneren Gemächer“ der Benjamentas.

Jakob von Gunten, den Walser über seine Eltern sagen lässt, sein Vater habe „Wagen und Pferde“ und seine Mutter „ihre eigene Theaterloge“ (68), kommt aus einer anderen Welt, um im Institut „von ganz unten“ (117) anzufangen. Diese Umkehrung zwischen unten und oben, die Walser auch dem Namen der Hauptfigur einschreibt – einem Schweizer Allerweltsnamen mit dem Adelsprädikat „von“<sup>37</sup> –, wird von Walser auch in der Verwendung von Essen beziehungsweise Hungern deutlich gemacht, die sowohl im Wortsinn als auch als Metapher verwendet werden.

Bereits auf der ersten Seite des „Tagebuchs“ hinterfragt Jakob von Gunten die Erziehungsziele des Instituts Benjamenta, „Geduld und Gehorsam“, mit den Worten: „Geben einem innere Errungenschaften zu *essen*?“ (7). Erst später lässt ihn Walser begreifen, dass ‚sich ernähren können‘ und ‚Geld verdienen‘ keinesfalls identisch sind, sondern gerade in der Akzeptanz des ‚Essen Haben‘, ohne ‚reich‘ zu sein, die Bejahung der Erziehung des Instituts Benjamenta liegt. Zunächst überlegt Jakob:

Wann werde ich zu Geld gelangen? Diese Frage erscheint mir bedeutsam. Das Geld besitzt in meinen Augen gegenwärtig einen vollkommen idealen Wert. Wenn ich mir den Klang eines Goldstücks vorstelle, werde ich beinahe rasend. Ich habe zu essen: Pfui. Ich möchte reich sein und den Kopf zerschmettert haben. *Ich mag bald überhaupt nichts mehr essen* (74).

Die Selbstvernichtung erscheint hier als Alternative dazu, eine „kugelrunde Null“ (8) zu werden.

Fünzig Seiten später jedoch kann Jakob von Gunten jene Abhängigkeit annehmen, die sich im „Essen Haben“, ohne selbst über Geld zu verfügen, manifestiert.<sup>38</sup>

Ich habe die etwas beleidigende Empfindung, als wenn ich in der Welt immer zu essen haben werde. Ich bin gesund, und ich werde es bleiben, und man wird mich stets zu irgend etwas brauchen können. [...] Das zu denken, das heißt zu denken, daß man als ein niedriger Mensch sein tägliches Brot zu essen haben wird, würde mich tief verwunden, wenn ich noch der frühere Jakob von Gunten wäre, wenn ich noch der Abkömmling, der Sproß meines Hauses wäre, aber ich bin ja ein ganz, ganz anderer geworden, ein gewöhnlicher Mensch bin ich geworden, und daß ich gewöhnlich geworden bin, das verdanke ich Benjamentas, und das erfüllt mich mit einer unnennbaren, vom Tau der Zufriedenheit glänzenden und tropfenden Zuversicht (114).

<sup>37</sup> Vgl. Utz: Robert Walser, S. 203.

<sup>38</sup> Das Geld, das Jakob besaß, hat er zum einen Herrn Benjamenta als Schulgeld gegeben, ohne dafür eine Quittung zu erhalten (vgl. 12). Zum anderen gibt er es für Zigaretten aus, die nicht nahrhaft sind, sondern sich in Rauch auflösen, ohne zur Reproduktion des Körpers beizutragen, oder er bezahlt damit ein Mädchen, in einem „Restaurant mit Damenbedienung“, in dem es nur zu trinken, nicht jedoch zu essen gibt (26f.). Heinrich, „der jüngste und kleinste unter [...] [den] Zöglingen“ (10), wird über sein Essverhalten charakterisiert: „Er steht vor den Schaufenstern der Kaufleute still, innig in den Anblick der Waren und Leckerbissen versunken. Dann tritt er gewöhnlich ein und kauft sich etwas Süßes für einen Sechser“ (10).

Ehe er „verhunger[t]“ in einer Welt, in der „kein Gebot, kein Soll“ herrscht (28), akzeptiert es Jakob von Gunten „daß [er] als niedriger Mensch sein tägliches Brot zu essen haben wird“ (114). Zur „kugelrunde[n] Null“ (8) geworden, ist der Zustand akzeptabel, in dem Geschmack, „Appetit“ (96), nicht mehr zählt. Eine Reichtumsphantasie hegt Jakob nunmehr nur noch in einer Traumsequenz des Romans: „Ich war dick [...]. [...] Neben mir, auf dem reichbesetzten Tisch, prangten die Gegenstände einer *nicht zu befriedigenden Eß- und Trinkbegierde*, Wein und Likörflaschen, und die auserlesensten kalten Gerichte“ (88). Der Appetit bezieht sich auch auf Personen: „[E]s erschien ein halbwüchsiges Mädchen, ein *wahrer Leckerbissen* für mich Wüstling (ebd.).

Allein im Zigaretten-Rauchen behauptet Jakob seine Individualität qua Geschmacksurteil. Er verkauft sogar seine Uhr, „um Zigarettentabak kaufen zu können“, da er „ohne Uhr, aber nicht ohne Tabak leben“ kann (50). Durch das Rauchen partizipiert er am Warenaustausch, der in Walsers Roman die Außenwelt kennzeichnet: „Wer, wie ich Zigaretten raucht, der erregt ob der Verschwendung, die er treibt, Besorgnis“ (8). Jakob raucht in seiner Schlafkammer – also außerhalb der Einheit von Klassenzimmer, Speisesaal und Schreibstube – gemeinsam mit dem Schulkameraden Schacht, „was gegen die Vorschriften ist“ (13). Sie erzählen sich „Geschichten aus dem Leben, das heißt Erlebtes, aber noch viel mehr erfundene Geschichten, deren Tatsachen *aus der Luft gegriffen* sind“ (ebd.), aus jener Luft also, in die sich der Rauch der Zigaretten verflüchtigt. Zigaretten nähren nicht, sie bewirken sogar, so eine populäre Ansicht, dass ein früher Raucher aufhöre zu wachsen. Jakobs Rauchen wird so mehrdeutig: Es bedeutet gleichzeitig eine Abgrenzung gegen das Institut („gegen die Vorschriften“), eine Partizipation an der Außenwelt und der verschwenderischen Welt des Bruders sowie eine Realisierung des Erziehungsziels der Benjamentas, ‚klein‘, das hier mehrdeutig verwendet wird, zu bleiben. „Ich entwickle mich nicht“, sagt Jakob von Gunten (144).<sup>39</sup>

---

<sup>39</sup> Das ist in der betreffenden Passage zunächst nur auf die geistige Entwicklung bezogen: „Ich war eigentlich nie Kind, und deshalb, glaube ich zuversichtlich, wird an mir immer etwas Kindheitliches haften bleiben. Ich bin nur so gewachsen, älter geworden, aber das Wesen blieb“ (144). Später kommt jedoch auch das Wachsen hinzu, in einem vegetativen Bild: „Vielleicht werde ich nie Äste und Zweige ausbreiten“ (ebd.).



In jener traumhaften Sequenz, in der ihn Fräulein Benjamenta durch die „Gewölbe und Gänge der Armut und Entbehrung“ (100) führt,<sup>40</sup> um ihn schließlich in ein „köstlich nach Träumereien duftendes“ „Ruhe-Gemach“ (102) zu bringen, ‚fliegt‘ ihm eine Zigarette – nicht Nahrung wie im Schlaraffenland – in den Mund. Im Gegenteil: Das Abendessen überlagert den Traum, der Hunger siegt über die Phantasie:

Träumte ich? Aber wozu mich fragen, wenn es doch jetzt ans Abendessen geht? Es gibt Zeiten, wo ich entsetzlich gerne esse. Ich kann in die dümmsten Speisen hineinbeißen wie ein hungriger Handwerksbursche, ich lebe dann wie in einem Märchen und nicht mehr als Kulturmensch in einem Kulturzeitalter (103).

Jakob von Gunten begründet seine Entscheidung für das Institut Benjamenta damit: „Wenn kein Gebot, kein Soll herrschte in der Welt, ich würde sterben, *verhungern*, verkrüppeln vor Langeweile. Mich soll man nur antreiben, zwingen, bevormunden“ (28). Damit antizipiert er die Rede seines Bruders: „Die Reichen, Jakob, sind sehr unzufrieden und unglücklich. Die reichen Leute heutzutage: sie haben nichts mehr. Sie sind die wahren *Verhungerten*“ (68).

Wie in *Der Gehülfe* verwendet Walser auch hier den Tropus des möglichen „Gefressenwerdens“ durch die Institution. Im Unterschied zu Joseph Marti kann Jakob von Gunten jedoch deshalb nicht gefressen werden, weil er sich direkt in den „Rachen“ hinein begibt: „Ja, Benjamenta kommt mir wie ein *ausgehungerter*, eingesperrter Tiger vor. Und wie? Ich, ich begeben mich in den gähnenden Rachen hinein? Nur hinein!“ (147). In gewisser Weise lässt Walser in der darauf folgenden Begegnung den Vorsteher Jakob von Gunten auf der Ebene des Textes tatsächlich ‚verspeisen‘: „[E]r lachte mich mit seinem breiten, aber wohlgeformten Mund an. Die *Zähne* kamen dabei zum Vorschein“ (148). Jakob weicht zurück, doch auf der *discours*-Ebene ist er dem Anthropophagen keinesfalls entkommen: „Junge, Knabe, du bist *köstlich*“ (ebd.).

Doch auch als „kugelrunde“ – also keinesfalls „schlanke“ oder „zarte“, wie zwei oft verwandte Lexeme des Walserschen Wortschatzes lauten – „Null“ bleibt Jakob von Gunten unverdaulich, inkommensurabel: Während die anderen „erzogen“ in den „Dienst“ entlassen, „vermietet“ werden: „Die Eleven, meine Kameraden, sind *zerstoben* in allerlei Ämtern“, reitet er – selbst unteilbar geworden – an der Seite des

<sup>40</sup> Ironischerweise ist ja das Institut Benjamenta selbst kurz vor dem Bankrott, die Keller sind in gewisser Weise tatsächlich nicht gefüllt.

Vorstehers „in die Wüste“ (164). „Und wenn ich zerschelle und verderbe, was bricht und verdirbt dann? Eine Null“ (ebd.).

Eine Analyse der beiden Romane zeigt die Komplexität, mit der Walser das Thema Essen umsetzt. In *Der Gehülfe* sind die Mahlzeiten der Schnittpunkt zwischen Geschäft und Familie. Gleichzeitig sind sie für den Protagonisten Joseph Marti Schwellenmomente zwischen Abhängigkeit und Autonomie. Essen dient zudem als Tropus, der für Martis Verschlungenwerden durch das Geschäft steht.

Auch in *Jakob von Gunten* dient Essen der Darstellung der Abgrenzung beziehungsweise der Einverleibung in die Institution. Das jeweilige Verhältnis zum Essen zeigt die Differenz zwischen dem Institut Benjamenta und der Außenwelt. Doch schließlich sind es vor allem Passagen wie jene, in der Walser seinen Protagonisten auf der Ebene des *discours* verspeisen lässt – auch, wenn er auf der Ebene der *histoire* entkommt –, die zeigen, wie Walser Essen in „poetologische Strategie“ verwandelt. Essen ist bei Walser mehr als ein Motiv, es konstituiert den Text auf allen Ebenen. Um dieses um- und übergreifende Schreibverfahren soll es im nächsten Abschnitt gehen.

### 6. Poetologische Strategie

In einer Kritik von Walsers Erzählband *Geschichten* in der *Neuen Rundschau* von 1914 schreibt der Schriftsteller Robert Musil:

[...] [E]r [Walser, N.D.] versündigt sich fortwährend noch gegen den unveräußerlichen Anspruch der Welt- und Innendinge: von uns als real genommen zu werden. Ein Wiese ist bei ihm bald ein wirklicher Gegenstand, bald jedoch nur etwas auf dem Papier. Wenn er schwärmt oder sich entrüstet, läßt er nie aus dem Bewußtsein, daß er es schreibend tut und daß seine Gefühle auf Draht stecken. Er heißt plötzlich seine Figuren schweigen und die Geschichte reden, als wäre sie eine Figur.<sup>41</sup>

Diese antimimetische Darstellungsweise findet sich auch in Walsers Texten über Essen. Gerade beim Schreiben über Essen, scheint es, wird die Differenz zwischen realem Essen und seiner Repräsentation besonders eklatant. Moritz Baßler hat diese

---

<sup>41</sup> Robert Musil: Literarische Chronik, in: *Die Neue Rundschau. XXVter Jahrgang der Freien Bühne* 25 (1914), 1166-1172, S. 1168. Im selben Text rezensiert Musil auch Franz Kafkas erstes Buch *Betrachtung* (1913). Er sieht Kafkas Kurzprosa als einen „Spezialfall des Typus Walser [...]. [...] [E]s genügt, die spezifische Differenz zu erwähnen und zu sagen, daß hier die gleiche Art der Erfahrung traurig klingt wie dort lustig, daß dort etwas frisch Barockes ist und hier in absichtlich seitenfüllenden Sätzen etwas von einer gewissenhaften Melancholie, mit der ein Eisläufer seine langen Schleifen und Figuren ausfährt.“ Ebd., S. 1169.

Schreibweise und die daraus resultierende strukturelle Unverständlichkeit moderner Prosa mit dem Begriff der „Textur“ zu fassen gesucht. „Texturiertheit“ von Prosa ist für ihn durch folgende Merkmale gekennzeichnet: Der Text verfüge nicht über Strukturen, über die ein Leser den Text versteht.<sup>42</sup> Demnach sei der Text auch nicht paraphrasierbar. Referenzen blieben asyndetisch.<sup>43</sup> In Walsers Texten macht Baßler texturierende Elemente wie das Alterieren zwischen erlebendem Ich, erzählendem Ich<sup>44</sup> und der Beschreibung als Subjekt des Textes oder asyndetische Reihung aus<sup>45</sup>. Die Unverständlichkeit dieser Texte sei nicht das Produkt einer modernen Krisenerfahrung, sie ist nicht defizitär, sondern Ergebnis verschiedener formaler Strategien.<sup>46</sup>

Auch für Walsers Texte lassen sich weitere „texturierende Elemente“ finden, wenn man den Texturbegriff dahingehend erweitert, dass er all jene Techniken umfasst, die die spezifische Selbstreflexivität der Walserschen Prosa ausmachten. Bereits im Text „Aschinger“, zunächst veröffentlicht 1907 in der *Neuen Rundschau* und 1913 in dem Band *Aufsätze* wiederabgedruckt, finden sich Spuren jener texturierenden Schreibweise. Dabei ist „Aschinger“ ein typischer Feuilletontext, der Alltagsbeobachtungen literarisch überhöht. „Aschinger“ nannte man die Restaurants der Gebrüder Aschinger, Berlins erste Fast-Food-Kette. Die Filialen waren jeweils gleich ausgestattet, und zwar mit jenen Merkmalen, die Walser auch in seinem Text erwähnt und deren Qualität auch seine Zeitgenossen zu schätzen wussten: etwa Brötchenkörbe und Zigarettenanzünder.<sup>47</sup> Die Speisen wurden äußerst appetitlich präsentiert<sup>48</sup> – wie auch Walser bemerkt:

Übrigens lasse ich mir in diesem Augenblick selber ein neues Eßzauberstück geben, es ist dies ein *Brotbett* mit einer schlafenden Sardine darauf, sie liegt auf einem Butterlaken, dies

---

<sup>42</sup> Moritz Baßler: *Die Entdeckung der Textur: Unverständlichkeit in der Kurzprosa der emphatischen Moderne 1910-1916*, Studien zur deutschen Literatur Bd. 134, Tübingen: Niemeyer, 1994, S. 13.

<sup>43</sup> Ebd., S. 15.

<sup>44</sup> Ebd., S. 118.

<sup>45</sup> Ebd., S. 141.

<sup>46</sup> Allgemein zur Situierung Walsers in der modernen Literatur siehe Viktor Zmegac: Robert Walsers Poetik in der literarischen Konstellation der Jahrhundertwende, in: Dieter Borchmeyer (Hg.): *Robert Walser und die moderne Poetik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999, 21-36; Tamara Evans: *Robert Walsers Moderne*, Bern/Stuttgart: Francke Verlag, 1989.

<sup>47</sup> Zum Siegeszug der Gebrüder Aschinger siehe Keith R. Allen: *Hungrige Metropole. Essen, Wohlfahrt, Kommerz in Berlin*, Hamburg: Ergebnisse Verlag, 2002.

<sup>48</sup> Ebd., S. 99.

gewährt einen so reizenden Anblick, daß ich das ganze *Schauspiel* beinahe auf einen Ruck in den offenen Drehbühnen-Rachen hinunterwerfe (SW 3 [1909], 69).

Walsers Schilderung dieser theatralen Inszenierung von belegten Broten zeigt bereits eine jener Techniken, die er auch in seinen späteren Texte einsetzt: „Brotbett“ klingt ähnlich wie „Brautbett“ und dieser Beinahe-Gleichklang führt zurück auf die Ebene der Textur.<sup>49</sup>

Wie in der zeitgenössischen Wahrnehmung, so auch bei Walser, bietet „Aschinger“ zwar ‚Ruhe‘ gegenüber der ‚Hektik‘ der modernen Metropole. Dennoch ist auch hier keine Konzentration auf das Essen möglich, obwohl es geradezu fetischisiert wird.<sup>50</sup> „[D]eshalb stehe ich so gern in irgendeinem von unseren Aschingerhäusern, wo die Menschen zu gleicher Zeit trinken, essen, reden und denken“ (70). Diese Gleichzeitigkeit wird in Walsers Text selbst in Szene gesetzt, sie wird repräsentiert durch die scheinbar assoziative Struktur der Sätze, wie auch durch Neologismen wie „Eßgedanke“ (67), „Eß- und Trinkvertraulichkeitston“ (ebd.), mit Hilfe derer Essen und Denken beziehungsweise Essen und Sprechen miteinander verknüpft werden.

„Ja, beim Essen studiere ich mit Vorliebe meine Leute“ (SW 1 [1904] 56), schrieb Walser in seiner ersten Buchveröffentlichung *Fritz Kochers Aufsätze* (1904). Diese Vorliebe macht die „Aschingerhäuser“ – ebenso wie Speisesäle in *Geschwister Tanner* (1907) und die Wirtshäuser – zu einem bevorzugten Schauplatz von Walsers Prosa. Auf welche Weise Walser das gegenseitige Beobachten und gleichzeitige Essen der „Aschinger“-Gäste auch narrativ miteinander verbindet, zeigt die folgende Passage:

Die Unbefriedigten finden rasch an der Bierquelle und am warmen *Wursturm* Befriedigung [...]. Im runden Turm in der Mitte des Gemachs thront eine junge Königin, es ist die Beherrscherin der *Würste* und des Kartoffelsalates, sie langweilt sich ein wenig in ihrer köcherlichen Umgebung. Eine feine Dame tritt ein und spießt ein Kaviarbrötchen mit zwei Fingern auf, sofort mache ich mich ihr bemerkbar, aber so, als ob mir das Bemerkwerden *Wurst* wäre (68).<sup>51</sup>

<sup>49</sup> Zu Walsers „Ohralität“ vgl. auch Peter Utz: *Tanz auf den Rändern. Robert Walsers ‚Jetztzeitstil‘*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998, S. 243-288.

<sup>50</sup> Allen: *Hungrige Metropole*, S. 99.

<sup>51</sup> Ein anderes Sprachspiel, das sich durch den Text zieht, ist das um den Neologismus „köcherlich“. „Köcherlich“ ist dabei doppelt lesbar: Es bezieht sich inhaltlich auf die gekochte Umgebung – doch das ist eine falsche Bildung mit der Nachsilbe „-lich“. Eigentlich enthält der Neologismus das Wort „Köcher“, ein Aufbewahrungsgerät für Pfeile, was auf den auf ihren Einsatz wartenden Zustand der „Königin“ hindeutet. Der Neologismus ist analog zu „königlich“ gebildet.

In dieser Formulierung findet sich das Paradox des Essens bei Aschinger: Das Essen ist zwar der Anlass des Aufenthalts, aber letztendlich zählt das Beobachten. Der Beobachter tut nur so, „als ob“ es „Wurst“ wäre, dass man weiß, er beobachtet. Dass „Wurst“ dabei groß- und nicht – wie es bei einer Redensart möglich wäre – kleingeschrieben wird,<sup>52</sup> betont die Verfahrensweise Walsers, die den Leser zwischen Darstellungs- und Inhaltsebene des Textes hin- und herwechseln lässt. Ein ähnliches Bild verwendet Walser auch am Schluss, wenn er impliziert, nicht von den Speisen, sondern vom Beobachten/Bemerktworden ernähre sich der Schriftsteller: „Wer hier an der Bescheidenheit *Geschmack* findet, der kann auskommen, er kann *leben* [...]“ (70). Und der Text schließt mit der Szenerie der Erzählperspektive: „Und was das Schönste ist: man kann stundenlang am Fleck stehen, das verletzt niemanden, das findet kein einziger von all denen, die kommen und gehen auffällig“ (ebd.).

Auch der Text „Markt“, der in dem Band *Aufsätze* (1913) auf „Aschinger“ folgt, schließt mit einer poetologischen Reflexion: Nachdem der Erzähler seinen Gang über den Markt, das Fleisch, das „prahlt und prunkt“, Gemüse, das „grünt und lacht“, „Apfelsinen“, die „scherzen in prachtvoll gelben Mengen“ beschrieben hat, kauft er selbst nur „ein Pfund Wallnüsse“. „[I]ch stehe und taugenichtse gern in der Nähe von lockenden Eßwaren umher. Wieder erinnert’s ans lebhaft Vergängliche, und das Lebendige ist mir lieber als das Unsterbliche“ (71). Damit problematisiert Walser das Schreiben selbst: Das Schreiben über Verderbliches wirkt konservierend. Der Schreibanlass – Walser liefert lediglich eine katalogisierende Aufzählung der Nahrungsmittel – unterminiert (und ironisiert) den ‚bescheidenen‘ Anspruch des Schreibenden.

Dieses Festhalten des Vergänglichen in der Schrift dramatisiert Walser auch im Monolog „Die Wurst“ (1914). Hier wiederholt Walser immer wieder die gleiche Gedankenfigur: Er hat eine Wurst gegessen, nun reut es ihn. Dabei werden immer wieder unterschiedliche Aspekte der Wurst hervorgehoben; ihre Herrlichkeit ist überhaupt nur rückblickend erfahrbar, sie erscheint nach jeder Wiederholungsschleife

---

<sup>52</sup> Während sich im neuesten Duden „wurst“ in dieser Redewendung kleingeschrieben wird, finden sich in historischen Wörterbüchern beide Schreibweisen: „[U]rsprünglich studentisch das ist mir W. (gleichgültig), wozu die scherzhafte Bildung Wurstigkeit“, Hermann Paul: *Deutsches Wörterbuch*, 2. Auflage, Halle a. S.: Max Niemeyer, 1908. „[D]ie RA., ‚das ist mir wurst‘ stammt aus dem stud. Sprachgebrauch ist aber nicht recht geklärt“, Friedrich Ludwig Karl Weigand: *Deutsches Wörterbuch*, hg. von Herman Hirt, 5. Auflage, in der neuesten für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Rechtschreibung, Leipzig: Töpelmann, 1910.

(also gleichsam parallel zum Verdauungsvorgang) noch begehrenswerter. Im Schreiben kann gleichzeitig das Bild der intakten Wurst erzeugt werden wie das ihrer Zerstörung – die Walser wie ein Gemetzel schildert, „grausam zerbissen und zerstückt“ (SW 5 [1914], 113):

Vor wenigen Minuten war die beste saftigste Wurst noch leibhaftig da, doch jetzt ist durch leider nur allzu voreiliges Verzehren die wohlschmeckendste Wurst verschwunden, worüber ich untröstlich bin. Was soeben da war, ist fort, und niemand bringt es jemals wieder (ebd.).

Unter Walsers Prosastücken finden sich auch zwei unveröffentlichte Texte mit dem Titel „Essen“. Sie unterscheiden sich jedoch nicht nur im Hinblick auf die Speisen, die Walser scheinbar assoziativ aufzählt. Im ersten Text vergleicht Walser zwar Koch- und Schreibkunst, reflektiert, warum er „so stark eingenommen fürs Essen“ sei (SW 15 [1911], 111): „Leute essen sehen, ist für mich ein Genuß“ (ebd.), bleibt aber sonst auf der Ebene der Speisen: „Meine Gedanken führen mich auf echte Kieler Sprotten. Als ich zum ersten Mal Sprotten aß, befand ich mich wie im Himmel“ (ebd.). In „Essen II“ – entstanden während der Bieler Zeit zwischen 1913 und 1920 – heißt es hingegen:

Als ich zu Berlin „Geschwister Tanner“ schrieb, nährte ich mich, wie mir lebhaft in Erinnerung geblieben ist, hauptsächlich mit echten und regelmäßig, gottlob, recht saftigen Kieler Sprotten, die eine Sorte Fische sind, von denen zu sagen sein mag, daß sie besonders von hoffnungsvollen Schrift- oder Feststellern verzehrt zu werden pflegen (SW 16 [undat.], 365).

Walser stellt hier eine Verbindung her zwischen seiner Ernährung und seinem Schreiben. Diese Verbindung findet sich jedoch nicht nur als Anekdote aus der Entstehungszeit von Walsers erstem Roman. Vielmehr ist sie zentrales Paradigma des Textes. So endet der Text mit den Worten:

Und in dieser reizenden Hoffnung [dass es Bohnen gibt] lege ich die Feder gern weg und beendige ein immerhin vielleicht durchaus nicht unappetitliches Eß- und Frühstück, Gabel- und Messerstück, Plauder- und Prosastück sicherlich mit denkbar aufrichtigstem Vergnügen (366).<sup>53</sup>

In der holophrastischen Fügung „Plauder- und Prosastück“, führt Walser die beiden Themen zusammen, die er im Text durchgehend miteinander kombiniert hat.

Auch Prosa kann (oder muss sogar) wie Speisen zerschnitten werden. So rät dem Ich-Erzähler ein „Herr Bankdirektor Ratgeb vom Brasilianischen Bankverein“: „Wenn Sie je mit Ihrer Prosa Erfolg haben wollen, so müssen Sie sie in kleine Abschnitte

<sup>53</sup> In einem seiner letzten Texte, „Etwas übers Essen“, bezeichnet Walser Bohnen als sein Lieblingsgemüse (SW 20 [1932/33], 64).

zerschneiden“ (364). „Wie man sieht, habe ich mir das Wort zu beherzigen gewußt, und zwar hoffentlich zu meinem Nutzen“ (ebd.), fügt das erzählende Ich hinzu. Wie er seine Prosa in kleine Abschnitte teilt, so wird dieser Text von Einschüben zerteilt. Dazu gehört nicht nur der *Rat* des Bankdirektors *Ratgeb*, bereits zuvor hatte er seine Aufzählung unterbrochen – quasi ein Erlahmen der Phantasie simulierend: „Was würde mir vorzüglich munden können? Laß sehen! Ei, mein Herr, was haben Sie mit Ihrer werten Phantasie gemacht? Haben Sie sie verloren oder haben Sie sie zum Fenster hinausgeworfen?“ (364). Tatsächlich sind diese fingierten Selbstgespräche sorgsam in den Text eingepasst. Auch im dritten Einschub geht es um Fragen der „Schriftstellerei“:

Unbesonnen und ungezogen wäre ich, wenn ich hier, wo es nach Schabziger duftet, von den herrlichen Sonetten Bürgers reden wollte, was ich lieber unterlasse. Indem jedoch der Signor schreibt und sagt, daß er schweigen will, schwätzt er geradezu bedenklich. Die Schriftstellerei ist ein recht seltsames Gewerbe (365).<sup>54</sup>

Walser fährt fort mit jener bereits zitierten Passage über die *Geschwister Tanner*.<sup>55</sup> Die Dialektausdrücke – in der zitierten Passage das Wort „Schabziger“ – haben aber, wie Tamara Evans analysiert hat, folgende Funktion: Sie lenken die Perspektive auf den Text als Text, indem sie als mündlicher und kaum transkribierbarer Ausdruck ein Fremdkörper darin sind.<sup>56</sup> In ihnen manifestiert sich gewissermaßen ebenfalls die doppelte Bestimmung des Textes als „Plauder- und Prosastück“ (366).

Die Verbindung von Essen und Schreiben – wie in der ‚Entstehungsgeschichte‘ der *Geschwister Tanner* ‚rekonstruiert‘ – findet sich noch in weiteren Texten Walsers. In dem späten Prosastück „Klassischer Brief“ heißt es:

Meine Nahrung bestand im Augenblick erwähnter Impression in einem Kuchen, dessen appetitliche Oberfläche mit Schlagsahne geziert zu sein *schien*, eine Sorte von Speise, die ich

---

<sup>54</sup> Dem Abdruck des Textes in einer bislang unidentifizierten deutschen Zeitung war folgender Brief Walsers vorangestellt, in dem Walser detailliert die Dialektausdrücke erklärt:

„Sehr geehrter Herr Redakteur! Auf Ihre freundliche Einladung, für die ich Ihnen danke, wobei zu sagen, daß ‚Gnagi‘ ungefähr das bedeutet, was in Deutschland ‚Eisbein‘ genannt wird. Gnagi essen die Schweizer ebenso gern wie die Deutschen Eisbein. Daher das ‚respektabel‘ in der Plauderei. Unter ‚Schabziger‘ ist Glarner Alpenkräuterkäse zu verstehen, der in Form von Stöckchen in den Handel kommt und auch im Reich gegessen wird. – Freundlich-hochachtungsvoll begrüßt Sie – Robert Walser“ (SW 16 [undat.], 363-366).

<sup>55</sup> Siehe oben in diesem Kapitel, S. 195.

<sup>56</sup> Vgl. Tamara Evans: Von der Doppelbödigkeit des Bodenständigen. Überlegungen zu Robert Walsers Umgang mit der Mundart, in: Peter Utz (Hg.): *Wärmende Fremde. Robert Walser und seine Übersetzer im Gespräch*, Bern u.a.: Peter Lang, 1994, 47-60, S. 55. Evans weist auch auf die vielen Dialektausdrücke das Essen betreffend bei Robert Walser hin, ebd. S. 49.

zuerst mit den Augen genoß, ehe ich sie vorsichtig, achtungsvoll in den sorgfältig geöffneten Mund hinabgleiten ließ (SW 19 [1927], 161f.).<sup>57</sup>

Ein unveröffentlichtes Manuskript mit dem Titel „Der tolle Hassberg“ endet mit den Worten: „Ich schrieb diese womöglich etwas wunderlich betitelte Geschichte an einem Frühstückstisch“ (SW 19 [1928], 429). In den Mikrogrammen findet sich der Satz „Ich esse zu diesen *Ausführungen*, die zu meinen gediegensten gehören dürften, Schokolade“ (BG 1 [1924/25], 235), eingeschoben in eine Reflexion über *Ausflüchte* und *Ausreden*.

In einer Bleistiftskizze hält ein Ich fest, was es über den Tag tut und isst, vom „Brombeerkonfitüren-Honig-Gelage“ bis zum „Cervelat“. Der Text endet mit einer Reflexion über dieses Tagewerk: „Ich aß zuletzt noch eine gute Suppe. Und jetzt? Jetzt schreib’ ich das alles nieder. Meine Hände wollen gar nicht zittern. Mein Geist ist ruhig und groß. Und jetzt liest man das“ (BG 1 [1924/25], 19). Liest man den Text biographisch, so hat das Essen für das Autor-Ich auch eine therapeutische Funktion. Während in den Sanatorien Nervosität mit „systematischer Überernährung“ therapiert wurde,<sup>58</sup> ist es hier das Schreiben über Essen, das den Geist beruhigt – ein Ziel, das auch in Walsers Reflexion über die „Bleistiftmethode“ zum Ausdruck kommt. „[M]it der Feder vorzugehen“ mache ihn „nervös“, wohingegen die „Bleistiftmethode“ zwar „einen Umweg“ bedeutet, der ihn jedoch „gesund“ mache (SW 19 [u.M. 1926/27], 121). „In meine Seele kam jedesmal ein Lächeln der Zufriedenheit, etwas auch wie ein Lächeln anheimelnder Selbstbespöttelung, darum daß ich mich mit der Schriftstellerei so sorgfältig, vorsichtig umgehen sehen durfte“ (ebd.). „Besinne dich nicht allzulange, ehe du eine Skizze zu schreiben beginnst. Allerlei nette Einfälle können sich auf Nimmerwiedersehen von dir entfernen“, beginnt Walser ein Prosastück mit dem Titel „Etwas übers Essen“. Und er fährt fort: „Heute referiere ich übers Essen, das eine Notwendigkeit ist und zugleich ein Vergnügen sein kann.“<sup>59</sup>

Wie das Schreiben über Essen durch andere Gedanken unterbrochen wird, so unterbricht umgekehrt der Gedanke an Essen den Erzählfluss anderer Texte. In „Folgen des Lesens“ berichtet ein Ich-Erzähler von der Lektüre verschiedener

---

<sup>57</sup> Auch hier hat Walser irritierende, texturierende Elemente eingebaut: Wenn der Verzehr der Speise für die Genese des Prosastücks so bedeutsam war/ist, warum kann sich das Ich dann nicht mehr erinnern, ob die Oberfläche nun mit Schlagsahne verziert war oder nicht.

<sup>58</sup> Mitchell S. 1. Siehe Kapitel II. „Nervennahrung“, S. 40f.

<sup>59</sup> Im Text folgt dann ein nach dem Alphabet geordneter Durchgang mit der Bewertung verschiedener Nahrungsmittel von Apfel über Fleisch zu Rinderbraten und Reis.



„Büchlein“, unterbricht sich aber selbst mit der zusammenhangslosen Erwähnung einer „Zuckerbäckerei“, in der ihm „von einer der schönsten Töchter [...] Süßigkeiten“ serviert worden seien (SW 20 [1928/29], 339). Der Erzähler kommentiert den Einschub im nächsten Satz selbst: „Daß aber diesmal meiner Feder nicht schon wieder, wie dies schon so häufig vorkam, Wirtshäuser usw. entschlüpfen“ (ebd.).

Auch im *Räuber*-Roman (1925), der sich im mikrographischen Nachlass fand, bedient sich Walser dieser Strategie. In diesem letzten langen Prosatext Walsers ist viel vom Essen die Rede – zumeist erscheint es wie beiläufig eingestreut.<sup>60</sup> Doch dieser Eindruck täuscht: Jene Passagen, in denen von Speisen die Rede ist, folgen jenen Erzähltechniken, die Walser schon vorher in seinen Prosastücken entwickelt hat. Das gleiche gilt für die Motive, die hier wieder auftauchen. Auch das Motiv der „Brotverabreichungsbeziehungen“ findet sich wieder: Für „einen schönen Vortrag“ gibt es von der Hausfrau „kostenlos die saftigsten Koteletts“ (BG 3 [1925], 13/SW 12 [1925], 10). Zudem strukturiert Essen die Wahrnehmung, beim Essen passiert etwas anderes, beim Essen kann man lesen und die Eindrücke mit den Speisen konsumieren:

Man konnte das Zersägtwerden, neben einem Eiskaffee, den man sich hübsch zu Gemüte führte, ganz behaglich in die Eindrucksfähigkeit einziehen lassen, als werde da etwas durch ein Tor hindurchbefördert. Er erinnerte sich noch an die Straße, in der das Restaurant lag (BG 3 [1925], 86f./SW 12 [1925], 107)

Walser fährt im Text mit der Beschreibung der Straße fort. Schreiben über Essen unterbricht den Erzählfluss. Im Räuberroman wird das zumeist selbstreflexiv kommentiert.

Einmal hat er in jenem anderen Sälchen ein Huhn verspeist und dazu Dôle getrunken. Wir sagen das nur, weil uns im Moment nichts Erhebliches einfällt. Eine Feder redet lieber Unstatthaftes, als daß sie auch nur einen Moment lang ausruht. Vielleicht ist dies eines der Geheimnisse besserer Schriftstellerei, d.h. es muß eben ein Impulsives ins Schreiben hineinkommen (BG 3 [1925], 63f./SW 12 [1925], 77f.).

Scheinbar assoziativ bewegt sich der Erzähler vom Beschreiben des Tagesablaufs des Räubers zu eigenen Erlebnissen. Gemeinsam ist beiden das Essen, wobei das Essen des Räubers durchaus ‚romanhaft‘ beschrieben wird. Während des Essens richtet er eine Frage an die Kellnerin: Auch das ist typisch, sind doch einzelne Wörter (in diesem Fall „Gerte“) der Auslöser für weitere Assoziationen. Manchmal ist es auch das Essen selbst, das den narrativen Fortgang bewirkt:

<sup>60</sup> In der SW-Ausgabe etwa S. 12, 16, 30, 32, 35, 41, 44, 46, 87, 89, 107, 146, 156, 160, 164.

Zu Mittag gab es gewöhnlich *Spaghetti*, ach ja, und er aß sie immer wieder herzlich gern. Wie eigentümlich ihm das manchmal vorkam, daß er sie nie müde wurde, schmackhaft zu finden. Gestern schnitt ich mir eine *Gerte* ab. Stellen Sie sich das vor: Ein Autor spaziert in der Sonntagslandschaft, erntet eine *Gerte*, meint sich kolossal mit ihr, verzehrt ein *Schinkenbrötchen*, findet, indes er das *Schinkenbrötchen* vertilgt, die Kellnerin, die einer *Gerte* an herrlicher Schlankheit gleicht, geeignet, daß er die Frage an sie richten könne: „Fräulein, wollen Sie mir mit meiner *Gerte* eins auf die Hand geben?“ Betreten weicht sie vor dem Gesuchsteller zurück (BG 3 [1925], 14/ SW 12 [1925], 11).

Diese Art der Verknüpfung an der Textoberfläche findet sich auch in Walsers Prosastücken.<sup>61</sup> In einigen operiert Walser etwa mit Reimen: „Adieu unterdessen. Ich muss zum *Essen*“, beendet Walser einen Mikrogrammentwurf (BG 1 [1924/25], 279). In anderen ‚schleicht‘ sich das Essen in die Sprache ein, greift auf die Darstellungsebene über. So in einem ungefähr zeitgleich mit dem *Räuber* verfassten und 1925 im Prosaband *Die Rose* veröffentlichten Text mit dem Titel „Das seltsame Mädchen“: In einer Art Empfangssituation gibt es eine „Belegte-Brötchen-Platte“ (SW 8 [1925], 73). In den Beschreibungen der anwesenden Personen wählt der Autor Adjektive, die auf Speisen basieren, um schließlich wieder auf das konkrete, in der geschilderten Szenerie vorhandene Essen zurückzukommen:

Ein Engels Gesicht von Dame war's, die mit ihrer milchweißen Mildheit, *melassehaften* Gelassenheit unser Figürchen total knickte.  
 „Hast du kein Erbarmen?“, flüsterte das Schlotterchen und meinte die *Käse*stochter, welche mit der Würde eines *Konfitürentopfes* einherschritt und sich solche Ausdrücke mit *marmeladenhafter* Nachlässigkeit, im übrigen höflich verbitten würde.  
 [...]
 Sie hatte wohl gerade Glust [sic] nach einem Kartoffelsalätchen, dachte an nichts als Essig und Öl und zerschnitt damit dem Mädchen im Herrenkostüm das Herz (74).<sup>62</sup>

In einem Mikrogrammentwurf wird dieser kunstvolle Ebenenwechsel ebenfalls inszeniert:

Ich half in einem Salon, der mit Stukkatur verziert ist, Leuten, die mich hiezu einluden, einen Eierkuchen aufessen. Hiezu wurde Tee eingeschenkt und über jenen bereits hervorgehobenen Arzt diskutiert, [...].  
 [...]
 Also zum Eierkuchen denken wir kaum zurückzugreifen. Derselbe schmeckte übrigens famos (BG 1 [1924/25], 55).

<sup>61</sup> Siehe auch das Nachwort von Jochen Greven in der Ausgabe des *Räubers* in den *Sämtlichen Werken* Bd. 12. Nach Greven schrieb Walser den Roman „seine in den 20er Jahren in Bern nach und nach entwickelte assoziative Schreibtechniken einsetzend, den Motivvorrat, der bereits den seit 1924 stark anschwellenden Strom von Prosastücken die Kondensationskerne liefert, noch einmal bündelnd [...]“ (S. 198).

<sup>62</sup> Die metaphorische Verwendung von Adjektiven, die sich sonst nur auf Essen beziehen, findet sich bei Walser häufig, zum Beispiel in folgendem Mikrogramm: „[...] stille, fröhliche, feine, *zuckrige*, *knusprige* Stürme im Bewußtsein eines vielleicht etwas derangierten Abenteurers“ (BG I [1924/25], 43).

Der vorletzte Satz bleibt ambivalent. Er lässt sich sowohl im Hinblick auf die Situation lesen, als auch im Hinblick auf das Erzählen selbst, für das der Ich-Erzähler beziehungsweise der Autor nicht mehr auf den „Eierkuchen“ zurückzugreifen gedenkt.

Am deutlichsten wird die Technik Walsers in einem Prosastück, das auf ein recht konventionelles Motivrepertoire zurückgreift: In einem späten unveröffentlichten Manuskript mit dem Titel „Dienstmädchengeschichte“ heißt es:

Ich aß soeben einen Teller Suppe, dann eine ziemlich lange Wurst, dann ein saftiges Stück Käse, dann Sardinen, dann Schinken, dann einen Apfel, dann einige *Nüsse*, und *Küsse* der Magd wurden nie erlebt, denn sie küßte nie; sie jedoch zu küssen war von nahezu *verzehrender* Wirkung, weil sie die geborne Küsseinempfängerin war (SW 19 [1917/28], 380).

Zu beobachten ist hier nicht nur, dass Walser hier auf ein bekanntes kulturelles Bild anspielt und zugleich mit dem Titel auf einen typischen kulturellen *plot* der Jahrhundertwende hinweist<sup>63</sup>, vielmehr wird diese Assoziation mit einer ihm eigenen Erzähltechnik hergestellt. Die Küsse, die Bisse sein können,<sup>64</sup> werden hier eingeführt über einen Reim: Es sind die „Nüsse“, die Walser verspeist hat, an die die „Küsse“ angeschlossen werden. Doch die „Küsse“ wurden „nie erlebt“, sie haben jedoch, so weiß der Ich-Erzähler dennoch, eine „verzehrende Wirkung“, die auf die „verzehrt“ Nüsse und anderen Speisen am Satzanfang zurückverweist und damit erst das Bild des „Verschlingens“ komplettiert. Durch die Esssituation, die mit der Entstehungssituation des Textes verbunden wird, bleibt die Episode nicht nur rückgebunden an eine profane Abend- oder Mittagsmahlzeit und verknüpft die Biographie des Autors mit dem Schreiben. Im Umkehrschluss ist in der Mahlzeit mit den verzehrten „Nüssen“ auch das „Küssen“ und seine „verzehrende“ Wirkung präsent.

---

<sup>63</sup> Vgl. Gisela Steinlechner: *Fallgeschichten: Krafft-Ebing, Panizza, Freud, Tausk*, Wien: WUV-Universitätsverlag, 1995.

<sup>64</sup> „Penthesilea: Nicht? Küßt ich nicht? Zerrissen wirklich? spricht?  
[...]  
– So war es ein Versehen. Küsse, Bisse,  
Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt,  
Kann schon das eine für das andre greifen.“

Heinrich von Kleist: „Penthesilea“ [1808], *Sämtliche Werke und Briefe*, Bd. 1, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1987, 321-428, S. 425. Zur Anthropophagie in Kleists Tragödie *Penthesilea* vgl. unter anderem Gerhard Neumann: Das Essen in der Literatur, in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 23 (1982), 173-190, S. 185.

Auf den Vorwurf, dass Walser so Dinge „bald als wirkliche[n] Gegenstand, bald jedoch nur [als] etwas auf dem Papier“<sup>65</sup> verwendet, wie Robert Musil 1914 schrieb, und so den Text als graphische Fläche, als Textur sichtbar macht, sich damit aber „fortwährend [...] gegen den unveräußerlichen Anspruch der Welt- und Innendinge [verständigt]“, lässt sich nur mit Hilfe des Autors selbst antworten. Mit dem Bleistift notierte er auf ein Kunstdruckblatt: „Nichts mundet mir so gut wie meine Fehler. [...] Gegessen und gebührend belobt wurde ein Wiener Schnitzel, gottlob von niemand als von mir. Das konstatieren wir“ (BG 1 [1924/25], 20).

### 7. Fazit der Walser-Analyse

Eine Analyse von Walsers Briefen, Romanen und Prosastücken zeigt die Modernität von Walsers Texten. Zum einen wird in ihnen eine spezifisch moderne, ambivalente Haltung gegenüber Essen deutlich. In den beiden Romanen *Der Gehülfe* und *Jakob von Gunten* zeigt Walser subtil die Abhängigkeitsverhältnisse, die sich im Essen manifestieren. Loslösung aus solchen Strukturen, so zeigen die Figuren Joseph Marti wie Jakob von Gunten, ist nur durch Nahrungsverweigerung möglich, die jedoch an den Bedürfnissen des Körpers scheitert. Walser führt in seiner Prosa vor, dass Nahrungsverzicht von seinen Zeitgenossen als positiv wahrgenommen wurde; die pathologische Anorexie ist so letztendlich eine Übersteigerung einer in der Kultur und Gesellschaft der Zeit für erstrebenswert erachteten Selbstbeherrschung.

Diese Haltung findet sich auch in der ironischen Wiederaufnahme des Stereotyps vom mageren Poeten: Einerseits betont Walser, Schreiben bedeute Verzicht auf das Essen, andererseits verbindet er bestimmte Speisen mit der Entstehung bestimmter Texte – Essen wird also buchstäblich als Bestandteil des Entstehungsprozesses in Szene gesetzt. Insofern könnte man mit Denneler tatsächlich von einer „kulinarischen Poetik“ sprechen. Diese Sichtbarmachung von Essen als Bestandteil der Textgenese findet sich jedoch bei Walser nicht nur in autobiographischen Texten oder Romanen. Die Rede über Essen dient auch der Sichtbarmachung der Textur des Textes.

---

<sup>65</sup> Robert Musil: Literarische Chronik, S. 1168.

### 8. Anorexie und moderne Erzählverfahren: Der Fall Renata

Überraschenderweise findet sich in einer medizinischen Fallgeschichte eine anorektische Patientin, die sich offenbar ähnlicher Schreibverfahren bediente wie der Schriftsteller Robert Walser. Sie schreibt mit enger Bleistiftschrift, „automatisch“, das heißt unterhalb der Bewusstseinschwelle, und beendet ihren Schreibfluss, wenn das Blatt zu Ende ist. Auch sie produziert Textkörper, die die „Unschuld der graphischen Fläche“ behaupten, wie Hans-Ulrich Treichel über Walsers Mikrogramme schrieb.<sup>66</sup> Im Folgenden soll zunächst die Fallgeschichte analysiert werden, mit der sich der Berner Nervenarzt und Psychotherapeut Louis Schnyder 1912 habilitierte.<sup>67</sup> In einem zweiten Schritt sollen dann die Fallgeschichte und die in ihr durchgespielten Schreibverfahren mit den poetologischen Strategien Robert Walsers verglichen werden.

Schnyers Arbeit „Le cas de Renata“ ist eine Studie über eine einzige Patientin. Die Kranke kommt als Fräulein F. im Juli 1907 gemeinsam mit ihrem Bruder in die Klinik. Während der Bruder bereits nach kurzer Zeit entlassen werden kann, bleibt die Patientin ein Jahr in Schnyers Obhut und kehrt auch nach einem kurzen Aufenthalt bei ihrer Familie in die Anstalt zurück, um die Therapie fortzusetzen. Zunächst ist die Diagnose rasch gestellt: „nervöse Anorexie“ (204); da der Ernährungszustand schlecht ist, verordnet man die bekannte Kombination aus Bettruhe und Überernährung (203). Doch damit ist Fräulein F. nicht therapiert – nach sechs Wochen hat sich ihr Zustand nicht verändert (204). Schnyder versucht daher durch Beobachtung und nach dem Vorbild Freuds und seiner „Wiener Schule“ (202) den wirklichen Grund der hartnäckigen Nahrungsabstinenz seiner Patientin herauszufinden. Am Ende der Therapie wird aus Fräulein F. „Renata“.

Schnyers therapeutisches Interesse an seiner Patientin setzt an dem Punkt ein, an dem frühere Fallgeschichten aufhören. Die Krankengeschichte, mit der Renata zu ihm kommt, entlarvt er in seinem Bericht selbst als konventionellen *plot*. Nach dieser Geschichte weist Renata die typischen Charaktermerkmale der Hysterika auf: schon

---

<sup>66</sup> Hans-Ulrich Treichel: Über die Schrift hinaus. Franz Kafka, Robert Walser und die Grenzen der Literatur, in: Ders.: *Über die Schrift hinaus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2000, 28-49, S. 38.

<sup>67</sup> Louis Schnyder: Le cas de Renata. Contribution à l'étude d'hystérie, in: *Archives de Psychologie* 12 (1912), 201-262. Seitenzahlen im Folgenden im Text. Zu den Publikationsumständen siehe auch Tilmann Habermas: *Zur Geschichte der Magersucht. Eine medizinpsychologische Rekonstruktion*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1994, S. 69.

immer „empfindlich und leicht zu beeindrucken, mit einer großen Eigenliebe“ (204). Ein Schockerlebnis, ebenfalls ein typisches ätiologisches Moment der Hysterie nach Charcot – das Versagen beim mündlichen Examen –, löst eine Krise aus, die sich durch Kopf- und Magenschmerzen somatisiert. In der Folge isst die Kranke nicht mehr und „würgt mehr heraus als sie an Nahrung aufnimmt“ (ebd.).<sup>68</sup> Das sei keine authentische Krankengeschichte mehr, urteilt Schnyder, sondern eine Beschreibung, die Renata vielen Ärzten gegeben habe: „sie ist offiziell geworden, stereotyp“ (ebd.).

Wurde in psychiatrischen oder neurologischen Fallgeschichten des ausgehenden 19. Jahrhunderts noch die Krankheit eines Patienten oder einer Patientin mit einem ‚kranken‘ Text verglichen, der durch einen ‚gesunden‘ ersetzt werden muss – wie etwa bei Otto Binswanger,<sup>69</sup> so findet bei Schnyder ein komplexer Interpretations- und Umdeutungsprozess statt. Sein Ziel ist es, den eigentlichen Auslöser der Krankheit zu rekonstruieren. Im Medium der Sprache versucht Schnyder so, sich jenem zunächst nicht Aussprechbaren anzunähern, das Renata den Appetit verschlagen hat und das von einer konventionellen Krankengeschichte überlagert wurde.

Auch wenn Schnyder sich für seine Fallgeschichte stilistisch an den Studien Freuds orientiert,<sup>70</sup> bedient er sich im Unterschied zu seinem Vorbild moderner Erzählverfahren. Schnyders Text ist ein komplexes Verweisungssystem. Er nimmt nicht nur die „offizielle, stereotype“ Krankengeschichte als Ausgangspunkt seines Fragens, er beginnt auch seine Studie des „Fall Renatas“ mit der Fallgeschichte des Bruders, der er den Status einer Einleitung zur Fallgeschichte Renatas zuspricht (202f.).

Die weitere Fallgeschichte Renatas ist montiert aus eigenen Erinnerungen sowie aus Texten Renatas, die sich – so Schnyder – durch ihre „literarische Form“ auszeichneten (201). Doch nicht nur die Qualität von Renatas Texten ist interessant, vor allem ist es die Art und Weise, in der der Arzt der Anorektikerin ihre „Eindrücke

---

<sup>68</sup> „Je mangeais très peu et vomissais plus que je n’absorbais de nourriture.“ Ebd., S. 204. Die Übersetzungen der Zitate sind von mir. Sofern das französische Original ambivalent und in der deutschen Übersetzung nicht vollständig wiedergegeben erscheint, wird dies sich jeweils in der Fußnote oder bei einzelnen Wörtern in eckigen Klammern im Text kenntlich gemacht.

<sup>69</sup> Siehe Kapitel III. „Patientinnen“, S. 83.

<sup>70</sup> Durch den Impuls von Freud messe man den „monographies des malades“ in letzter Zeit eine besondere Bedeutung bei, schreibt Schnyder. Schnyder: Renata [1912], S. 201.

und Analyse ihrer Seelenzustände“ (201) entlockt. Schnyders Text lässt sich auch als Inszenierung dessen lesen, was Gisela Steinlechner als das Problem der psychoanalytischen Beweisführung charakterisiert hat:

Der Weg der psychoanalytischen Erkenntnis verläuft über die assoziative, imaginäre und narrative *Rekonstruktion* von etwas, was zum größten Teil *vor* der Sprache, *vor* dem Bewußtsein liegt. Der Einstieg auf diese *andere Seite* erfolgt jedoch nichtsdestoweniger *über* die Sprache beziehungsweise deren *Kunstgriffe*. Die sprachliche Einlösung des Imaginären ist somit eine wesentliche Bedingung der psychoanalytischen Erkenntnis und hierin trifft sich die Freud'sche Lehre an einem zentralen Punkt mit der Literatur: wie diese unternimmt sie es, einen wahren Diskurs zu führen unter chronisch akutem Beweis- und Referenznotstand.<sup>71</sup>

Um diese Wahrhaftigkeit des Diskurses zu garantieren, bedient sich Schnyder einer Inszenierung, die die Authentizität der Äußerungen Renatas untermauern soll. Liest man „Le cas de Renata“ wie eine Erzählung, so lässt sich feststellen, dass das Subjekt (Schnyder) sein Beschreibungsobjekt über weite Strecken selbst zum Erzählsubjekt werden lässt. Renata betreibt in jenen Passagen, die als ihre Texte ausgewiesen sind, ihre eigene Analyse. Dennoch weist Renata als Subjekt eine merkwürdige Spaltung auf. Sie figuriert zwar als Ich-Erzählerin in ihren Berichten, verweigert sich aber der Autorschaft. Weder verfasst sie diese Texte bewusst, noch erinnert sie sich später daran, dass sie sie geschrieben hat. Nachts produziert sie *Textkörper*, die sie am Morgen dem Arzt zukommen lässt (210). Nur in einem „automatischen Bewusstseinszustand [*condition d'être automatique*]“ (208) könne sie schreiben oder sich einer Aktivität widmen. Der *Textsinn* muss vom Arzt entschlüsselt werden, der damit das dissoziierte Subjekt Renata wieder zusammensetzt. Das Bild für diese ärztliche Hermeneutik ist das eines Buches, in dem der Arzt liest: „[...] Renata hat mir versichert, dass sie mir ihr ganzes Vertrauen gewähre und dass sie mich sie lesen ließe – ,wie in einem offenen Buch, in dem ich die Seiten nach meinem Belieben umblättern könne“ (212).<sup>72</sup> Diese unterschiedliche Sicht auf Renatas Textproduktion findet sich auch in den Verben, die Renata beziehungsweise Schnyder für diesen Prozess verwenden. „Ich habe Ihr Papier *geschwärzt* [*j'ai noirci votre papier*]“, sagt Renata. „Sie *schreibt* mit größter Leichtigkeit“ (209), beobachtet hingegen Schnyder.

„Sie bedeckt die Seiten mit Schrift, indem sie die Feder übers Papier laufen lässt“, heißt es an anderer Stelle. Renata selbst schreibt, sie habe ihren Text mit Bleistift verfasst, was zu ihrem Wunsch nach Vorläufigkeit und Zwischenzuständen passen

<sup>71</sup> Steinlechner: *Fallgeschichten*, S. 140.

<sup>72</sup> „[...] Renata m'assure qu'elle m'accorde sa confiance entière et qu'elle me fera lire en elle ,comme en un livre ouvert dont je pourrai tourner les feuillets à ma guise‘.“ Schnyder: Renata [1912], S. 212.

würde, der sich auch in anderen symbolischen Handlungen äußert. Doch auch wenn Renata „automatisch“ schreibt, „ohne ein Zögern, ohne eine Ausstreichung“ (208), wenn sie die Textlänge durch die Blattgröße determinieren lässt (vgl. ebd.), ihre Schreibweise also durchaus Ähnlichkeiten mit Walsers „Bleistiftmethode“<sup>73</sup> aufweist, manifestiert sich das nicht im Inhalt des Textes. Dieser erweist sich keinesfalls als „assoziativ“ oder gar als „Irrenrede“, vielmehr erscheint er strukturiert und sinnvoll. Hier folgt Renata der Chronologie der Ereignisse, arbeitet Entwicklungen heraus. Sie erinnert sich an ihre Kindheit und Jugend, etwa eine geradezu obsessive Schwärmerei für ihren Zahnarzt, konstatiert ihr Bestreben, Komplimente von Männern zu bekommen, und sie liefert jeweils eine Interpretation hinterher (223ff.).

Anders verhält es sich bei einem anderen Typus ‚Originaldokumente‘, die Schnyder in seiner Fallgeschichte verwendet. Wie die Briefe, die Renata nachts schreibt und morgens ‚findet‘, sind auch diese durch eine Interaktion zwischen Patientin und Arzt entstanden. Morgens, so Schnyder, befinde sich Renata stets in einem somnambulen Zustand, dessen Fingiertheit Schnyder suggeriert: „Ich habe den Eindruck, dass es die Kranke nicht einmal zur Hälfte ernst meint.“ (207).<sup>74</sup> „[...] [S]ie wendet sich mir zu, als sei ich ein Fremder, der als Vermittler dienen soll [...], und nachdem sie sich versichert hat, dass ich kein Englisch spreche, bittet sie mich die folgenden Worte nach ihrem Diktat aufzuschreiben: sin, thinking, talking, doing, feeling“ (ebd.). Für jedes dieser am Morgen genannten Wörter gibt Renata am Abend Aufschluss darüber, was sie mit dem Wort assoziiert. Auch hier wird ein „vorbewusstes“ Sprechen inszeniert, indem Renata erklärt, sie müsse sehr schnell sprechen, um nicht zum Nachdenken zu kommen (216). Für den Leser der Fallgeschichte entsprechen die Kommentare dem, was Baßler texturierte Prosa nennt.<sup>75</sup>

In Schnyders Fallgeschichte verweigert sich die Patientin dem Textsinn auf vielfältige Weise. Zum einen erklärt sie immer wieder, sie könne das von ihr Geschriebene nicht mehr lesen, noch wisse sie, was darin stehe. Diese Dyslexie dehnt sie auch auf andere Texte aus: Sie liest ein Kapitel niemals vollständig und ihre Lektüre zielt darauf, den

---

<sup>73</sup> Vgl. SW 19 [u.M. 1926/27], 121.

<sup>74</sup> Schnyder betont, Renata spiele ihre Depersonalisierung hier nur: „Il y a quelque chose d’artificiel, de théâtral dans ses discours. Elle joue un peu la comédie quand elle prétend se trouver à la maison, ne pas me reconnaître. Du reste, il y a des lacunes dans la trame de sa personnalité fictive.“ Schnyder: Renata [1912], S. 207.

<sup>75</sup> Die Textur ist sogar noch hervorgehoben, indem die Schlüsselwörter in einer anderen Schrifttype gesetzt sind. Vgl. Ebd., S. 216ff. Zum Begriff der „texturierten Prosa“ siehe Baßler: *Textur*, S. 114ff.



Inhalt *nicht* zu verstehen (226). Damit fingiert sie eine Lektüre, die modernen Schreibverfahren entspricht, sie ‚liest‘ zwar, erfasst den Text jedoch nur an der Oberfläche, nicht seinen Sinn. Wie Walser die Oberflächenstruktur des Textes durch Reime und Sprünge zwischen den Sinnebenen markiert, so hebt auch sie die Schrift hervor: Sie setzt die *accents* an der falschen Stelle, macht unmerkliche Haken an die Buchstaben und vermeidet Wörter, die in einem Vokal enden (ebd.).

In dieser Krankengeschichte wird auch formal jener Zustand umgesetzt, von dem Renata spricht. Sie erklärt, sie möchte im ‚Zwischen‘ bleiben: Sie unternimmt exzessive Spaziergänge, ohne anzukommen, ohne den Weg wahrzunehmen. Auch Körperfunktionen wie Essen oder Atmen übt Renata nur teilweise aus, gleichsam um auch ihren Körper in einem Zwischenzustand zu halten. Sie isst zwar, erbricht das Gegessene jedoch, führt es also nicht dem Verdauungsvorgang zu (vgl. 247). Selbst das Atmen versucht sie nur teilweise durchzuführen. Sie atme nicht tief, erklärt sie (250).

Auch die Textproduktion findet in dieser Weise unter Vorbehalt statt, indem sie als Autorin jede Verantwortung für das Subjekt des Textes, das Ich des Textes suspendiert. Gerade diesen Texten wird jedoch in der Logik von Schnyders Fallgeschichte die höhere Glaubwürdigkeit zugesprochen. Während die Krankengeschichte, die Frl. F./ Renata erzählt und in der Ich-Erzählerin und Autor-Subjekt zusammenfallen, dem behandelnden Arzt „offiziell und stereotyp“ (204) erscheint liefern die ‚unbewusst‘ hinterlassenen Texte ein authentisches Zeugnis.

Der magere Körper der Patientin, der bei den anderen Geschichten im Zentrum der Fallgeschichte stand, verschwindet allerdings hinter den produzierten Textkörpern und schließlich aus der Fallgeschichte. Nur wenige Sätze verwendet Schnyder auf dessen lakonische Beschreibung (209).

### *9. Kind bleiben: Verbindung zwischen Renata und Walser*

In einem Vortrag, den Schnyder ein Jahr nach der Veröffentlichung von „Le cas de Renata“ hält, liefert er eine weitere Deutung des Falles Renata sowie weiterer Fälle

hysterischer Anorexie in seiner Behandlung. Die Anorexie resultiere oft aus „mangelhafte[r] Einsicht in die Lebensrealitäten“<sup>76</sup>:

Das Kind will Kind bleiben. Mit der ganzen Macht seines Selbsterhaltungstriebes erstrebt es dann ein Stillbleiben im Leben, sogar eine Regression seiner Entwicklung, und die Anorexie erscheint ihm in mehr oder weniger klar bewußter Weise das sicherste Mittel, um dieses Ziel zu erreichen.<sup>77</sup>

Hier überrascht die Formulierung „[m]it der ganzen Macht seines Selbsterhaltungstriebes“, denn immerhin bedeutet die Anorexie eine Schwächung des Körpers. Die Idee, dass das „Stillbleiben im Leben“ aus einem „Selbsterhaltungstrieb“ heraus geschieht, findet sich in zahlreichen Texten Walsers. Jakob von Gunten notiert nicht nur in sein Tagebuch: „Ich entwickle mich nicht“<sup>78</sup>, sein „Stillbleiben“ erweist sich vielmehr als Überlebensstrategie. Auch die zahlreichen Ichs in den Bleistiftskizzen streben nach einer Rückkehr zum Kind-Sein: „Bedeutende Menschen nennen mich ein Kind, und ich wäre unartig, wenn ich das nicht auch selber glaubte. Freilich macht dieser Glauben mich oft ganz schwach. Ich dachte so ganz anders von mir. Übrigens kann ich mich ja noch entwickeln.“<sup>79</sup> Auch der Autor selbst verkleinert sich in seinen Briefen, unterschreibt mit „Walser Röbi“ (Brief an Frieda Mermet Nr. 239 Anfang Mai 1924), „Ihr gediegenes Walserchen“ (Brief an Frieda Mermet Nr. 241 22.07.1924), „Röbeli Wauser“ (Brief an Max Rychner (an „Dr. Mäxchen Rychner“) Nr. 266 20.9.1925), „Robertchen Walserchen“ (Brief an Frieda Mermet Nr. 340 6.1.1928).<sup>80</sup>

Doch nicht nur auf der inhaltlichen Ebene, auch im Hinblick auf das Repräsentationsverfahren selbst lassen sich Parallelen ziehen. Hans-Ulrich Treichel interpretiert die „Bleistiftmethode“ selbst als eine Verkleinerungsstrategie:

Die winzig kleine Schrift, einer Geheimschrift gleich, in der Walser seine späte Prosa notierte und die erst nach vielen Mühen entziffert werden konnte, treibt den Textkörper virtuell an den Rand seiner graphischen, um nicht zu sagen physischen Existenz. Damit vollzieht der Autor auf der Ebene der Schrift in gewisser Weise noch einmal das nach, wovon er immer schon

<sup>76</sup> Louis Schnyder: Anorexieformen des Pubertätsalters, in: *Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte* 43 (1913), 353-357, S. 355.

<sup>77</sup> Ebd., S. 357.

<sup>78</sup> BS [1909], 144.

<sup>79</sup> BG 1 [1924/25], 32.

<sup>80</sup> Zur ‚Kindlichkeit‘ Walsers vgl. auch Hartmut Vollmer: Die erschriebene Kindheit. Erzähllust, Sprachzauber und Rollenspiel im Werk Walsers, in: *Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte* 93 (1999), 75-97.

erzählte: vom Kleinerwerden des Ich und der Persönlichkeit, von dem Verschwinden einer sich selbst behaupteten Individualität.<sup>81</sup>

Sowohl in „Le cas de Renata“ als auch in der Biographie Robert Walsers korrespondiert die Verkleinerung der Schrift mit einer Verkleinerung des Ichs. Die fast unlesbar kleine Schrift ist das Medium, in dem sich ein Ich artikuliert, oder eben vielmehr nicht artikuliert, denn das Ich widerruft auch seine Autorschaft.

Renatas Verfahren – in Louis Schnyders Repräsentation – dient dazu, reine Textkörper zu produzieren, deren Sinn erst im Nachhinein und durch andere entschlüsselt werden kann. Sie entzieht sich damit der Realität, strebt nach „Stillbleiben im Leben“ und suspendiert jede Verantwortung für das Geschriebene.

In Walsers Selbstreflexion der „Bleistiftmethode“ scheint sowohl das Selbsttherapeutische als auch die Regression auf. In dem bereits zitierten Prosastück „Bleistiftskizze“ heißt es:

Ich fand nämlich eines Tages, daß es mich *nervös* mache, sogleich mit der Feder vorzugehen; um mich zu beschwichtigen, zog ich vor, mich der Bleistiftmethode zu bedienen, was freilich einen Umweg, eine erhöhte Mühe bedeutete. Da jedoch für mich diese Mühe gewissermaßen wie ein Vergnügen aussah, so schien mir, ich würde dabei *gesund*. In meine Seele kam jedesmal ein Lächeln der Zufriedenheit, etwas auch wie ein Lächeln anheimelnder Selbstbespöttelung, darum, daß ich mich [sic] mit der Schriftstellerei so sorgfältig, vorsichtig umgehen sehen durfte. Mir schien unter anderem, ich vermöge mit dem Bleistift *träumerischer*, ruhiger, behaglicher, besinnlicher zu arbeiten, ich glaubte, die beschriebene Arbeitsweise wachse sich für mich zu einem eigentümlichen Glück aus, und wie ich es mit vielen Versuchen, der Öffentlichkeit etwas zu sagen, hätte machen können, seien vorliegende Äußerungen betitelt, wie sie der Leser überschrieben findet.<sup>82</sup>

Walser bringt seine Schreibpraxis jedoch auch mit dem Spiel in Verbindung, womit im Umkehrschluss der Feder ‚Ernsthaftigkeit‘ und ‚Unwiderrufbarkeit‘ zugeschrieben werden: „[U]m sich vom Schreibfederüberdruß zu befreien, fing er an, zu bleistifteln, zu zeichnen, zu gäffleren. Für mich ließ es sich mit Hülfe des Bleistiftes wieder besser *spielen*, dichten; es schien mir, die Schriftstellerlust lebe dadurch von neuem auf.“<sup>83</sup> Dass es sich durchaus um eine Rückkehr in die Kindheit handelt, äußert Walser im gleichen Brief: „Es gab also für mich eine Zeit der Zerrüttung, die sich

<sup>81</sup> Treichel: Über die Schrift hinaus, S. 34. Indem Walser so den Schriftkörper „an den Rand der physischen Existenz“ bringt, vollzieht er auch nach, was die Anorektikerinnen mit ihrem Körper in Szene setzen. Wie ihr Körper zugleich spricht und doch schweigt, sind Walsers Texte keine bedeutungslosen Kritzeleien, sondern mühselig, wenn auch niemals vollständig entzifferbar.

<sup>82</sup> SW 19 [u.M. 1926/27], 121f. „Träumerischer“ ist auch der somnambule Zustand Renatas, in denen sie sich zur möglichen Ursache ihrer Anorexie äußert. Siehe oben in diesem Kapitel, S. 206.

<sup>83</sup> BW [20.6.1927], S. 300f. Siehe auch Brief Nr. 322 an Max Rychner.

gleichsam in der Handschrift, im Auflösen derselben, abspiegelte und beim Abschreiben aus dem Bleistiftauftrag lernte ich *knabenhaft* wieder – schreiben.“<sup>84</sup>

Sowohl in Robert Walsers Werk als auch in „Le cas de Renata“ findet sich das Paradox eines Schreibens eines Ichs über sich selbst, das gerade nicht psychologische Selbsterkundung sein will. Schreiben wird als vorbewusster Zustand inszeniert; dieses Schreiben unterhalb der Bewusstseinschwelle wird als „Wiedergeburt“ (Renata) und als „neu Schreiben lernen“ (Walser) bezeichnet.

---

<sup>84</sup> Ebd., S. 301.

## VII. Schluss

### 1. Fazit: Hungern und Schreiben

Franz Kafkas Hungerkünstler verschwindet aus dem Bewusstsein seines Publikums, weil er sich der Zeitmessung entzieht. Die Zahl auf der Tafel mit den Hungertagen wird nicht mehr erneuert; der Hungerkünstler hungert jenseits von Maß und Frist. Sein Hungern hat weder Anfang noch Ende: Es wird zeitlos. Als sein Hungern noch eine öffentliche Darbietung war, wünschte er sich ohne Begrenzung zu hungern. Nun, da weder ein Zeitmaß seine Leistung vermittelbar macht, noch ein von seinem Impresario inszeniertes Fastenbrechen seinen abgemagerten Leib in publikumswirksamer Weise präsentiert, verschwindet der Hungerkünstler. Die Zuschauer drängen an seinem Käfig vorbei zu den Ställen, ohne ihn wahrzunehmen. Auf diese Weise verschwindet der Körper des Hungerkünstler auch aus der Erzählung: Wurde vorher seine Physis beschrieben, so endet der Text mit dem nicht mehr wahrnehmbaren Hungerkünstler, der mit seinem Stroh begraben wird, da sein Körper nicht mehr von diesem differenzierbar ist.

Wer hungert, lehrt Kafkas Erzählung, versucht sich der Geschichte zu entziehen und kommt dennoch nicht ohne sie aus. Jeder Nahrungsverzicht, soll er für die anderen verständlich oder wahrnehmbar sein, bleibt eingebunden in das Netzwerk von Bedeutungen und Bezügen, das Essen in der jeweiligen Situation hat. Hungern, so wird deutlich, bedarf der Vermittlung: Es bedarf der Medien, der Inszenierung, der Sprache, soll es als Zeichen erkannt werden. Andererseits zeichnet sich das Hungern durch einen nicht vermittelbaren Eigensinn aus: „Versuche, jemandem die Hungerkunst zu erklären! Wer sie nicht fühlt, dem kann man es nicht begreiflich machen“ (DL [1924], 347), heißt es in der Erzählung. Die Figur des Hungerkünstlers wird damit zu einer Art Kronzeuge einer Literatur, die auf ihre eigenen Grenzen hinsteuert und die sich – wie Hans-Ulrich Treichel es ausdrückt – „mit ihrem eigenen Verschwinden verbündet“ hat.<sup>1</sup>

Diese Ambiguität zeichnet einige der hier untersuchten literarischen Texte aus. Gemeinsam ist ihnen, dass diese Reflexion über die Grenzen der Literatur in der literarischen Moderne mit der Thematik des Essens verknüpft ist. So lassen sich diese Texte auch vor dem Hintergrund einer historischen Konjunktur des Themas

---

<sup>1</sup> Hans-Ulrich Treichel: Über die Schrift hinaus. Franz Kafka, Robert Walser und die Grenzen der Literatur, in: Ders.: *Über die Schrift hinaus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2000, 28-49, S. 33.

Hungern/Essen lesen. Diese spezifische Konstellation ermöglicht differenzierende Austauschbewegungen und Aneignungsprozesse, die sich sowohl aus der Dynamik der Wissenschaft als auch den verschiedenen Erzählverfahren ergeben.

Was den medizinischen Diskurs angeht, lässt sich zunächst eine grundlegende Veränderung der Wahrnehmung von Essen feststellen. Die Verwissenschaftlichung von Ernährung und die Zerlegung in Nährstoffe und Kalorien verändert die Wahrnehmung von Essen. Die neue Sicht auf Verdauung und andere körperchemische Prozesse fügt sich nicht nur in einer Repräsentation von Körpern als menschliche Maschine ein, auch die Nervenkraft erweist sich so beschrieben als durch Nahrung stimulierbar. Vor diesem Hintergrund werden auch die Fälle radikaler Nahrungsabstinenz vornehmlich junger Mädchen interpretiert, deren Nahrungsverzicht gerade nicht als Ermächtigungsstrategie gesehen wird, sondern als krankhafter Appetitverlust. Im Unterschied hierzu werden asketische Praktiken bei Männern auch im ausgehenden 19. Jahrhundert als selbst gewählt interpretiert.

Dass diese Konstellation einen interdiskursiven Austausch ermöglicht, liegt nicht nur an der Konjunktur bestimmter Themen, sondern auch daran, dass das medizinische Wissen sich seinerseits bereits literarischer Techniken bedient. Der Topos des Literatur-Verschlingens ist nicht nur sprachliches Ornament, er erhält für die Therapien der Nervenleiden eine konstitutive Funktion. Die daraus folgende Frage einer „Diätetik des Seelenlebens“ ist anschließbar an die kulturpessimistische Dimension des Diskurses über Nervosität<sup>2</sup>, der die Nervosität nicht nur als Krankheit der Moderne, sondern als Krankheit an der Moderne versteht. Ihr ist eine Medienkritik inhärent, wie sie etwa in den Texten des Soziologen Georg Simmel auftaucht, der es als die typische Lage des modernen Menschen beschreibt, von einer „Unzahl von Kulturelementen erdrückt zu sein, weil er sie weder innerlich *assimilieren* noch sie einfach ablehnen kann“<sup>3</sup>. Wer die Reize nicht mehr „assimilieren“ kann, also in seinen eigenen Organismus integrieren kann, dem bleibt – um im Bild der geistigen Diät zu bleiben – angesichts der Überfülle nur die radikale Abstinenz. Diese erweist sich jedoch bei einem an der kulturellen Reproduktion Beteiligten wie einem Schriftsteller als Selbstnegation und gleichzeitig

---

<sup>2</sup> Siehe dazu unter anderen Volker Roelcke: *Krankheit und Kulturkritik: psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914)*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 1999.

<sup>3</sup> Georg Simmel: Die Krisis der Kultur [1916], in: Ders.: *Gesamtausgabe*, Bd. 16, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999, 37-53, S. 39.

als einzige Möglichkeit zur Autorschaft. „Nur der freiwillige, unbedingte und konsequente Verzicht verleiht einem Asketen – aber auch einem modernen Künstler – die Autorenschaft. Keine Addition des Neuen – sondern Verzicht auf das Alte ist der Grundgestus der Moderne“<sup>4</sup>, schreibt Boris Groys.

Die literarische Aneignung des Themas Hunger/Essen beziehungsweise einzelner Elemente verläuft über verschiedene Erzählstrategien und -techniken. Während in realistischen Romanen die Beschreibung freiwilliger Nahrungsabstinenz zumeist als Zeichen einer lebensgeschichtlichen Problematik inszeniert wird und damit über zunächst somatisch ausgerichtete Medizin hinausgeht, so lässt sich im Schreiben über Essen oder Hungern in modernen Texten – wie Knut Hamsuns Roman *Hunger* (1890), Kafkas Erzählung „Ein Hungerkünstler“ oder Robert Walsers Prosastücken – die Selbstreflexivität moderner Literatur ausmachen.

## 2. Ausblick: Anorexie in der Literatur des 20. Jahrhunderts

Elemente solcher vor allem auch im Hinblick auf das Geschlecht divergierender literarischer Aneignungsweisen lassen sich auch in der Literatur des ausgehenden 20. Jahrhunderts finden. In diesen Texten – wie auch in den in der Studie untersuchten – wird eine geschlechtsspezifische Darstellung der Anorexie deutlich. Während bei Frauen Anorexie als Krankheit wahrgenommen und umgekehrt leichte Anorexie bereits als Element der zeittypischen Weiblichkeit begriffen wird, so wird sie bei Männern nicht – damals wie heute – als Krankheit aufgefasst. Der Nahrungsverzicht wirkt nicht primär effeminierend, sondern ist gerade Element jener Selbstkontrolle, die Männlichkeit ausmacht.

In zwei deutschsprachigen Romanen junger Autorinnen, die beide 1997 erschienen, wird zudem deutlich, wie sehr etwa das Krankheitsbild der *Anorexia nervosa* bereits popularisiert ist und als kulturelles Wissen der Romane vorausgesetzt wird, um die die Figuren zu verstehen. So spielt Sybille Berg in ihrem Roman *Ein paar Leute suchen das Glück und lachen sich tot* (1997) auf das Syndrom an, indem sie medizinisch-psychiatrische Vorkenntnisse voraussetzt, den Namen der Krankheit jedoch nicht nennt.<sup>5</sup> Die Selbstbeschreibung der Protagonistin Nora, einer Ich-

---

<sup>4</sup> Boris Groys: Strategien der künstlerischen Askese, in: Konrad Paul Liessmann (Hg.): *Im Rausch der Sinne. Kunst zwischen Animation und Askese*, Wien: Paul Zsolnay Verlag, 1999, 145-171, S. 150.

<sup>5</sup> Sybille Berg: *Ein paar Leute suchen das Glück und lachen sich tot*, Leipzig: Reclam, 1997.

Erzählerin, wie die anderen Figuren des Romans, lässt sich als für die Krankheit symptomatisch lesen:

Ich wiege mich jeden Morgen. Morgens ist es immer ein bißchen weniger. [...] Seit ich nicht mehr esse, brauche ich niemanden mehr. [...] Ich sehe noch immer nicht ganz schön aus. Ich bin noch zu dick. [...] Ich finde Fleisch häßlich. [...] Ich bin innen so wie außen. Ganz fest. [...] Ich werde so schön wie Kate Moss oder so jemand. Vielleicht werde ich Model.<sup>6</sup>

Die Krankheit wird von der Autorin als Teil der Persönlichkeit konzipiert, deren Autodestruktivität Berg dann in der folgenden Liebesgeschichte entfaltet.

Während Nora sich sprachlich nicht von den anderen Figuren des Romans unterscheidet, wird in der Krankengeschichte *Melancholia* von Bettina Galvani hingegen wird die Anorexie der Hauptfigur gerade durch Sprache und Narration verdeutlicht.<sup>7</sup> Wenn Galvani Eindrücke aus Literatur, Philosophie, Theateraufführungen sowie aus dem Krankenhaus im *stream of consciousness* ihrer Hauptfigur verwebt, benutzt sie sprachliche Bilder aus dem Bereich des Essens. In der Wahrnehmung der Kranken erweist sich die Umwelt als durch Essen strukturiert: „Ich löffle Ambrosia aus den Gräbern am Friedhof, die nebeneinandergeschichtet sind wie viele kleine Schokoladestückchen, [...]“<sup>8</sup> So erzeugt die Autorin zudem den Eindruck, dass Essen durch einen anderen Inkorporationsvorgang – das Aufnehmen von Eindrücken und Informationen – ersetzt werden kann. *Melancholia* kann man als den Versuch einer narrativen Simulation der Wahrnehmungsweise Magersüchtiger begreifen.

Die Literarisierung der Magersucht in zeitgenössischen Romanen verweist nicht nur auf die Häufigkeit dieses Syndroms, sondern auch auf die Popularisierung der medizinischen Krankheitsbeschreibung.<sup>9</sup> Heute sind die klinische Beschreibung der Magersucht und anderer Essstörungen vorhandenes kulturelles Wissen, das in der Literatur zitiert wird, um eine literarische Figur zu charakterisieren. Die Magersucht

---

<sup>6</sup> Ebd., S. 9.

<sup>7</sup> Bettina Galvani: *Melancholia*, Salzburg/Wien: Residenz Verlag, 1997.

<sup>8</sup> Ebd., S. 138.

<sup>9</sup> Vgl. dazu Joan Jacobs Brumberg: From Psychiatric Syndrom to „Communicable Disease“: The Case of Anorexia Nervosa, in: Charles E. Rosenberg/Janet Golden (Hgg.): *Framing Disease*, New Brunswick: Rutgers University Press, 1992, 134-154. Brumberg betont, dass sich die Symptomatik der Krankheit gewandelt habe und dass der Name *Anorexia nervosa* zu einer „Formel“ geworden sei. Inzwischen dominierten, so Brumberg, die „ich-auch“-Anorektikerinnen. Joan Jacobs Brumberg: *Todeshunger. Die Geschichte der Anorexia nervosa vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt am Main u.a.: Campus, 1994. Diesen Zusammenhang hebt auch Tilmann Habermas hervor, siehe insbesondere das Kapitel „Rückwirkungen der Medizin auf die modernen Eßstörungen“. Tilmann Habermas: *Zur Geschichte der Magersucht. Eine medizinpsychologische Rekonstruktion*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1994.



erfüllt damit heute die Funktion, die um 1900 der Hysterie und anderen Nervenleiden zukam.

Dass dieser direkte Bezug zu einer bekannten Diagnose vermutlich mit der medialen Verbreitung des Krankheitsbildes zusammenhängt, zeigt im Vergleich der Roman *The Edible Woman* der kanadischen Autorin Margaret Atwood, der bereits 1969 erschien.<sup>10</sup> Geschildert wird die rätselhafte Appetitlosigkeit der Protagonistin Marian, die sie nach ihrer Verlobung befällt. Zunächst kann sie kein Fleisch mehr essen, dann auch andere Lebensmittel nicht mehr, bis schließlich ihr Appetit ganz erlischt. In diesem Appetitverlust, der mit der Aufgabe des eigenen Geschmacks beginnt,<sup>11</sup> realisiert sich die latente Preisgabe der eigenen Identität. Bei ihrem Verlobten, einem Hobby-Jäger und -Photographen, erscheint Marian Essen als gewaltsamer Akt. Für sie werden die Speisen zunehmend lebendig; das einzige, was sie zunächst weiter essen kann, sind denaturierte Speisen der Nahrungsmittelindustrie, für die sie arbeitet (168). Hier ist jener Bezug zur „lebendigen“ Herkunft nicht mehr vorhanden, der sie davon abhielt, natürliche Speisen wie Eier zu essen:<sup>12</sup>

The next morning, however, when she opened her soft boiled egg and saw the yolk looking up at her with its one significant and accusing yellow eye, she found her mouth closing together like a frightened sea-anemone (174).

Zunehmend entwickeln jedoch auch industriell hergestellte Speisen ein Eigenleben, verwandeln sich in Lebewesen mit organischem Inneren:

That morning her body had finally put its foot down on canned rice pudding, after accepting it with scarcely a tremor for weeks. It had been such a comfort knowing she could rely on it: it provided bulk, and as Mrs. Withers the dietician had said, it was fortified. But all at once as she had poured cream over it her eyes has seen it as a collection of small cocoons. *Cocoons* with miniature *living creatures* inside (222).

She was surprised to find that it [the cake, N.D.] was pink in the inside too. She put a forkful into her mouth and chewed it slowly; it felt *spongy* and *cellular* against her tongue, like the bursting of thousands of tiny lungs (227).

Der Appetitverlust wird nicht als Krankheit beschrieben. Die Autorin schildert nur, dass die Protagonistin ihn mit jeder Speise, die sie weniger essen kann, konstatiert –

<sup>10</sup> Margaret Eleanor Atwood: *The Edible Woman* [1969], New York: 1st Achor Books ed., 1998. Seitenangaben im Folgenden im Text.

<sup>11</sup> „She had fallen into the habit in the last month or so of letting him choose for her. [...] [S]he never knew what she wanted to have.“ Ebd., S. 159.

<sup>12</sup> Zudem ist die Bedeutung des Nahrungsverzichtes vor der sozialen Bedeutung von Essen in den 60er Jahren und dem Siegeszug denaturierter (Ersatz-)Nahrungsmittel zu sehen. Marian arbeitet für eine Firma, die Fertigprodukte wie Instantsäfte, Reispudding aus der Dose vermarkten soll. Dass sie zuerst ‚natürliche‘ Speisen nicht mehr essen kann, und erst später die Kunstprodukte, lässt sich auch als Kritik an der Nahrungsmittelindustrie lesen, deren Waren ihrer Herkunft entkoppelt sind.

über eine Ursache oder Bedeutung spekuliert sie nicht. Er erscheint als eine Art Verselbstständigung des Körpers: „I hope *it's* not permanent; I'll starve to death!“ (164), erklärt Marian am Anfang. Es wird jedoch rasch deutlich, dass sich der Appetitverlust ihrer Kontrolle entzieht. „The quiet fear, was that this thing [...] *this refusal of her mouth to eat*, was malignant; that it would spread; [...]“ (166). Sie ist mit ihrem Körper keine Einheit mehr, er kann ihr „Szenen machen“ (vgl. [„*make a scene*“] 282). „She faced each day with the forlorn hope that her body might change its mind“ (193). Am Ende kann sie nichts mehr essen: „It had finally happened at last then. *Her body had cut itself off*“ (283).

Auch wenn die progressive Anorexie der Protagonistin nicht als Krankheit bezeichnet wird,<sup>13</sup> so hat die Verselbstständigung des Körpers Elemente des Befallenwerdens von etwas, wie einer Krankheit. Die Emanzipation der Protagonistin gelingt, als sie wieder essen kann, indem sie ihre eigene „Verspeisung“ durch ihren Verlobten erkennt und symbolisch selbst vollzieht.

Deutlich wird hier eine geschlechtsspezifische Darstellung der Anorexie, die Margaret Atwoods Roman und die Texte von Sibylle Berg und Bettina Galvani gleichermaßen bestimmt. Die Anorexie der Protagonistinnen ist nicht oder nur zum Teil selbst gewählt. Sie entzieht sich der Kontrolle, wird zu *Magersucht*, zur Krankheit. Wieder essen zu können, wird – zumindest bei den Figuren Nora und Marian – als Selbstbestimmung und Freiheit gewertet.

Das wird auch deutlich, wenn man Nora, die namenlose Ich-Erzählerin Galvanis, oder Marian mit einem hungernden männlichen Protagonisten vergleicht. Die Anorexie des Michael K in J. M. Coetzees Roman *Life & Times of Michael K* (1983) erscheint als Ermächtigungsstrategie, mit der sich der Protagonist der Welt und der Geschichte der anderen entzieht, um nach seiner eigenen Zeit zu leben.<sup>14</sup> Ks Mund ist markiert – er wurde mit einer Hasenscharte geboren. Als Pflegefall war er stets angewiesen auf die Fürsorge der anderen, die sich primär darin äußert, dass er immer zu essen erhält. Während des Ausnahmezustands flieht er mit seiner Mutter aus Seapoint, einem Vorort von Kapstadt. Diese stirbt unterwegs und K schlägt sich alleine durch, abermals Objekt der Fürsorge und der willkürlichen Bestrafung durch

---

<sup>13</sup> Eine Ausnahme bildet die Verwendung einer Krebsmetapher.

<sup>14</sup> So erscheint für ihn die „Moral“ seiner Geschichte „[...] that there is time enough for everything [...]“. J. M. Coetzee: *Life & Times of Michael K* [1983], London: Vintage, 1998, S. 183. Seitenangaben im Folgenden im Text.

andere. Schließlich lebt er in den Trümmern eines alten Farmhauses, wird jedoch aufgegriffen und kehrt nach Seapoint zurück.

Ks Verhältnis zu Essen, sein Appetit korreliert mit der Fluchtgeschichte. Noch in Seapoint erscheint ihm Essen als Bild in einer Illustrierten – ein Gegenbild der Fülle zu dem Kriegszustand, der auch das Haus, in dem K und seine Mutter leben, verwüstet hat:

He showed his mother a picture of a gleaming flank of roast pork garnished with cherries and pineapple rings and set off with a bowl of raspberries and cream and a gooseberry tart. ‚People don’t eat like that any more,‘ his mother said. He disagreed. ‚The pigs don’t know there is a war on,‘ he said. ‚The pineapples don’t know there is a war on. *Food keeps growing. Someone has to eat it.*‘ (16).

Auf der Flucht nach dem Tod seiner Mutter lebt er von dem, was er von dem übrig gebliebenen Geld kaufen kann; er gibt aus, ohne einzunehmen, unterbricht erstmals seine Partizipation am Warenkreislauf:

Sometimes spells of airiness came over him. He felt weaker than before, but not sick. He ate once a day, buying doughnuts or pies with money from his mother’s purse. There was pleasure in spending without earning: he took no heed of how fast the money went (34).

Als ihm das Geld abgenommen wird, isst er kaum noch. In der Wildnis angekommen, treibt ihn der Hunger dazu, eine Ziege zu töten, die zu essen er abstoßend findet und deren Überreste er schließlich „begräbt“ (55).

Die Asche seiner Mutter, die er seit ihrem Tod in einem Krankenhaus mit sich herumträgt, verstreut er auf einem Feld: „This was the beginning of his life as a cultivator“ (59). Zudem tötet er Vögel mit seiner Ziwille. Als er in die Berge flieht, reduziert sich seine Nahrung weiter, er verspeist Ameisenlarven und Hände voll Blumen, die ihm Magenschmerzen verursachen. Er kehrt auf die Farm zurück und baut Kürbisse an, die er schließlich isst. Eine Speise, die für sich genügt und umfassend befriedigt, ist auch bei Coetzee eine Utopie: Ks Geschmack bleibt von seiner Sozialisation geprägt; der reine Geschmack von Kürbis reicht nicht aus, sondern stimuliert sein Begehren:

Now it is completed, he said to himself. All that remains is to live here quietly for the rest of my life, eating the food, that my own labour has made the earth to yield. [...] The best, he thought, the very best pumpkin I have tasted. For the first time since he arrived in the country he found pleasure in eating. [...] Such pumpkin, he thought, such pumpkin I could eat every day of my life and never want anything else. And *what perfection it would be* with a pinch of salt – with a pinch of salt, and a dab of butter, and a sprinkling of sugar, and a little cinnamon scattered over the top (114).

Auch für K ist die völlige Bedürfnislosigkeit ebenso unerreichbar wie eine gänzlich entsemantisierte Nahrung, doch der Wunsch, nicht mehr zu wünschen, ist der

Fluchtpunkt seines Handelns. K erinnert sich eines Glückzustandes während seiner Zeit im Heim „Huis Norenius“, als er es geschafft hatte, seinen Hunger, sein Begehren zu überwinden:

As a child K had been hungry, like all the children of Huis Norenius. Hunger had turned them into animals who stole from one another's plates and climbed the kitchen enclosure to rifle the garbage cans for bones and peelings. Then he had grown older and stopped wanting. Whatever the nature of the beast that howled inside him, it was starved into stillness (68).

Essen bindet den Einzelnen an die Gemeinschaft, die niemanden entlässt, sondern selbst in Kriegszeiten einen Vorsorge-Staat aufrechterhält. Nicht nur durch das Nachnamenskürzel „K“ ist Coetzee's Referenz zu Kafkas hungernden Figuren Gregor Samsa, dem Hungerkünstler oder auch dem Forscherhund, einem in dieser Arbeit nicht untersuchten Fragment, evident. Es lässt sich auch ein Bezug zu Robert Walser herstellen, über den Coetzee einen Essay veröffentlichte.<sup>15</sup> So gilt für K auch der Satz Jakob von Guntens aus dem gleichnamigen Roman: „Ich habe die etwas beleidigende Empfindung, als wenn ich in der Welt immer zu essen haben werde“ (SW 11 [1909], 114). Dieser Logik der Fürsorglichkeit, die jedoch immer an Bedingungen, etwa an Arbeit oder daran, die eigene Geschichte zu erzählen, geknüpft ist, versucht sich K zu entziehen. Für ihn gilt, was Thomas Macho in einem Essay über Essen und Macht schreibt: „Nur wer zu hungern versteht, kann eine Welt in Bewegung bringen; [...]. [...] [N]ur wer nichts zu wünschen gelernt hat, kann alles erobern.“<sup>16</sup>

Dass Hungern dennoch eine Bedeutung vor allem in der Rede der anderen erhält, dass es der medialen Vermittlung bedarf, inszeniert Coetzee deutlich, indem er eine Station in Michael Ks Leben, den Aufenthalt in einem Lagerkrankenhaus, durch den behandelnden Arzt erzählen lässt. Wie in Herman Melvilles Erzählung „Bartleby“ [1853] wird der sich hungernd Entziehende zur Projektionsfläche des Erzählers.<sup>17</sup> Dass das nicht eine Geschichte des Erkennens, sondern vor allem die Geschichte einer *Verkennung* ist, markiert Coetzee durch die falsche Schreibweise des Namens „Michael“. In dem einem Tagebuch ähnlichen Bericht des Arztes ist konsequent von

<sup>15</sup> J. M. Coetzee: The Genius of Robert Walser, in: *The New York Review of Books* XLVII (2000), 13-16. Zudem ist Michael K ein Namensvetter des Michael Koolhaas von Heinrich von Kleist.

<sup>16</sup> Thomas Macho: Von Kaisern, Königen und Kanzler Kohl, in: *NZZ Folio*, 7. April 1997, 40-46, S. 46.

<sup>17</sup> Vgl. Herman Melville: Bartleby [1853], in: Ders.: *The Piazza Tales*, New York: Russell & Russell, 1963, 19-65. Bartleby bringt den Organismus der Kanzlei mit seinen vielfältigen im Zusammenspiel jedoch funktionierenden Verdauungsstörungen durcheinander, indem er sich der Zirkulation der Texte, dem Kopieren und Kollationieren ebenso entzieht wie dem Verspeisen und Verdauen. So, wie seine stille Nahrungsabstinenz eine Leere hinterlässt, tut es auch der Satz, mit dem er es begründet. Bartlebys Entzug äußert sich jeweils in der Formulierung „I prefer not to“.

„Michaels“ die Rede. Dem Namen wird ein „s“ angehängt, wie ein Genetiv, der auf nichts verweist.

Michael K entzieht sich dem Zuständigkeitsbereich der Medizin, erweist sich als unheilbar und wird noch magerer, und gerade deshalb – wie Bartleby für den Kanzleihinhaber – zum Prüfstein für den Arzt: „You have never asked for anything, yet you have become an albatross around my neck. Your bony arms are knotted behind my head, I walk bowed under the weight of you“ (146).

Er ermöglicht schließlich Michael Ks Verschwinden, indem er eine falsche Todesmeldung macht. Dem Abgemagerten, der von sich sagt: „I am not in the war“ (168), gelingt die Flucht. Für den Arzt wird er zur Inkorporation der Freiheit: Der Arzt beginnt sich zu fragen, welches Essen Michael K gegessen hat, wenn er nun das Lageressen ablehnt (150f.). Seine Perspektive auf sein eigenes (Lager-)Leben verändert sich durch Michael K: „Then as I sat at the nurse’s table in the evening [...] it came to me with great force that I was wasting my life, that I was wasting it by living from day to day in the state of waiting, that I had in effect given myself up as a prisoner to this war“ (157). Er empfindet sich schließlich als der Zurückgebliebene: „The night that Michaels made his break I should have followed“ (161).

Auch Coetzee reflektiert – wie Kafka oder Walser – die Grenzen literarischer Repräsentation. Will der Arzt noch eine Geschichte erfinden, um K vor dem Verhör zu bewahren, und geht er davon aus „it is that by my eloquence I saved you“ (142), so wird genau diese Möglichkeit zur Vertextung zunehmend zweifelhaft. Der Bericht des Arztes spiegelt nur dessen eigenes Begehren. Schließlich lässt der Autor ihn sagen: „Perhaps the two of us should take a leaf out of Michaels’ book [...]“ (160). Doch dieses Buch existiert nicht. Michael verweigert sich hartnäckig, seine Geschichte zu erzählen, sein Hungern zu begründen. Und so bleibt sein Hungern, sein paradoxer Wunsch, wunschlos zu sein, ein unverdaulicher Kern der Geschichte.

## Literaturverzeichnis

### 1. Primärliteratur

#### 1.1. Siglen zu Franz Kafka und Robert Walser

- DL = Kafka, Franz: *Drucke zu Lebzeiten*, hg. von Wolf Kittler/Hans-Gerd Koch/Gerhard Neumann, Frankfurt am Main: Fischer, 1996.
- TB = Kafka, Franz: *Tagebücher*, hg. von Hans-Gerd Koch/Michael Müller/Malcolm Pasley, Frankfurt am Main: Fischer, 1990.
- BF = Kafka, Franz: *Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit*, hg. von Jürgen Born/Erich Heller, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1976.
- BK = Kafka, Franz: *Briefe 1902-1924*, hg. von Max Brod, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1975.
- BM = Kafka, Franz: *Briefe an Milena*, hg. von Jürgen Born/Michael Müller, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1986.
- BO = Kafka, Franz: *Briefe an Ottla und die Familie*, hg. von Hartmut Binder/Klaus Wagenbach, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1975.
- NF I = Kafka, Franz: *Nachgelassene Schriften und Fragmente I*, hg. von Malcolm Pasley, Frankfurt am Main: Fischer, 1993.
- NF II = Kafka, Franz: *Nachgelassene Schriften und Fragmente II*, hg. von Jost Schillemeit, Frankfurt am Main: Fischer, 1992.
- SW = Walser, Robert: *Sämtliche Werke in Einzelausgaben*, hg. von Jochen Greven, Zürich/Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986.
- BW = Walser, Robert: *Briefe*, hg. von Jörg Schäfer/Robert Mächler, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1979.
- BG = Walser, Robert: *Aus dem Bleistiftgebiet*, 6 Bde., Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986-2000.

#### 1.2. Weitere literarische Texte

- Atwood, Margaret Eleanor: *The Edible Woman* [1969], New York: 1st Achor Books ed., 1998.
- Berg, Sybille: *Ein paar Leute suchen das Glück und lachen sich tot*, Leipzig: Reclam, 1997.
- Breton, André: Erstes Manifest des Surrealismus [1924], in: Ders.: *Die Manifeste des Surrealismus*, Reinbek: Rowohlt, 1968, 9-43.
- Coetzee, J. M.: *Life & Times of Michael K* [1983], London: Vintage, 1998.
- Dohm, Hedwig: Naphtalin [1910], in: Dies.: *Sommerlieben. Freiluftnovellen*, Frankfurt am Main: Helmer, 1990, 7-99.
- Fontane, Theodor: *Cécile* [1886], München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1995.
- Fontane, Theodor: *Effi Briest* [1894/95], München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1995.
- Galvani, Bettina: *Melancholia*, Salzburg/Wien: Residenz Verlag, 1997.
- Gilman, Charlotte Perkins: *The Yellow Wallpaper* [1891], in: Dies.: *The Yellow Wallpaper and Other Writings*, New York: Modern Library, 2000, 3-30.
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Die Wahlverwandtschaften* [1809], Frankfurt am Main: Insel, 1991.
- Hamsun, Knut: *Hunger* [1890], übers. von Julius Sandmeier und Sophie Angermann, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1982.

- Hofmannsthal, Hugo von: Ein Brief [1902], in: Ders.: *Sämtliche Werke*, Kritische Ausgabe, Bd. 31: Erfundene Gespräche und Briefe, Frankfurt am Main: Fischer, 1991, 45-55.
- Kleist, Heinrich von: Penthesilea [1808], in: *Sämtliche Werke und Briefe*, Bd. 1, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1987, 321-428.
- Mann, Thomas: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie* [1901], Frankfurt am Main: Fischer, 1960.
- Mann, Thomas: *Der Zauberberg* [1924], Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1967.
- Melville, Herman: Bartleby [1853], in: *The Piazza Tales*, New York: Russell & Russell, 1963, 19-65.
- Nietzsche, Friedrich: Ecce Homo [1888/1908], in: Giorgio Colli (Hg.): *Werke: Kritische Gesamtausgabe*, Abt. 6 Bd. 3, Berlin u.a.: de Gruyter, 1969, 253-354.
- Nietzsche, Friedrich: Genealogie der Moral [1887], in: Giorgio Colli (Hg.): *Werke: Kritische Gesamtausgabe*, Abt. 6 Bd. 2, Berlin u.a.: de Gruyter, 1969, 257-430.
- Nietzsche, Friedrich: Nachgelassene Fragmente Frühjahr-Herbst 1881, in: Giorgio Colli (Hg.): *Werke: Kritische Gesamtausgabe*, Abt. 5 Bd. 2, Berlin u.a.: de Gruyter, 1973, 321-430.
- Reuter, Gabriele: *Aus guter Familie*, Berlin: S. Fischer, 1896.
- Rilke, Rainer Maria: *Briefe*, Bd. 3, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.
- Rilke, Rainer Maria: *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* [1910], Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1984.
- Zola, Emile: *Der Experimentalroman* [1880], Leipzig: Zeitler, 1904.

### 1.3. Medizinische Texte und weitere zitierte Primärliteratur

Bunte (1998), 94.

- Verhandlungen ärztlicher Gesellschaften. Berliner medicinische Gesellschaft. Sitzung vom 23. März 1887, in: *Berliner Klinische Wochenschrift* 24 (1887), 290-292.
- Beard, George M.: *Die Nervenschwäche (Neurasthenia). Ihre Symptome, Natur, Folgezustände und Behandlung*, Leipzig: Vogel, 1881.
- Beard, George M.: *Die sexuellen Neurasthenien. Ihre Hygiene, Aetiologie, Symptome und Behandlung. Mit einem Capitel über die Diät für Nervenranke*, Wien: Toeplitz und Deuticke, 1885.
- Benjamin, Walter: Kleine Kunst-Stücke [ca. 1929-1933], in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV, 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991, 435-470
- Benjamin, Walter: Robert Walser [1929], in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. II, 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977, 324-328.
- Bérillon, Edgar: L'anorexie des adolescents. Particularités mentales et traitement psychologique, in: *Revue de l'Hypnotisme* 24 (1909/10), 46-49.
- Binswanger, Otto: *Die Hysterie*, Spezielle Pathologie und Therapie, hg. von Hermann Nothnagel, Bd. 12, Wien: Alfred Hölder, 1904.
- Binswanger, Otto: Ernährungskuren bei Nervenkrankheiten, in: F. Penzoldt/R. Stintzing (Hgg.): *Handbuch der Speciellen Therapie der Inneren Krankheiten*, Bd. 5, Jena: Gustav Fischer, 1896, 73-78.
- Binswanger, Otto: Ueber das Weir-Mitchell'sche Heilverfahren, in: *Therapeutische Monatshefte* 1 (1887), 254-259, 291-296.
- Binswanger, Otto: *Die Pathologie und Therapie der Neurasthenie. Vorlesungen für Studierende und Ärzte*, Jena: Gustav Fischer, 1896.
- Breuer, Josef/Sigmund Freud: *Studien über Hysterie* [1895], Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1991.
- Brissaud, E./A. Souques: Délire de maigreur, in: *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* 7 (1894), 237-337.

- Carr, J. W.: A Case of Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1911), 534.
- Charcot, Jean Martin: *Neue Vorlesungen über die Krankheiten des Nervensystems insbesondere über Hysterie*, autorisierte deutsche Ausgabe übersetzt von Sigmund Freud, Leipzig/Wien: Deuticke, 1886.
- Charcot, Jean Martin: *Poliklinische Vorträge*, autorisierte deutsche Ausgabe übersetzt von Sigmund Freud, Bd. 1: Schuljahr 1887/88, Leipzig/Wien: Deuticke, 1892.
- Claretie, Jules: *Les amours d'un interne*, Paris: E. Dentu, 1881.
- Collins, W. J.: Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1894), 203.
- Cornet, G.: Die Tuberculose als acute Infectiouskrankheit, in: Ernst von Leyden/Felix Klemperer (Hgg.): *Die deutsche Klinik am Eingange des 20. Jahrhunderts*, Bd. 2, Berlin: Urban & Schwarzenberg, 1903, 225-242.
- Dailey, Abram H.: *Mollie Fancher, the Brooklyn Enigma. An Authentic Statement of Facts in the Life of Mary J. Fancher*, Brooklyn: Eagle, 1894.
- DeBerdt-Hovell, D.: Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1888), 949.
- Disqué, Ludwig: *Die diätetische Küche. Mit besonderer Berücksichtigung der Diät und der physikalischen Heilfaktoren*, 4. völlig umgearbeitete Ausgabe, Leipzig: Verlag von Otto Spamer, 1903.
- Dornblüth, Otto: *Die Psychoneurosen: Neurasthenie, Hysterie, Psychasthenie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte*, Leipzig: Velt, 1911.
- Dowse, Thomas Stretch: A Case of Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1881), 827.
- Dreyfus, George L.: *Über nervöse Dyspepsie: psychiatrische Untersuchungen aus der Medizinischen Klinik zu Heidelberg*, mit einleitenden Worten von Professor Dr. L. Krehl, Jena: Gustav Fischer, 1908.
- Dubois, Paul: Über nervöse Störungen des Appetits und der Verdauung, in: *Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte* 23 (1893), 354-358, 396-403.
- Du Bois-Reymond, Emil: *Über die Übung: Rede, gehalten zur Feier des Stiftungstages der Militär-Ärztlichen Bildungs-Anstalten am 2. August 1881*, Berlin: Hirschwald, 1881.
- Dutton, Edward G.: A Severe Case of Hysteria, Cured by Massage, Seclusion, and Overfeeding, in: *Lancet* 1 (9. Juni 1888), 1128-1129.
- Edge, A. M.: A Case of Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1888), 818.
- Fenwick, Samuel: *On atrophy of the stomach and on nervous affections of the digestive organs*, London: J. & A. Churchill, 1880.
- Freud, Sigmund: Melancholie. Manuskript G [1895], in: *Aus den Anfängen der Psychoanalyse 1887-1902*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1962.
- Gasne, Georges: Un cas d'anorexie hystérique, in: *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* 13 (1900), 51-56.
- Gull, William W.: Anorexia Nervosa (Apepsia Hysterica, Anorexia Hysterica), in: *Transactions of the Clinical Society of London* 7 (1874), 22-28.
- Gull, William W.: Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1888), 516-517.
- Gull, William W.: The Address in Medicine, in: *Lancet* (1868), 171.
- Herzfeld, Marie: Knut Hamsun, in: Dies.: *Menschen und Bücher. Literarische Studien*, Wien: Leopold Weiß, 1893, 54-71.
- Hirschfeld, Alexander: *Diätetik für Nervenranke. Mit Berücksichtigung der neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen*, 2. Auflage, Wien: Toeplitz & Deuticke, 1880.
- Hutinel, Victor-Henri: L'anorexie mentale, in: *Journal des Practiciens* (5. Juni 1909), 352-360.
- Janet, Jules: Un cas d'hysterie grave, in: *Revue de l'Hypnotisme* 3 (1889), 339-342.
- Janet, Pierre: *Les obsessions et la psychasthénie* [1903], 3. Auflage, Paris: Alcan, 1919.
- Janet, Pierre: *The Major Symptoms of Hysteria*, New York: Hafner, 1920.



- Ladendorf, Otto: Nervös. Ein wortgeschichtlicher Versuch, in: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 6 (1904/05), 119-128.
- Laquer, Benno: Aphorismen über psychische Diät, in: *Deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde* 23 (1903), 336-341.
- Lasègue, Charles: De l'anorexie hystérique, in: *Archives Générales de Médecine* (1873), 385-403.
- Lehmann, Curt/Friedrich Mueller/Immanuel Munk/Hermann Senator/Nathan Zuntz: Untersuchungen an zwei hungernden Menschen, in: *Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin* 131 Supplementheft (1893), 1-228.
- Leyden, Ernst von: Über periodisches Erbrechen (gastrische Krisen) nebst Bemerkungen über nervöse Magenaffectionen, in: *Zeitschrift für klinische Medizin* 4 (1882), 605-615.
- Löwenfeld, Leopold: *Pathologie und Therapie der Neurasthenie und Hysterie*, Wiesbaden: Verlag von J. F. Bergmann, 1894.
- Luciani, Luigi: *Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen*, Hamburg/Leipzig: Leopold Voss, 1890.
- MacKenzie, S.: Anorexia Nervosa vel. Hysterica, in: *Lancet* (1881), 613-614.
- Marshall, C. F.: A Fatal Case of Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1895), 149-150.
- Mitchell, S. Weir: *Die Behandlung gewisser Formen von Neurasthenie und Hysterie*, Berlin: August Hirschwald, 1887.
- Müller, Jens Peter: *Mein System. 15 Minuten täglicher Arbeit für die Gesundheit*, 18. Auflage, Leipzig/Zürich: Grethlein, 1904.
- Musil, Robert: Literarische Chronik, in: *Die Neue Rundschau. XXVter Jahrgang der Freien Bühne* 25 (1914), 1166-1172.
- Noguès, George: *L'Anorexie mentale, ses rapports avec la psychophysiologie de la faim. Thèse pour le doctorat en médecine*, Toulouse: Dirion, 1913.
- Noorden, Carl von: *Lehrbuch der Pathologie des Stoffwechsels für Aerzte und Studierende*, Berlin: Hirschwald, 1893.
- Oppenheim, Hermann: *Nervenkrankheit und Lektüre. Nervenleiden und Erziehung. Die ersten Zeichen der Nervosität im Kindesalter. Drei Vorträge*, 2. Auflage, Berlin: S. Karger, 1907.
- Paul, Hermann: *Deutsches Wörterbuch*, 2. Auflage, Halle a. S.: Max Niemeyer, 1908.
- Pelmann, Karl: *Nervosität und Erziehung*, Bonn: Emil Strauss, 1888.
- Playfair, W[illiam] S[moult]: Note on the So-Called „Anorexia Nervosa“, in: *Lancet* (1888), 817-818.
- Rosenbach, Ottomar: Die Emotionsdyspepsie, in: *Berliner Klinische Wochenschrift* 34 (25. Januar 1897), 70-75.
- Rosenthal, Moritz: *Magenneurosen und Magencatarrh*, Wien/Leipzig: Urban und Schwarzenberg, 1886.
- Saltarino: *Fahrend Volk. Abnormitäten, Kuriositäten und interessante Vertreter der wandernden Künstlerwelt*, Leipzig: Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, o. J.
- Schnyder, Louis: Anorexieformen des Pubertätsalters, in: *Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte* 43 (1913), 353-357.
- Schnyder, Louis: Le cas de Renata. Contribution à l'étude d'hystérie, in: *Archives de Psychologie* 12 (1912), 201-262.
- Schreber, Daniel Paul: *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* [1903], Frankfurt am Main: Syndikat, 1972.
- Schweizer, Konrad: *Schwindsucht eine Nervenkrankheit*, München: Verlag der Aertztlichen Rundschau (Otto Gmelin), 1903.
- Senator, Hermann/Nathan Zuntz/Curt Lehmann/Immanuel Munk/Friedrich Müller: Bericht über die Ergebnisse des an Cetti ausgeführten Hungerversuchs, in: *Berliner Klinische Wochenschrift* 24 (1887), 425-435.

- Simmel, Georg: Die Krisis der Kultur [1916], in: Ders.: *Gesamtausgabe*, Bd. 16, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999, 37-53.
- Sollier, Paul: Anorexie hystérique, in: *Revue de médecine* 11 (1891), 625-650.
- Soltmann, Otto: Anorexia cerebialis und centrale Nutritionsneurosen, in: *Jahrbuch für Kinderheilkunde* 38 (1894), 1-13.
- Sonderegger, Laurenz: *Vorposten der Gesundheitspflege im Kampfe um's Dasein der Einzelnen und ganzer Völker*, zweite vermehrte Auflage, Berlin: Peters, 1874.
- Stephens, Lockhard: Case of Anorexia Nervosa; Necropsy, in: *Lancet* (1895), 31-32.
- Sternberg, Wilhelm: Diät und diätetische Behandlung vom Standpunkte der Vitaminlehre und vom Standpunkte der Lehre der diätetischen Küche, in: *Archiv für Verdauungs-Krankheiten mit Einschluss der Stoffwechselfathologie und der Diätik* 20 (1914), 200-209.
- Sternberg, Wilhelm: Die Pathologie des Appetits. Die Hyperoxie, Anorexie und Paroxie, in: *Archiv für Verdauungs-Krankheiten mit Einschluss der Stoffwechselfathologie und der Diätik* 20 (1914), 469-477.
- Sternberg, Wilhelm: Nahrungsbedürfnis und Sprache, in: *Archiv für Verdauungs-Krankheiten mit Einschluss der Stoffwechselfathologie und der Diätik* 21 (1915), 497-501.
- Sternberg, Wilhelm: *Die Küche in der klassischen Malerei*, Stuttgart: Enke, 1909.
- Sternberg, Wilhelm: *Die Küche in der modernen Heilanstalt*, Stuttgart: Enke, 1909.
- Sternberg, Wilhelm: *Kochkunst und ärztliche Kunst*, Stuttgart: Enke, 1909.
- Stichl, Anton: Beitrag zur Behandlung nervöser Störungen des Verdauungstrakts, in: Hugo Gugl/Anton Stichl (Hgg.): *Neuropathologische Studien*, Stuttgart: Enke, 1892, 41-123.
- Stiller, Bertold: *Grundzüge der Asthenie*, Stuttgart: Enke, 1916.
- Stiller, Bertold: Die Pathologie des Appetits, in: *Archiv für Verdauungs-Krankheiten mit Einschluss der Stoffwechselfathologie und der Diätetik* 21 (1915), 23-34.
- Ufer, Christian: *Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule*, Wiesbaden: Verlag von J. F. Bergmann, 1890.
- Wallet, M.: Deux cas d'anorexie hystérique, in: *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* 5 (1892), 276-280.

#### 1.4. Zeitungen

- Berliner Tageblatt* (1887).
- Berliner Zeitung* (1887).
- Das Echo* (1887).
- Kladderadatsch* (1887).
- Die Nation* (1887).
- National-Zeitung* (1887).
- Ulk* (1887).
- Volks-Zeitung* (1887).
- Vossische Zeitung* (1887).

## 2. Sekundärliteratur

- Agamben, Giorgio: Bartleby oder in Kontigenz [1993], in: Ders.: *Bartleby oder in Kontigenz gefolgt von Die absolute Immanenz*, Berlin: Merve, 1998, 7-76.
- Allen, Keith R.: *Hungrige Metropole. Essen, Wohlfahrt, Kommerz in Berlin*, Hamburg: Ergebnisse Verlag, 2002.
- Anderson, Mark: Anorexia and Modernism, or How I learned to Diet in All Directions, in: *Discourse* 11 (1988/89), 28-41.
- Anderson, Mark: *Kafka's Clothes: Ornament and Aestheticism in the Habsburg Fin de Siècle*, Oxford/New York: Oxford University Press, 1992.
- Andriopoulos, Stefan: *Besessene Körper. Hypnose, Körperschaften und die Erfindung des Kinos*, München: Fink, 2000.
- Andriopoulos, Stefan: *Unfall und Verbrechen – Konfigurationen zwischen juristischem und literarischen Diskurs um 1900*, Pfaffenweiler: Centaurus, 1996.
- Anz, Thomas: *Gesund oder krank?: Medizin, Moral und Ästhetik in der deutschen Gegenwartsliteratur*, Stuttgart: J. B. Metzler, 1989.
- Auster, Paul: The Art of Hunger [1982], in: Ders.: *The Art of Hunger*, Los Angeles: Sun and Moon Press, 1992, 9-20.
- Barlösius, Eva: *Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung*, Weinheim/München: Juventa Verlag, 1999.
- Barnett, L. Margaret: „Every Man His Own Physician“: Dietic Fads, 1890-1914, in: Harke Kamminga/Andrew Cunningham (Hgg.): *The Science and Culture of Nutrition 1840-1940*, Clio Medica 32, Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 1995, 155-178.
- Barthes, Roland: Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen [1966], in: Ders.: *Das semiologische Abenteuer*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988, 102-143.
- Baßler, Moritz: *Die Entdeckung der Textur: Unverständlichwagnheit in der Kurzprosa der emphatischen Moderne 1910-1916*, Studien zur deutschen Literatur Bd. 134, Tübingen: Niemeyer, 1994.
- Bauer-Wabnegg, Walter: Monster und Maschinen, Artisten und Technik in Franz Kafkas Werk, in: Wolf Kittler/Gerhard Neumann (Hgg.): *Franz Kafka: Schriftverkehr*, Rombach Wissenschaft: Reihe Litterae, Freiburg: Rombach, 1990, 316-382.
- Becker, Karin: *Der Gourmand, der Bourgeois und der Romancier. Die französische Eßkultur in Literatur und Gesellschaft des bürgerlichen Zeitalters*, Analecta Romanica Heft 60, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 2000.
- Behschnitt, Wolfgang: Die Macht des Kunstwerks und das Gespräch mit den Toten: Über Stephen Greenblatts Konzept der „Social Energy“, in: Jürg Glauser/Annegret Heitmann (Hgg.): *Verhandlungen mit dem New Historicism: das Text-Kontext-Problem in der Literaturwissenschaft*, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1999, 157-170.
- Bell, Rudolph: *Holy Anorexia*, Chicago: University of Chicago Press, 1985.
- Bödeker, Hans Erich/Peter Hanns Reill/Jürgen Schlumbohm (Hgg.): *Wissenschaft als kulturelle Praxis 1750-1900*, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts 154, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1999.
- Bordo, Susan: Anorexia Nervosa: Psychopathology as the Crystallization of Culture, in: Irene Diamond/Lee Quinby (Hgg.): *Feminism and Foucault. Reflections on Resistance*, Boston: Northeastern University Press, 1988, 87-117.
- Braun, Christina von: Das Kloster im Kopf. Weibliches Fasten von mittelalterlicher Askese zu moderner Anorexie, in: Karin Flaake/Vera King (Hgg.): *Weibliche Adoleszenz*, Frankfurt am Main u.a.: Campus, 1992, 213-139.
- Braun, Christina von: *Die schamlose Schönheit des Vergangenen*, Frankfurt am Main: Verlag Neue Kritik, 1989.

- Braun, Christina von: „Frauenkrankheiten“ als Spiegelbild der Geschichte, in: Farideh Akashe-Böhme (Hg.): *Von der Auffälligkeit des Leibes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995, 98-129.
- Brod, Max: Kafkas Krankheit, in: *Therapeutische Berichte* 39 (1967), 264-272.
- Bronfen, Elisabeth: *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*, München: Verlag Antje Kunstmann, 1994.
- Brown, Gillian: The Empire of Agoraphobia, in: *Representations* 20 (1987), 134-157.
- Bruch, Hilde: *Der goldene Käfig. Das Rätsel der Magersucht* [1978], Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1982.
- Brumberg, Joan Jacobs: From Psychiatric Syndrom to „Communicable Disease“: The Case of Anorexia Nervosa, in: Charles E. Rosenberg/Janet Golden (Hgg.): *Framing Disease*, New Brunswick: Rutgers University Press, 1992, 134-154.
- Brumberg, Joan Jacobs: *Todeshunger. Die Geschichte der Anorexia nervosa vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt am Main u.a.: Campus, 1994.
- Bynum, Caroline Walker: *Holy Feast and Holy Fast: The Religious Significance of Food to Medieval Woman*, Berkeley: University of California Press, 1987.
- Canetti, Elias: Kafkas anderer Prozeß, in: Ders.: *Das Gewissen der Worte*, München/Wien: Hanser, 1975, 72-157.
- Coetzee, J. M.: The Genius of Robert Walser, in: *The New York Review of Books* XLVII (2000), 13-16.
- Cohen, Paula Marantz: The Anorexic Syndrom and the Nineteenth-Century Novel, in: Lilian R. Furst/Peter W. Graham (Hgg.): *Disorderly Eaters: Texts in Self-Empowerment*, University Park: Pennsylvania State University Press, 1992, 125-139.
- Cournihan, Carole M.: Food in Anthropology, in: *International Encyclopedia of Social and Behavioral Science*, Oxford: Elsevier Science Publishers, 2002, 5715-5719.
- Daily, Peter: Elizabeth Barret Browning, in: *Journal of Medical Biography* 1 (1993), 102-107.
- Daniel, Steven L.: The Patient as Text: A Model of Clinical Hermeneutics, in: *Theoretical Medicine* 7 (1986), 195-210.
- Daston, Lorraine: *Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2001.
- Deleuze, Gilles: *Bartleby oder die Formel* [1989], Berlin: Merve, 1994.
- Deleuze, Gilles/Félix Guattari: *Kafka. Für eine kleine Literatur*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1976.
- Denneler, Iris: „Erzähle ich eine Geschichte, so denke ich ans Essen“. Zur kulinarischen Poetologie Robert Walsers, in: *Wirkendes Wort* 49 (1999), 46-62.
- Detering, Heinrich: „Mein Name sei der und der“: Subjektzerfall und Vernunftkritik in Hamsuns frühen Romanen, in: Raimund Wolfert (Hg.): *Alles nur Kunst? – Knut Hamsun zwischen Ästhetik und Politik*, Wahlverwandschaft – Der Norden und Deutschland Bd. 2, Berlin: Spitz, 1999, 41-58.
- Deth, Ron van/Walter Vandereycken: The Striking Age-Old Minority of Fasting Males in the History of Anorexia Nervosa, in: *Food and Foodways* 7 (1997), 119-130.
- Didi-Hubermann, Georges: *Die Erfindung der Hysterie. Charcot und die photographische Ikonographie der Salpêtrière*, München: Fink, 1997.
- Diezemann, Nina: Die Kunst des Hungerns. Anorexie in medizinischen Texten des späten 19. Jahrhunderts, in: *Medizin: Geschichte und Gesellschaft* 19 (2000), 153-178.
- Eckart, Wolfgang: „Die wachsende Nervosität unserer Zeit.“ Medizin und Kultur am Beispiel einer Modekrankheit, in: Gangolf Hübinger/Rüdiger von Bruch/Friedrich Wilhelm Graf (Hgg.): *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900*, Bd. 2: Idealismus und Positivismus, Stuttgart: Steiner, 1997, 207-226.
- Egger, Irmgard: *Diätetik und Askese: zur Dialektik der Aufklärung in Goethes Romanen*, München: Fink, 2001.

- Ellmann, Maud: *Die Hungerkünstler. Hungern, Schreiben, Gefangenschaft*, Stuttgart: Reclam, 1994.
- Engelhardt, Dietrich von: Hunger und Appetit. Essen und Trinken im System der Diätetik – Kulturhistorische Perspektiven, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hgg.): *Kulturthema Essen: Ansichten und Problemfelder*, Berlin: Akademie-Verlag, 1993, 137-149.
- Engelhardt, Dietrich von: *Medizin in der Literatur der Neuzeit*, Bd. 1: Darstellung und Deutung, Hürtgenwald: Guido Pressler Verlag, 1990.
- Epstein, Julia: *Altered Conditions. Disease, Medicine, and Storytelling*, New York: Routledge, 1995.
- Erhart, Walter: Literatur und Medizin am Ende des 19. Jahrhunderts, in: *Scientia Poetica* 1 (1997), 224-267.
- Evans, Tamara: *Robert Walsers Moderne*, Bern/Stuttgart: Francke Verlag, 1989.
- Evans, Tamara: Von der Doppelbödigkeit des Bodenständigen. Überlegungen zu Robert Walsers Umgang mit der Mundart, in: Peter Utz (Hg.): *Wärmende Fremde. Robert Walser und seine Übersetzer im Gespräch*, Bern u.a.: Peter Lang, 1994, 47-60.
- Fenton, Alexander (Hg.): *Order and Disorder. The Health Implications of Eating and Drinking in the Nineteenth and Twentieth Centuries*, East Linton: Tuckwell Press, 2000.
- Fichter, Manfred M.: Franz Kafkas Magersucht, in: *Fortschritte der Neurologie und Psychiatrie* 56 (1988), 231-238.
- Fischer, I. (Hg.): *Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte der letzten fünfzig Jahre*, 2. u. 3. unveränderte Auflage, 2 Bde., Fortsetzung des Biografischen Lexikons der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker, München/Berlin, 1962.
- Fischer-Homberger, Esther: *Die traumatische Neurose. Vom somatischen zum sozialen Leiden*, Bern u.a.: Huber, 1975.
- Fischer-Homberger, Esther: Ess-Störungen in Sigmund Freuds Psychoanalyse, in: Dies.: *Hunger-Schmerz-Geschlecht: Brüche und Fugen im Bild von Leib und Seele*, Bern: eFeF Verlag, 1997, 13-60.
- Föcking, Marc: *Pathologia litteralis: erzählte Wissenschaft und wissenschaftliches Erzählen im französischen 19. Jahrhundert*, Romanica Monacensia Bd. 63, Tübingen: Narr, 2002.
- Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1988.
- Foucault, Michel: *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1: Der Wille zum Wissen, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1983.
- Gallagher, Catherine/Stephen Greenblatt: *Practicing New Historicism*, Chicago/London: University of Chicago Press, 2000.
- Gilbert, Sandra/Susan Gubar: *The Madwoman at the Attic. The Women Writer and the Nineteenth Century Imagination*, New Haven: Yale University Press, 1979.
- Gilman, Sander L.: *Franz Kafka. The Jewish Patient*, New York: Routledge, 1995.
- Ginzburg, Carlo: Indizien: Morelli, Freud und Sherlock Holmes, in: Umberto Eco/Thomas A. Sebeok (Hgg.): *Der Zirkel oder im Zeichen der Drei. Dupin, Holmes, Peirce*, München: Fink, 1985, 125-179.
- Göckenjahn, Gerd: *Kurieren und Staat machen – Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985.
- Gogle, Edward L./James S. Terry: Medicine as Interpretation: The Uses of Literary Metaphors and Methods, in: *Journal of Medicine and Philosophy* 12 (1987), 205-217.
- Göttsche, Dirk: Aufbruch in die Moderne. Hugo von Hofmannsthals Chandos-Brief im Kontext der Jahrhundertwende, in: Thomas Althaus/Stefan Matuschek (Hgg.): *Interpretationen zur neueren deutschen Literaturgeschichte*, Münster: Lit-Verlag, 1994.
- Greenblatt, Stephen: Grundzüge einer Poetik der Kultur, in: Ders.: *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen den Weltbildern*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1995, 107-122.

- Greenblatt, Stephen: Kultur [1990], in: Moritz Baßler (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1995, 48-59.
- Greenblatt, Stephen: Resonanz und Staunen, in: Ders.: *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen den Weltbildern*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1995, 7-28.
- Greenblatt, Stephen: *Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1993.
- Greven, Jochen: *Figur am Rande, im wechselnden Licht*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1992.
- Groys, Boris: Strategien der künstlerischen Askese, in: Konrad Paul Liessmann (Hg.): *Im Rausch der Sinne. Kunst zwischen Animation und Askese*, Wien: Paul Zsolnay Verlag, 1999, 145-171.
- Gutjahr, Ortrud: Jugend als Epochenthema um 1900, in: Johannes Cremerius/Gottfried Fischer/Ortrud Gutjahr/Wolfram Mauser/Carl Pietzcker (Hgg.): *Adoleszenz*, Freiburger Literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse Bd. 16, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1997, 117-147.
- Gutjahr, Ortrud: Unter Innovationsdruck: Autorinnen der literarischen Moderne, in: Waltraud Wende (Hg.): *Nora verläßt ihr Puppenheim*, Stuttgart/Weimar: Metzler, 2000, 35-65.
- Habermas, Tilmann: *Heißhunger. Historische Bedingungen der Bulimia nervosa*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1990.
- Habermas, Tilmann: Historical Continuities and Discontinuities between Religious and Medical Interpretations of Extreme Fasting: The Background to Giovanni Brugnoli's Description of Two Cases of Anorexia Nervosa in 1875, in: *History of Psychiatry* 3 (1992), 431-455.
- Habermas, Tilmann: *Zur Geschichte der Magersucht. Eine medizinspsychologische Rekonstruktion*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1994.
- Habermas, Tilmann/Walter Vandereycken/Ron van Deth: Die Anorexia nervosa in der deutschsprachigen medizinischen Literatur des 19. Jahrhunderts, in: *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie* 40 (1990), 466-473.
- Habermas, Tilmann/Walter Vandereycken/Ron van Deth/Rolf Meermann: The Medical History of Anorexia Nervosa in Germany in the 19th Century, in: *International Journal of Eating Disorders* 10 (1991), 473-490.
- Heydebrand, Renate von/Simone Winko: Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 19 (1994), 96-172.
- Heywood, Leslie Ann: *Dedication to Hunger. The Anorexic Esthetic in Modern Culture*, Berkeley: University of California Press, 1996.
- Hirsch, August (Hg.): *Biografisches Lexikon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker* [1884-1888], 3. unveränderte Auflage, 6 Bde., München/Berlin: Urban & Schwarzenberg, 1962.
- Hirschfelder, Gunther: *Europäische Esskultur*, Frankfurt am Main: Campus, 2001.
- Hörisch, Jochen: „Die Himmelfahrt der bösen Lust“ in Goethes „Wahlverwandtschaften“. Versuch über Ottiliens Anorexie, in: Norbert Bolz (Hg.): *Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur*, Hildesheim: Gerstenberg, 1981, 308-322.
- Horst, Thomas: Robert Walser. Ein Forschungsbericht, in: Klaus-Michael Hinz/Thomas Horst (Hgg.): *Robert Walser*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991, 376-452.
- Humpál, Martin: *The Roots of Modernist Narrative: Knut Hamsun's Novels Hunger, Mysteries and Pan*, Oslo: Solum, 1998.
- Hunter, Kathryn Montgomery: *Doctor's Stories. The Narrative Structure of Medical Knowledge*, Princeton: Princeton University Press, 1991.
- Israël, Lucien: *Die unerhörte Botschaft der Hysterie*, München/Basel: Reinhardt, 1987.

- Jütte, Robert: „Übrigens weiß ich schon aus meiner Naturheilkunde, daß alle Gefahr von der Medicin herkommt...“. Franz Kafka als Medizinkritiker und Naturheilkundiger, in: Manfred Voigts (Hg.): *Von Enoch bis Kafka. Festschrift für Karl E. Grözinger zum 60. Geburtstag*, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2002, 421-435.
- Kaes, Anton: New Historicism: Literaturgeschichte im Zeichen der Postmoderne? in: Moritz Baßler (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt am Main: Fischer, 1995, 251-267.
- Käser, Rudolf: *Arzt, Tod und Text. Grenzen der Medizin im Spiegel der deutschsprachigen Literatur*, München: Fink, 1998.
- Kaufmann, Doris: Neurasthenia in Wilhelmine Germany: Culture, Sexuality, and the Demands of Nature, in: Marijke Gijswijt-Hofstra/Roy Porter (Hgg.): *Cultures of Neurasthenia from Beard to the First World War*, *Clio medica* 63, Amsterdam/New York: Rodopi, 2001.
- Kerr, Frances: „Nearer the Bone“: Louise Bogan, Anorexia, and the Political Unconscious of Modernism, in: *Literature Interpretation Theory* 8 (1998), 305-330.
- Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr: Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München: Fink, 1999.
- Lamott, Franziska: *Die vermessene Frau. Hysterien um 1900*, München: Fink, 2001.
- Lange-Kirchheim, Astrid: Franz Kafka „Ein Hungerkünstler“ – Zum Zusammenhang von Eßstörung, Größenphantasie und Geschlechterdifferenz (mit einem Blick auf neues Quellenmaterial), in: Johannes Cremerius/Gottfried Fischer/Ortrud Gutjahr/Wolfram Mauser/Carl Pietzcker (Hgg.): *Größenphantasien*, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1999, 291-313.
- Lange-Kirchheim, Astrid: Nachrichten vom italienischen Hungerkünstler Giovanni Succi. Neue Materialien zu Kafkas „Hungerkünstler“, in: Johannes Cremerius/Gottfried Fischer/Ortrud Gutjahr/Wolfram Mauser/Carl Pietzcker (Hgg.): *Größenphantasien*, Freiburger literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse Bd. 18, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1999, 315-340.
- Lejeune, Philippe: *Der autobiographische Pakt* [1975], Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994.
- Le Rider, Jacques: *Hugo von Hofmannsthal. Historismus und Moderne in der Literatur der Jahrhundertwende*, Nachbarschaften: humanwissenschaftliche Studien Bd. 6, Wien: Böhlau, 1997.
- Leven, Karl-Heinz: Krankheiten. Historische Deutung versus retrospektive Diagnose, in: Norbert Paul/Thomas Schlich (Hgg.): *Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 1998, 153-185.
- Liles, Elisabeth G./Stephen C. Woods: Anorexia Nervosa as Viable Behaviour: Extreme Self-Deprivation in Historical Context, in: *History of Psychiatry* 10 (1999), 205-225.
- Link, Jürgen: *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*, München: Fink, 1983.
- Link, Jürgen: Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik, in: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hgg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988, 251-267.
- Link-Heer, Ursula: „La foi qui guérit“/„The Faith Cure“. Charcot und Zola vor dem Faszinosum der Wunderheilungen von Lourdes, in: *Trajekte. Zeitschrift des Zentrums für Literaturforschung Berlin* 3 (2003), 18-25.
- Link-Heer, Ursula: „Malgré ce formidable obstacle de santé contraire...“ Schreiben und Kranksein bei Proust, in: Angelika Corbineau-Hoffmann/Albert Gier (Hgg.): *Aspekte des fin-de-siècle in der Romania*, Tübingen: Niemeyer, 1983, 179-200.
- Link-Heer, Ursula: „Männliche Hysterie“. Eine Diskursanalyse, in: Ursula Becher/Jörn Rüsen (Hgg.): *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988, 364-396.
- Link-Heer, Ursula: Nervosität und Moderne, in: Gerhard von Graevenitz (Hg.): *Konzepte der Moderne*, DFG-Symposion 1997, Germanistische-Symposien-Berichtsbände Bd. 20, Stuttgart/Weimar: Metzler, 1999, 102-119.

- Link-Heer, Ursula: Über den Ort der Literatur im Haushalt der Wissenschaften, in: Carsten Zelle (Hg.): *Allgemeine Literaturwissenschaft: Konturen und Profile im Pluralismus*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1999, 13-24.
- Mächler, Robert: *Das Leben Robert Walsers. Eine dokumentarische Biographie* [1966], vom Autor neu durchgesehene und ergänzte Ausgabe, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2003.
- Macho, Thomas: Von Kaisern, Königen und Kanzler Kohl, in: *NZZ Folio* v. 7.4.1997, 40-46.
- Matt, Peter von: Die Schwäche des Vaters und das Vergnügen des Sohnes. Über die Voraussetzungen der Fröhlichkeit bei Robert Walser [1979], in: Klaus-Michael Hinz/Thomas Horst (Hgg.): *Robert Walser*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991, 180-198.
- McCall, Dan: *The Silence of Bartleby*, Ithaca/London: Cornell University Press, 1989.
- McEachern, Patricia A.: *Deprivation and Power: The Emergence of Anorexia Nervosa in Nineteenth-Century French Literature*, Westport: Greenwood, 1998.
- Menninghaus, Winfried: *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999.
- Michie, Helena: *The Flesh Made Word: Female Figures and Women's Bodies*, New York: Oxford University Press, 1987.
- Montrose, Louis: Die Renaissance behaupten. Poetik und Politik der Kultur, in: Moritz Baßler (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt am Main: Fischer, 1995, 60-93.
- Müller-Seidel, Walter: „Das Klassische nenne ich das Gesunde...“ Krankheitsbilder in Fontanes erzählter Welt, in: *Schriften der Theodor Storm Gesellschaft* 31 (1982), 9-27.
- Müller-Seidel, Walter: *Die Deportation des Menschen: Kafkas Erzählung In der Strafkolonie im europäischen Kontext*, Stuttgart: Metzler, 1986.
- Müller-Ullrich, Burkhard: Keine Zeit zum Essen. Kreislaufstörungen bis hin zu Halluzinationen: Wie der Hunger die Wohlstandsgesellschaft heimsucht, in: *Süddeutsche Zeitung* v. 27.11.1999.
- Neumann, Gerhard: Das Essen in der Literatur, in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 23 (1982), 173-190.
- Neumann, Gerhard: Hungerkünstler und Menschenfresser. Zum Verhältnis von Kunst und kulturellem Ritual im Werk von Franz Kafka, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 66 (1984), 347-388.
- Neumann, Gerhard: „Jede Nahrung ist ein Symbol“. Umriss einer Kulturwissenschaft des Essens, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hgg.): *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*, Berlin: Akademie Verlag, 1993, 385-444.
- Neumann, Gerhard: Tania Blixen: Babettes Gastmahl, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hgg.): *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*, Kulturthema Essen Bd. 1, Berlin: Akademie-Verlag, 1993, 289-318.
- Neumann, Gerhard/Sigrid Weigel: Einleitung, in: Dies. (Hgg.): *Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaften zwischen Kulturtechnik und Ethnographie*, München: Fink, 2000, 9-16.
- Nunhofer, Ulrike: Zur Literarisierung des Arztbildes. Die Arztfiguren in Theodor Fontanes *Effi Briest* und Arthur Schnitzlers *Traumnovelle*, Dissertation Universität Göttingen 1995.
- O'Connor, Erin: Pictures of Health: Medical Photography and the Emergence of Anorexia Nervosa, in: *Journal of the History of Sexuality* 5 (1995), 535-572.
- Oye, Thorsten: Hungerkünstler gibt es wirklich. Zu einer Erzählung Franz Kafkas, in: *Merkur* 58 (2004), 1136 - 1140.
- Pagel, Julius Leopold: *Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte des 19. Jahrhunderts*, Berlin/Wien: Urban und Schwarzenberg, 1901.
- Pailer, Gaby: Intertextualität und Modernität im erzählerischen Werk Hedwig Dohms, in: Karin Tebben (Hg.): *Deutschsprachige Schriftstellerinnen des Fin de Siècle*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999, 138-161.



- Pasley, Malcolm: Nietzsche's Use of Medical Terms, in: Ders. (Hg.): *Nietzsche. Imagery and Thought*, Berkeley/Los Angeles: University of California Press, 1978, 123-158.
- Paul, Hermann: *Deutsches Wörterbuch*, 2. Auflage, Halle a. S.: Max Niemeyer, 1908.
- Payer, Peter: *Hungerkünstler in Wien. Eine verschwundene Attraktion (1896-1926)*, Wien: Sonderzahl, 2001.
- Pekar, Thomas: Das Essen und die Macht. Zum Diätdispositiv bei Daniel Paul Schreber und Franz Kafka, in: *Colloquia Germanica* 27 (1994), 333-349.
- Person, Jutta: Abnormität und Irrsinn – Das Spektakel des Hungerkünstlers Succi, in: Torsten Hahn/Jutta Person/Nicolas Pethes (Hgg.): *Grenzgänge zwischen Wahn und Wissen. Zur Koevolution von Experiment und Paranoia 1850-1910*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 2002, 240-254.
- Pestalozzi, Karl: Zur zeitgenössischen Rezeption des Chandos-Briefes, in: Karl Pestalozzi/Martin Stern (Hgg.): *Basler Hofmannsthal-Beiträge*, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1991.
- Pickstone, John V.: Physiology and experimental medicine, in: R. C. Olby/G. N. Cantor/J. R. R. Christie/M. J. S. Hodge (Hgg.): *Companion to the History of Moderne Science*, London/New York: Routledge, 1990, 728-742.
- Pohland, Vera: *Das Sanatorium als literarischer Ort*, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 1984.
- Pohle, Bettina: *Kunstwerk Frau. Inszenierungen von Weiblichkeit in der Moderne*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1998.
- Rabinbach, Anson: *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne* [1990], Wien: Turia + Kant, 2001.
- Radkau, Joachim: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München: Hanser, 1998.
- Radkau, Joachim: The Neurasthenic Experience in Imperial Germany, in: Marijke Gijswijt-Hofstra/Roy Porter (Hgg.): *Cultures of Neurasthenia from Beard to the First World War*, *Clio medica* 63, Amsterdam/New York: Rodopi, 2001, 199-217.
- Richter, Karl/Jörg Schönert/Michael Titzmann: Literatur – Wissen – Wissenschaft. Überlegungen zu einer komplexen Relation, in: Dies.: *Die Literatur und die Wissenschaften 1770-1930*, Stuttgart: M und P Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1997, 9-36.
- Robertson, Ritchie: In Search of Historical Kafka: A Selective Review of Research, 1980-1992, in: *The Modern Language Review* 89 (1994), 107-137.
- Roelcke, Volker: Electrified Nerves, Degenerated Bodies. Medical Discourses on Neurasthenia in Germany, circa 1880-1914, in: Marijke Gijswijt-Hofstra/Roy Porter (Hgg.): *Cultures of Neurasthenia from Beard to the First World War*, *Clio medica* 63, Amsterdam/New York: Rodopi, 2001, 177-197.
- Roelcke, Volker: *Krankheit und Kulturkritik: psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914)*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 1999.
- Roelcke, Volker: Medikale Kultur: Möglichkeiten und Grenzen der Anwendung eines kulturwissenschaftlichen Konzeptes der Medizingeschichte, in: Norbert Paul/Thomas Schlich (Hgg.): *Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 1998, 45-68.
- Roelcke, Volker: Psychiatrische Kulturkritik um 1900 und Umriss ihrer Rezeption im Frühwerk Thomas Manns, in: Thomas Sprecher (Hg.): *Literatur und Krankheit im Fin-de-Siècle (1890-1914). Thomas Mann im europäischen Kontext*, Thomas-Mann-Studien Bd. 26, Frankfurt am Main: Klostermann, 2002, 95-114.
- Sarasin, Philipp: Der öffentlich sichtbare Körper. Vom Spektakel der Anatomie zu den „curiosités physiologiques“, in: Philipp Sarasin/Jakob Tanner (Hgg.): *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998, 419-452.
- Sarasin, Philipp: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.

- Sauvat, Catherine: *Vergessene Weiten. Biographie zu Robert Walser* [1989], Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995.
- Schader, Brigitta: *Schwindsucht. Zur Darstellung einer tödlichen Krankheit in der deutschen Literatur vom poetischen Realismus bis zur Moderne*, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 1987.
- Schipperges, Heinrich: *Am Leitfaden des Leibes. Zur Anthropologie und Therapeutik Friedrich Nietzsches*, Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 1975.
- Schlesier, Renate: Das Staunen ist der Anfang der Anthropologie, in: Hartmut Böhme/Klaus R. Scherpe (Hgg.): *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*, Reinbek: Rowohlt, 1996, 47-59.
- Schlich, Thomas: Wissenschaft: Die Herstellung wissenschaftlicher Fakten als Thema der Geschichtsforschung, in: Norbert Paul/Thomas Schlich (Hgg.): *Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 1998, 107-129.
- Schlich, Thomas: The Word of God and the Word of Science: Nutrition Science and the Jewish Dietary Laws in Germany, 1820-1920, in: Harke Kamminga/Andrew Cunningham (Hgg.): *The Science and Culture of Nutrition 1840-1940*, *Clio Medica* 32, Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 1995, 97-128.
- Schmersahl, Katrin: *Medizin und Geschlecht. Zur Konstruktion der Kategorie Geschlecht im medizinischen Diskurs des 19. Jahrhunderts*, *Sozialwissenschaftliche Studien* 36, Opladen: Leske und Budrich, 1998.
- Schmidt, Gunnar: *Anamorphotische Körper. Medizinische Bilder vom Menschen im 19. Jahrhundert*, Köln u.a.: Böhlau, 2001.
- Schmiedebach, Heinz-Peter: The Public's View of Neurasthenia in Germany: Looking for a New Rhythm of Life, in: Marijke Gijswijt-Hofstra/Roy Porter (Hgg.): *Cultures of neurasthenia from Beard to the First World War*, *Clio medica* 63, Amsterdam/New York: Rodopi, 2001, 219-238.
- Schmiedebach, Heinz-Peter: „Zellenstaat“ und „Leukocythentruppen“. Metaphern und Analogien in medizinischen Texten des 19. und 20. Jahrhunderts, in: *Der Deutschunterricht* 5 (2001), 51-63.
- Schönert, Jörg: 1770-1830. Neue Ordnungen im Verhältnis von „schöner Literatur“ und Wissenschaft, in: Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann (Hgg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770-1930*, Stuttgart: M und P Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1997, 39-48.
- Schönert, Jörg: Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Medienkulturwissenschaft: Probleme der Wissenschaftsentwicklung, in: Renate Glaser/Matthias Luserke (Hgg.): *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1996, 192-208.
- Schuller, Marianne: „Weibliche Neurose“ und „kranke Kultur“. Zur Literarisierung einer Krankheit um die Jahrhundertwende“ [1982], in: Dies: *Im Unterschied: Lesen, Korrespondieren, Adressieren*, Frankfurt am Main: Verlag Neue Kritik, 1990, 13-45.
- Schulte, Gabriele: *Hamsun im Spiegel der deutschen Literaturkritik 1890 bis 1975*, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 1986.
- Schwartz, Hillel: *Never Satisfied: a Cultural History of Diets, Fantasies, and Fat*, New York/London: Free Press/Collier Macmillan, 1986.
- Seelig, Carl: *Wanderungen mit Robert Walser* [1957], Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977.
- Shamdasanie, Sonu: Claire, Lise, Jean, Nadia, and Gisèle. Preliminary Notes towards a Characterisation of Pierre Janet's Psychasthenia, in: Marijke Gijswijt-Hofstra/Roy Porter (Hgg.): *Cultures of neurasthenia from Beard to the First World War*, *Clio Medica* 63, The Wellcome Institute Series in the history of medicine Amsterdam/New York: Rodopi, 2001, 363-385.
- Shorter, Edward: The First Great Increase in Anorexia Nervosa, in: *Journal of Social History* 21 (1987), 69-96.
- Shorter, Edward: *Von der Seele in den Körper. Die kulturellen Ursprünge psychosomatischer Krankheiten*, Reinbek: Rowohlt, 1999.
- Showalter, Elaine: *The Female Malady*, New York: Pantheon Books, 1985.

- Showalter, Elaine: *Hystorien. Hysterische Epidemien im Zeitalter der Medien*, Berlin: Berlin Verlag, 1997.
- Sontag, Susan: *Illness as Metaphor and Aids and Its Metaphors*, London: Penguin, 1991.
- Stanzel, Franz K.: *Theorie des Erzählens*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1979.
- Steinlechner, Gisela: *Fallgeschichten: Krafft-Ebing, Panizza, Freud, Tausk*, Wien: WUV-Universitätsverlag, 1995.
- Stückrath, Jörn: „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie“. Naturalistische Modelle der Wirklichkeit, in: Rolf Grimminger/Jurij Murasov/Jörn Stückrath (Hgg.): *Literarische Moderne. Europäische Literatur im 19. und 20. Jahrhundert*, Reinbek: Rowohlt, 1995, 140-168.
- Tanner, Jakob: *Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890-1950*, Zürich: Chronos, 1999.
- Tanner, Jakob: Kulinarische Neologismen in der deutschen Gegenwartssprache, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hgg.): *Kulturthema Essen: Ansichten und Problemfelder*, Kulturthema Essen Bd. 1, Berlin: Akademie-Verlag, 1993, 267-277.
- Tebben, Karin: Psychologie und Gesellschaftskritik: Gabriele Reuter, in: Karin Tebben (Hg.): *Deutschsprachige Schriftstellerinnen des Fin de Siècle*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999, 266-289.
- Thomas, Heather Kirk: Emily Dickensons „Renunciation“ and Anorexia Nervosa, in: *American Literature* 60 (1991), 205-225.
- Thomé, Horst: *Autonomes Ich und „Inneres Ausland“*. Studien über Realismus, Tiefenpsychologie und Psychiatrie in deutschen Erzähltexten (1848-1914), Hermaea Germanistische Forschungen N. F., Bd. 70, Tübingen: Niemeyer, 1993.
- Thompson, Deborah Ann: Anorexia as Lived Trope: Christina Rossetti's „Goblin Market“, in: *Mosaic* 24 (1991), 89-106.
- Thoms, Ulrike: Dünn und dick, schön und häßlich. Schönheitsideal und Körpersilhouette in der Werbung 1850-1950, in: Peter Borscheid/Clemens Wischermann (Hgg.): *Bilderwelt des Alltags. Werbung in der Konsumgesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Hans Jürgen Teuteberg*, Studien zur Geschichte des Alltags Bd. 13, Stuttgart: Steiner, 1995, 242-282.
- Thums, Barbara: Moralische Selbstbearbeitung und Hermeneutik des Lebensstils. Zur Diätetik in Anthropologie und Literatur um 1800, in: Maximilian Bergruen (Hg.): *Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800*, Würzburg: Königshausen und Neumann, 2001, 97-111.
- Treichel, Hans-Ulrich: Über die Schrift hinaus. Franz Kafka, Robert Walser und die Grenzen der Literatur, in: Ders.: *Über die Schrift hinaus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2000, 28-49.
- Uecker, Heiko: Anmerkungen zu Knut Hamsun und seinem Buch *Hunger*, in: Raimund Wolfert (Hg.): *Alles nur Kunst? „Knut Hamsun zwischen Ästhetik und Politik“*, Wahlverwandschaft - Der Norden und Deutschland Bd. 2, Berlin: Spitz, 1999, 15-30.
- Uecker, Heiko (Hg.): *Neues zu Knut Hamsun*, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 2002.
- Utz, Peter: Robert Walser, in: Hartmut Steinecke (Hg.): *Deutsche Dichter des 20. Jahrhunderts*, Berlin: E. Schmidt Verlag, 1994, 197-211.
- Utz, Peter: *Tanz auf den Rändern. Robert Walsers „Jetztzeitstil“*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998.
- Vandereycken, Walter/Ron van Deth: The Anorectic Empress: Elisabeth of Austria, in: *History Today* 46 (1996), 12-19.
- Vandereycken, Walter/Ron van Deth/Rolf Meermann: *Hungerkünstler, Fastenwunder, Magersucht. Eine Kulturgeschichte der Eßstörungen*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1992.
- Vice, Sue: The Well-Rounded Anorexic Text, in: Tim Armstrong (Hg.): *American Bodies: Cultural Histories of the Physique*, New York: New York University Press, 1996, 196-203.

- Vinken, Barbara: Lieben, Lesen, Essen. Realismus und geistiger Schriftsinn in *Mme Bovary*, in: Christine Lubkoll (Hg.): *Das Imaginäre des Fin de siècle. Ein Symposium für Gerhard Neumann*, Reihe Litterae Bd. 88, Freiburg: Rombach, 2002, 337-356.
- Virchow, Christian: Das Sanatorium als Lebensform, in: Thomas Sprecher (Hg.): *Literatur und Krankheit im Fin-de-Siècle (1890-1914). Thomas Mann im europäischen Kontext*, Thomas-Mann-Studien Bd. 26, Frankfurt am Main: Klostermann, 2002, 171-198.
- Vogl, Joseph: Für eine Poetologie des Wissens, in: Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann (Hgg.): *Die Literatur und die Wissenschaften*, Stuttgart: M und P Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1997, 107-127.
- Vollmer, Hartmut: Die erschriebene Kindheit. Erzähllust, Sprachzauber und Rollenspiel im Werk Walsers, in: *Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte* 93 (1999), 75-97.
- Wagner, Benno: Der Unversicherbare. Kafkas Protokolle, Habilitationsschrift Universität-Gesamthochschule Siegen 1997.
- Wagner, Benno: Poseidons Gehilfe. Kafka und die Statistik, in: Hans-Gerd Koch/Klaus Wagenbach (Hgg.): *Kafkas Fabriken*, Marbacher Magazin 100, Stuttgart: Dt. Schillergesellschaft, 2002, 109-138.
- Weigand, Friedrich Ludwig Karl: *Deutsches Wörterbuch*, hg. von Herman Hirt, 5. Auflage, in der neuesten für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Rechtschreibung, Leipzig: Töpelmann, 1910.
- Wierlacher, Alois: *Das Essen in der deutschen Literatur. Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass*, Stuttgart: Kohlhammer, 1987.
- Worbs, Michael: *Nervenkunst: Literatur und Psychoanalyse im Wien der Jahrhundertwende*, Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 1983.
- Zmegac, Viktor: Robert Walsers Poetik in der literarischen Konstellation der Jahrhundertwende, in: Dieter Borchmeyer (Hg.): *Robert Walser und die moderne Poetik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999, 21-36.

Abbildungen



Abb. 1

Aus: Gull, William W.: Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1888), 516-517, S. 516.



Abb. 2

Aus: Gull, William W.: Anorexia Nervosa, in: *Lancet* (1888), 516-517, S. 516.

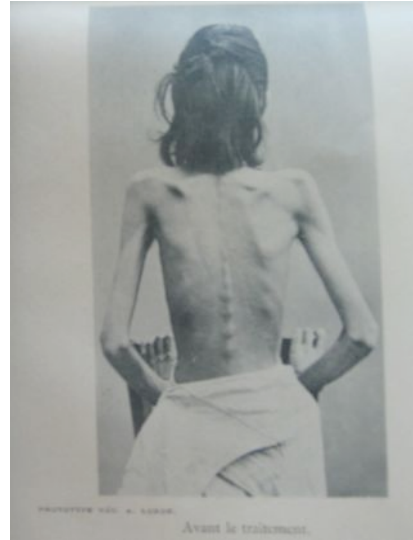


Abb. 3

Aus: Brissaud, E./A. Souques: Délire de maigreur, in: *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* 7 (1894), 237-337, nach S. 334.

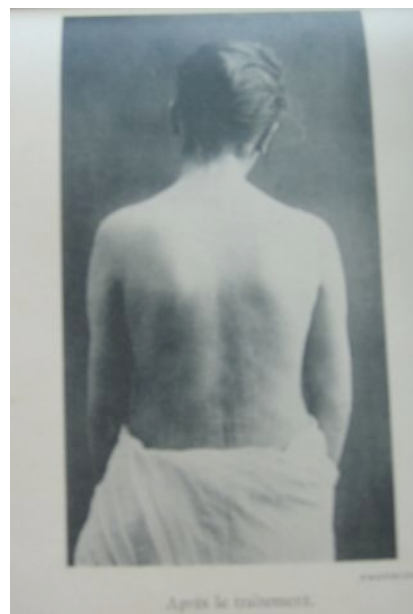


Abb. 4

Aus: Brissaud, E./A. Souques: Délire de maigreur, in: *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* 7 (1894), 237-337, nach S. 334.

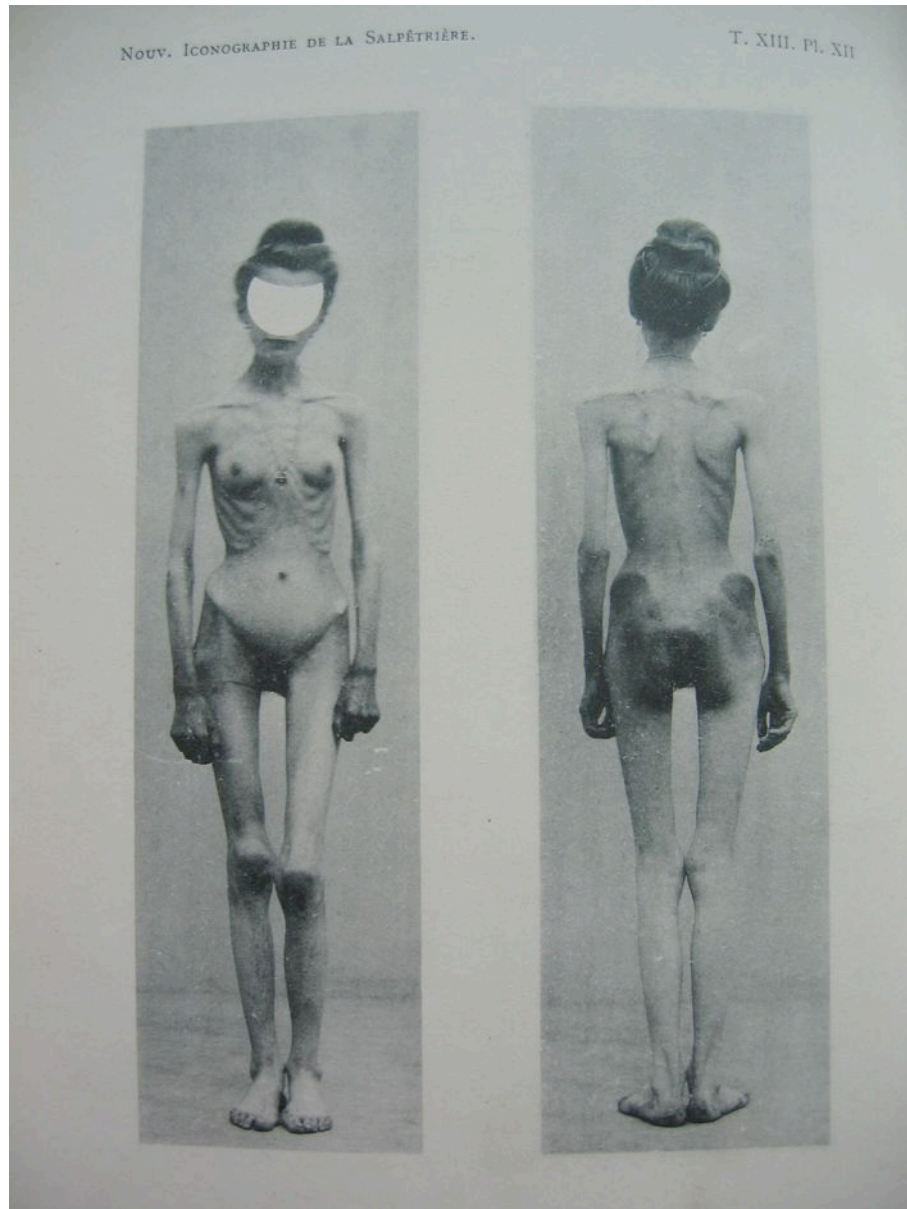


Abb. 5

Aus: Gasne, Georges: Un cas d'anorexie hystérique, in: *Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière* 13 (1900), 51-56, vor S. 51.